This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

600062077S

Das
Leben der Seele

in Monographien über ſeine Erſcheinungen
und Geſetze

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage.

Dritter Band.

Berlin,
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann.
1882.

Das Leben der Seele.

Das

Leben der Seele

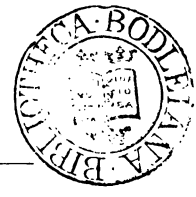
in Monographien über seine Erscheinungen
und Gesetze

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage.

Dritter Band.



Berlin,

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann.
1882.

265 i .75

Vorwort

zur zweiten Auflage.

Die Abhandlungen über den Tact und die Vermiſchung und Zuſammenwirkung der Künſte, welche den größeren Theil dieſes Bandes füllen, erſcheinen hier in zweiter Auflage; deshalb mußte der ganze im Hinblick auf die Beſitzer der erſten ſo bezeichnet werden, obgleich die Monographie „zum Urſprung der Sitten“ nicht in dieſem Verbande und „die Freundſchaft“ überhaupt noch nicht im Druck erſchienen war. Wenn der Plan des Werkes, das ich hiermit ſchließe, wiederum ein wenig verändert iſt, ſo geſchah es, weil eine allgemeine ſyſtematiſche Abhandlung über das geſammte Seelenleben ſich bei reiflicher Erwägung als unthunlich erwies; die Hinweiſungen auf die Monographien wären, um Wiederholungen zu vermeiden, ſo zahlreich geworden, daß ſie die Lectüre unerquicklich gemacht hätten. Sind als Erſatz dafür häufige Verweiſungen in dieſem Bande eingetreten, ſo finden ſie doch nur da ſtatt, wo eine gegenſeitige Erhellung der bezogenen Stellen nothwendig ſchien. Den weſentlichſten Dienſt, den die ſyſtematiſche Ueberſicht hätte thun können, wird hoffentlich das allgemeine Regiſter über alle drei Bände leiſten, bei deſſen Abfaſſung mir Herr cand. phil. Alfred Leicht erfreuliche Mithilfe geleiſtet, wofür ich herzlichen Dank hier auszuſprechen nicht unterlaſſen will.

Es war eine ſeltſam bittere Ironie des Schickſals, daß ich im Dienſte des öffentlichen Geiſtes den innerſten Quellpunkten aufſteigender Veredlung der Seelen, den zarteſten und innigſten Beziehungen derſelben zu einander im Geiſte nachzugehen hatte, während das Herz voll Gram und Grimm über ein beſinnungsloſes Parteigetriebe, welches hier auf eine Verleugnung der höchſten Ziele, dort auf die Erſchütterung der tiefſten Grundlagen ſittlicher Entwickelung gerichtet — — doch nein! wenn es mir gelungen — und ich hoffe, daß es mir gelungen iſt — während der langen Monate, die mein Gemüth von der Ergründung dieſer idealen Gegenſtände erfüllt geweſen iſt, alle Bitterkeit zeitgenöſſiſcher Erfahrung fern zu halten, und zeit- und ſelbſtvergeſſen dem reinen Ziele der Erforſchung in ſich ſelbſt gegründeter Wahrheit nachzuſtreben: dann ſoll auch dies Blatt des Abſchieds von dem freundlichen Leſer dieſes Werkes frei bleiben von der betrübenden Erörterung der Schmach, welche dem deutſchen Volke zugemuthet iſt.

Habe ich doch auch niemals den Muth des Glaubens verloren, daß die ſtille Gemeinde der Freunde dieſes Buches bei der Fahne idealer Geſinnung und Geſittung, welche es durch Selbſterkenntniß zu befeſtigen ſtrebt, treu ausharren wolle; daß aber auch weitere und weitere Kreiſe bald wieder zu der ureigenen Hoheit und Reinheit des deutſchen Volksgeiſtes ſich zurückfinden werden. Dann wird auch der beſcheidenſte Beitrag zur Läuterung desſelben durch pſychologiſche Erkenntniß der Keime, des Wachsthums und der Früchte der Idealität den Zweck ſeiner Schöpfung nicht verfehlen.

Schönefeld, den 15. September 1881.

Der Verfaſſer.

Dritter Band.

1. Der Tact.
2. Die Vermiſchung und Zuſammenwirkung der Künſte.
3. Die Freundſchaft.
4. Zum Urſprung der Sitten.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Der Tact. S. 3—65.

Einleitung. Pſychologiſche Erfahrung überhaupt, Beobachtung und Analyſe.

1. Innere Thatſachen ohne Bewußtſein derſelben. Erſte Auffaſſung als flüchtige Vorſtellung, dann als Anſchauung des inneren Vorgangs. Unterſchied der Wahrnehmung ſinnlicher und geiſtiger Vorgänge S. 3—6.
2. Einſeitige Auffaſſung der vielſeitigen Vorſtellung; die Sammlung des Inhalts im vorwiſſenſchaftlichen Bewußtſein S. 7 und 8.
3. Wiſſenſchaft ſucht den Begriff des Vorgeſtellten und Angeſchauten inneren Vorgangs S. 9 und 10.
4. Thatſachen und Urſachen; Erſcheinung und Bedingungen S. 10.

A. Die pſychologiſche Beſchreibung des Tacts S. 11—26.

I. Umfaſſende Aufmerkſamkeit auf das ganze jedesmalige Gebiet ſeiner Bethätigung (Anwendung: ſittlicher und geſelliger, kritiſcher, poetiſcher Tact). Aufgabe des pädagogiſchen Tacts; Beiſpiele aus Sterne und Auerbach; Arten und Grade des Tacts S. 11—16.

II. Kenntniß der Ideen und Geſetze; „Regeln“ des Tacts enthalten eine ungenügende Vorſtellung S. 16. — Die geſelligen Tugenden des Ariſtoteles S. 17. Die Beſtimmung des Maßes; die muſikaliſche und die pſychologiſche Bedeutung des Wortes (tactus animi) S. 21, bei einer Vielheit der Ideen, bei einer Einheit derſelben S. 23. Die ſittlichen und die äſthetiſchen Ideen; die poetiſche und die ſcholaſtiſche Vorſtellungsart; Rückſicht auf die Gefühle und die Stimmungen S. 24.

III. Das Kennen und das Können des tactvollen Handelns; die Geſinnung und die Kunſt der Ausführung S. 25 und 26.

B. Die psychologische Erklärung des Tacts S. 27—65.

IV. Die Seelenvermögen und ihre Untauglichkeit zur Erklärung; das Unbewußte im Tact; die gewöhnliche Ansicht und ihre Wahrheit S. 27. Der Proceß der Aufmerksamkeit; absichtliches und unwillkürliches Geschehen im Geiste S. 29; bewußte und unbewußte Elemente desselben; die „Enge des Bewußtseins" S. 31. Verdichtung des Inhalts und Dauer des Processes; das Tempo des Denkens und seine Messung S. 34. Beispiele S. 35. Die Umwandlung der psychischen Elemente in höheren Gebilden; diese charakterisiren die Art der Aufmerksamkeit im Tact S. 37. Nachfolgendes Bewußtsein der Gründe und casuistische Individualität derselben S. 38.

V. Die Herrschaft der Ideen; Tact ist unbewußte, unreflectirte, schnelle Anwendung derselben S. 39. Beispiel aus Homer S. 42 Anm. Vergleichung desselben mit dem aus Auerbach S. 43. Arten und Stufen der Wirksamkeit der Ideen oder Gesetze: unbewußte Anwendung unerkannter Gesetze; bewußte Erkenntniß der Gesetze; unbewußte Anwendung der bewußt erkannten Gesetze S. 44. Beispiel der Grammatik S. 45. Der natürliche und der feine Tact; das Schöpferische desselben S. 46. Das Wissen und die Gesinnung; Handlung, Wissenschaft und Dichtung als schöpferische Fortbildner S. 48. Besondere Bedeutung der concreten Wirklichkeit, an der Erziehung, dem Rechtsleben und dem Tact dargelegt S. 49. Die Theilnahme der „Träger der Volksseele" an der Fortbildung S. 53. Frauen; Reflexion und Tact S. 54. Verhalten zu den Institutionen; Sitte, Sittlichkeit und erhöhte Sitte, oder Natur, Kunst und künstlerische Natur S. 55. — Schnelligkeit und Freiheit in der Abwägung der Verhältnisse; Beispiel: die Ordnung einer Tafelrunde S. 56; Convention und Tact S. 57. Anwendung auf andere (als gesellige) Arten des Tacts S. 58.

VI. Die Mittel des Tacts. Beweglichkeit des Geistes und des Körpers S. 59. Die Grußformen als Reflexbewegungen verdichteter Vorstellungsmassen. Der Natur- und der Culturmensch in der Reflexthätigkeit S. 60; die Vornehmheit; Kühle, Ruhe und Uebung S. 61. Die Geistesgegenwart; der schlaue und der wahre, der feine und der feste Tact S. 62. Die Regsamkeit des sympathischen Gefühls S. 63. Individualität des Tacts und Unterschied von Höflichkeit; Beherrschung der Temperamente und des empirischen Ich S. 64. Die Gabe des Tacts; ihr Werth und ihre Würde S. 65.

II.

Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste. S. 69—248.

I. Malerei und Musik S. 69—201.

Die Weihnachtsausstellungen der Berliner Akademie der Künste S. 69. Lessings Laokoon und unsere Aufgabe S. 70. Beispiele von Vermischung der Künste und unzureichende Gesetze derselben S. 71. Die Verwandtschaftsgrade der Künste und ihre Folgen S. 73. Der quantitative und der qualitative Unterschied S. 76. Die Perception und die Apperception ihres Inhalts S. 78.

Der Inhalt der Musik: Zur Geschichte des Streites und der Theorieen S. 80 Anm. Musik erheischt eine eigene Begriffsbildung S. 80. Aussichten auf Lösung des Streites durch Scheidung der Fragen a) nach der Form als Ursache der Schönheit und b) nach den Gründen derselben. Bei den Formalisten und den Idealisten S. 83. Ferner durch Unterscheidung der Aufgaben a) der empirischen Aesthetik, b) der Psychologie, c) der Metaphysik des Schönen S. 85. Kurze Darstellung der historischen Gründe für die Wirkung der Formschönheit: Beziehung derselben zur Intelligenz S. 88, zum Inhalt; Auffassung der Idee des Dinges S. 89, ihre Zweckmäßigkeit ohne Zweck S. 90, ihre Beziehung zum geistigen und leiblichen Wohlsein S. 90, ihre Leistung für andere geistige Gebiete, z. B. Sittlichkeit, Beherrschung der Triebe S. 91. Identität der Form des Schönen mit der Form der Idealität überhaupt S. 92. Meine eigene Auffassung: Das Schöne als Idee der Form; sein Verhältniß zu den Ideen des Wahren und des Guten; die natürliche, die sittliche und die ästhetische Weltordnung und ihr Zusammenhang S. 95. Die Selbständigkeit der ästhetischen Gesetze S. 99. — Anmerkung gegen den Satz: über den Geschmack sei nicht zu streiten S. 100.

Die psychologische Analyse der Auffassung der Musik:

A. Die ästhetische Wirkung: Apperception der Tongebilde: als zusammengesetztes Ganzes S. 103 und seiner Verhältnisse S. 104, die ästhetische Beurtheilung in der Form des Gefühls S. 105 — die Gefühlsform des Urtheils ist nicht auf Musik beschränkt — Rechtsgefühl u. dergl. S. 105. Apperception der Tongebilde: als dynamische Erscheinungen S. 106 und Processe der Bewegung S. 107 und zwar dynamischer, nicht räumlicher Bewegung S. 108. — Apperception durch analoge sinnliche und seelische Erscheinungen, welche die Bedeutung der Tongebilde vorbereiten S. 109.

B. Die pathetische Wirkung: Tonanschauungen erzeugen Gefühle und Stimmungen S. 110, physiologische und mnemonische Reize S. 111, die specifische Natur des Gehörs überhaupt und der musikalischen

Töne im Besonderen S. 112. Die elementare Wirkung der Musik im Vergleich mit anderen Künsten S. 114.

C. Die symbolische Wirkung: Inhaltsunterschied der plastischen und der musikalischen Gebilde S. 116, die symbolische Apperception, aus Analogie der Sache und des Eindrucks S. 118, ihre Individualität und Gesetzmäßigkeit S. 119, die Stimmung als Erfolg derselben S. 120. Die sprachliche Symbolik über Musik: Beispiele; besonders Schumanns S. 122, Gumprechts über Kiel; Analyse des psychologischen Vorgangs im symbolischen Gebrauch der Worte; Beispiel des „Süßen" S. 125. — Symbolik und ihre weitere Anwendung; Naturauffassung S. 127. Poesie; Beispiel Mahomets Gesang von Goethe S. 128, Analyse desselben S. 130. Anwendung auf die Musik S. 131; ihre außerordentliche Wirkung durch Verdoppelung des symbolisirenden Processes S. 133 (Anm. über Ehlert S. 134). Lösung des Streites über die Bedeutung S. 135, ihre Nothwendigkeit, Unbestimmtheit und Individualität S. 136, ihre Wirkung auch ohne Bewußtsein und durch Mangel an Bestimmtheit S. 138, Beleuchtung von Schumans Ansicht über das Räthselhafte der Musik S. 139.

D. Die subjective Mitwirkung persönlicher Erinnerungen bei der Auffassung musikalischer Gebilde S. 140, ihre Gesetzmäßigkeit und individuelle Zufälligkeit S. 142, die Nothwendigkeit der Erinnerungen schließt nicht das Recht der Verknüpfung mit den Tongebilden ein S. 144. Ein Beispiel von Ehrlich S. 144, Anm. über die ästhetische Ordnung physiologischer Reize S. 145, die Wirkung der associirten Vorstellungen und ihr Verhältniß zu den anderen Wirkungen der Musik S. 146, Beispiel aus Paul Heyse S. 147. Psychologische Charakteristik der Gedanken, welche associativ erregt werden S. 148, verglichen mit Gedankenkeimen vor der sprachlichen Fassung S. 149 Anm.

E. Die allgemeine Wirkung der idealisirten Atmosphäre in der Musik S. 150. Die Natur als akustische und als optische Erscheinung; Chaos und Kosmos auf beiden Seiten S. 152, die ideale Durchdringung der ganzen wahrnehmbaren Umgebung durch Musik; ihre Beziehung zu Fest und Feier S. 153 und ganz allgemeine Anregung produktiver Stimmung; Beispiele S. 154.

Nicht alle Wirkungen der Musik sind immer zusammen, sondern wechseln mit der allgemeinen psychischen Lebensform S. 155.

Verhältniß des musikal. Inhalts zum Componisten; das Zeugniß derselben S. 157. Gedanken können Ursachen der Tonschöpfung sein und doch nicht ihr Inhalt; Wesen und Wirkung verschieden S. 158. Tonreihen sind nach Form und Inhalt von den erregenden Gedanken verschieden S. 159; aber auch die plastischen Kunstformen; jede stellt mit ihrer verschiedenen Form

auch verschiedenen Inhalt dar; die Gleichheit ist nur Schein; ein Beispiel analysirt: Schluß der Bürgschaft von Schiller in Wort und Bild S. 161. Dasselbe in Musik S. 163. Gedankengehalt und Tonreihen subjectiv verbunden S. 165 durch gemeinsame Apperceptionen, aber ohne Identität S. 166. Musik als Zeichensprache: in den Signalen, und bei niedrigen Völkern S. 166; Musikalische Interpretation ist schwankend; der Gedanke unbestimmt S. 167. Der große Vorzug der logischen Unbestimmtheit des musikalischen Gedankens S. 168. Das Programm und sein Recht S. 169. Die neunte Symphonie und die Ouvertüre zur Euryanthe. Kritik der Mendelssohnschen Behauptung: der musikalische Inhalt sei bestimmter als der sprachliche S. 170. Vergleich der Töne mit plastischen Vorgängen S. 172. Das Unaussprechliche als Inhalt der Musik S. 173. Musik als Ausdruck der Gefühle S. 174. Das Gefühl des Componisten; das des Zuhörers und das in den Tönen dargestellte Gefühl S. 176. Töne können nicht Gefühle bedeuten, nicht darstellen, aber erzeugen S. 178; auch im Componisten selbst ist das Verhältniß zwischen Gefühl und Tönen vielfach verschieden; lyrische, epische und dramatische Musik, subjectives Erlebniß und objective Darstellung von Gefühlen S. 180. — Unterschied der plastischen und der musikalischen Anschauung im Proceß ihres Werdens S. 181. Das Moment der Zeit S. 183, das musikalische Gebilde ist niemals in sinnlicher Gegenwart gegeben S. 184, daraus erfolgende Unterschiede von der Plastik S. 184.

Die Zusammenwirkung von Plastik und Musik. Das Auffassen des Bildes S. 185 und der Musik S. 187. Die Störung in der Gleichzeitigkeit S. 188, vermehrt durch die Verschiedenheit im Apperceptionsproceß S. 190. Erklärung weshalb sie nicht bemerkt wird S. 191 (Aesthetische Lehren aus der psychologischen Beobachtung S. 192), auch von den Ausstellern nicht S. 194. Harmonie musikalischer und plastischer Eindrücke im Nacheinander S. 196. Musik muß vorangehen S. 200.

II. Baukunst, Bildhauerei und Malerei S. 202—225.

Das Verhältniß der Baukunst zu den plastischen Künsten S. 202. Façadenmalerei und gemalte Architektur S. 205. Der psychologische Prozeß oder der innere Vorgang der Auffassung des Schönen als Princip der Schönheit S. 206. Das dienende und das freie Verhältniß der Verbindung S. 208. Wand-, Decken- und Glasgemälde S. 209. Das Relief; Ghibertis Thüren S. 210. Die vollendete Harmonie; die Grabcapelle der Medicäer S. 211. Eigenthümlichkeit der Baukunst; (architektonische und landschaftliche Zeichnungen) S. 212. Aehnlichkeit mit der Musik; beide bieten abstracte Formen und erregen symbolische Apperceptionen S. 213. Zusammenwirkung von Baukunst und Musik S. 214.

Sculptur und Malerei; bemalte Statuen und die Gründe der Unschönheit S. 216. Die Elemente der Künste und das Gesetz der ästhetischen Anschauung (Linie, Körper und Farbe; Gestalt und Leben) S. 217. Der

Spielraum für die Thätigkeit der Phantasie S. 222. Fechners Zweifel und die historische Erfahrung; Burckhardt S. 224.

III. Plastische und redende Künste S. 226—248.

Verhältniß der plastischen Künste zur Poesie S. 226. Jahrmarktsbilder und Kirmeßtrubel S. 228. Poesie und Musik S. 229. Der Rhythmus und die Stimmung S. 230. Der Proceß der Auffassung eines musikalisch begleiteten Textes analysirt: er besteht aus mehrfachen parallelen Reihen: die der Lautkörper und der Gedanken; die Verschiedenheit der Einheitsbildungen in beiden; ihre Beziehung in den poetischen Formen S. 231. Die Melodie, ihre Einheit und Beziehung zur parallelen Wortreihe S. 233. Poesie des Textes und Poesie der Töne; Schumann S. 234 der Ausdruck; die Seele des Gesangs S. 236 Anm. Ueber den nervösen Charakter des Gesanges — und die Leistung des Schauspielers S. 237. — Die Gattungen der Poesie und die Musik S. 239. Mimik, Pantomime, Schauspielkunst und Decoration S. 240. Die Oper und ihre Berechtigung; als musikalisches Drama und dramatisirte Musik S. 242. Der psychologische Proceß ihrer Auffassung analysirt S. 246.

III.

Die Freundschaft. S. 251—348.

Die Geschichte ihrer Litteratur und ihres Vorkommens S. 251. Freundschaft ist ein Artbegriff, welcher viele und wechselnde Erscheinungen umfaßt S. 253, aber alle sind von verwandten Erscheinungen zu sondern S. 254. Freundschaft ist ein ethisches Gefühl, von historisch-pädagogischem Werthe S. 256; daher andere Stellung auf früheren Stufen der Cultur S. 257. Für uns ein sittliches Gut; im Alterthum zugleich Pflicht und Tugend (Aristoteles, Cicero) weil sie die allgemeine Menschenliebe vertritt S. 258, und ethische Gemeinschaft stiftet S. 259, aber verschieden von Volk, Staat, Kirche, Gemeinde ꝛc. S. 260 und doch für dieselben erziehend S. 261, weil den Egoismus des Einzelnen überwindend S. 262. Vergleich mit der Blutsverwandtschaft S. 263; — ihre freie Wahl und Ergreifen der Persönlichkeit S. 264 — und mit der Liebe und Ehe; Naturzwecke.

Freundschaft von der Persönlichkeit abhängig, deshalb nach Zeit und Volk verschiedener Art S. 266. Die Isothermen des Gemüths S. 267.

Die Blutsfreundschaft, Wahlbruderschaft bei vielen Völkern S. 268 auf den Trieb zur Freiheit gegründet S. 270. Symbol der Blutmischung S. 271.— Die Formen des Bündnisses; bei Südslaven gleich der Eheschließung S. 272; Kleider-, Waffen- und Namenstausch S. 273. Die Scythen S. 274.

Die Bünde der Pythagoräer; der Essäer; die politische Gliederung der Tscherkessen S. 276.

Die griechische Freundschaft, ihr Zusammenhang mit Politik und Cultur S. 278.

Berühmte Paare, der Sinn und die Art ihrer Freundschaft. — Achill und Patroklos S. 280. Orest und Pylades, Scipio und Laelius, Damon und Phyntias, Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne S. 283. David und Jonathan S. 286.

Die moderne Freundschaft, bei Dichtern und Denkern — nicht bei Helden und Staatsmännern; weil Beziehung der Persönlichkeit zum Beruf verändert ist und persönliche Bildung von der praktischen Anwendung geschieden wird S. 291.

Sie wird ausschließlich innere Verbindung der Personen S. 295. Berühmte Paare; Sinn und Art ihrer Freundschaft. — Montaigne und La Boëtie S. 296, Beaumont und Fletcher S. 299, Metastasio und Farinelli, Johnson und Boswel, Jean Paul und Emanuel, Schiller und Körner S. 300, Lessing und Mendelssohn S. 301, Schiller und Goethe S. 302, Luther und Melanchthon S. 305.

Wesen der Freundschaft ist: Gefühl der Zusammenschließung der Seelen S. 312, ein ethisches, aber kein Lustgefühl S. 313, sie ist Erweiterung des Selbstgefühls S. 315, ihr idealistischer Charakter S. 316. Wesen und Werth aller Expansion des Selbst, im Denken, im Besitz, in der Ehre, in der Zusammenschließung der Seelen S. 319, der Besitz und der Besitz einer Seele S. 321, Anziehung und Hingebung S. 322, Religion und Liebe S. 323. Verhältniß zu Bekanntschaft und Geselligkeit S. 324, Arten und Grade der Freundschaft S. 325.

Ursache der Freundschaft ist Individualität S. 326, diese auf verschiedenen Stufen der Cultur verschieden S. 328, ihre wahre Beschaffenheit S. 330, ihre Arten und Grade S. 332, das Genie der Persönlichkeit S. 333, die Frauen; die Freude, Gleichheit und Verschiedenheit S. 334.

Erfolge der Freundschaft; das Glück des Besitzes und die Süßigkeit des Verkehrs S. 336. Die Erweisungen und Ansprüche der Freundschaft S. 338, ihre erfinderische Fortbildung der Sittlichkeit und erzieherische Bedeutung S. 339, sie erhebt die Sitte und behütet vor Erstarrung S. 340, überwindet sociale, nationale und confessionelle Unterschiede S. 341. Die moderne Freundschaft mit der antiken verglichen S. 342. Die Freundschaft als Kraftquelle für beiderseitige Perfectibilität S. 344—348.

IV.

Zum Urſprung der Sitten. S. 351—420.

Die Stellung der Aufgabe. Entdeckung von Thatſachen und pſychologiſche Analyſe S. 351. Sitten in vorhiſtoriſcher und hiſtoriſcher Zeit S. 353. Die Quelle beider ſind die ungeſchiedenen idealen Elemente der Religion, Moral, Politik und Aeſthetik S. 354.

Was Sitte iſt? Der allgemeine anerkannte Brauch; die feſte Norm des Handelns S. 355, ſie enthält das Formale des Ethiſchen, iſt geſellig und traditionell S. 356, begründet alſo das Allgemeine und das Objective S. 337. Verſchiedenheit der Sitten S. 359.

Kritik der Anſichten über ihren Urſprung; ſie ſind nicht gelehrt, und nicht erfunden, S. 360 (der contrat social und ſeine widerhiſtoriſchen Vorausſetzungen S. 362) nicht anerzogen S. 364 und nicht angeboren S. 366; kein ſittlicher Inſtinkt S. 369, ſondern: Sitten der Erfolg eines pſychiſchen Proceſſes S. 373.

Der Proceß der Sittenſchöpfung: Das ſittliche Gefühl S. 375 reflectirt in der Handlung; das ſittliche Bewußtſein iſt praktiſches Bewußtſein S. 379 die Erinnerung und das Gewiſſen S. 382; aus einem urſprünglichen Gefühl, der daraus folgenden, in der Geſellſchaft gleichartig wiederholten Handlung entſteht die Sitte S. 383. Große geiſtige Kraft der ſittenſchöpferiſchen Zeiten S. 385. Verſchiedenheit des Wachsthums idealer Keime S. 388.

Die urſprünglichen Elemente des Sittlichen: Pſychologie und Ethik S. 389. Teleologie in der Naturwiſſenſchaft S. 391 und in der Pſychologie S. 392. Die Beſtimmtheit der ſittlichen Gefühle; Billigung und Tadel S. 393; religiöſe und ſittliche Vorſtellungen S. 396. Der geſellſchaftliche Menſch und nicht der Einzelne iſt Schöpfer der Sitten S. 398. Gegen den Eudämonismus und einſeitige ethiſche Syſteme S. 399. Die ſittlichen Antriebe: Ausbildung der Ichheit S. 402, der Beſitz S. 403, Kunſt und Induſtrie S. 404. Erweiterung des Ich: in der Blutsverwandtſchaft S. 405, urſprünglich in der Form der Geſchlechtsgenoſſenſchaft S. 407 (das Werden der Individualität S. 408), dann in der patriarchaliſchen Familie S. 409 (Urweisheit; das Geſetz und der Lebensplan S. 410, Recht, Eigenthum, Religion S. 412) in der Ehre S. 414, in der Freundſchaft S. 415. Religion und Moral; Einheit, Trennung und Einigung S. 416, Herrſchaft und Dienerſchaft S. 417, Mitleid S. 418. Wohlwollen und Aufopferung; Egoismus und Sittlichkeit S. 419.

Der Tact.

Was heißt Tact?

Ich will den Sinn d. h. sowohl den Anlaß und Ursprung dieser an die Wissenschaft gerichteten Frage als auch das Ziel derselben zunächst erörtern; und zwar deshalb weil diese Erörterung uns auf solche Thatsachen führen wird, welche dazu dienen können uns das Verständniß der Antwort zu erleichtern.

Ich könnte um den Sinn, den wir, oder den die psychologische Untersuchung mit einer solchen Frage verbindet, anschaulich zu machen, auf das Beispiel der gleichartigen Fragen, die wir uns in diesem Werke bereits vorgelegt haben, hinweisen; auf die Fragen: was heißt Bildung? was ist Ehre? was ist Humor? was ist Sprache? Allein ich hoffe, wie gesagt, einigen Gewinn für das Verständniß dieses Werkes überhaupt und unseres gegenwärtigen Gegenstandes im Besonderen daraus zu ziehen, daß wir an dem einzelnen Beispiel noch einmal uns die allgemeine Aufgabe einer psychologischen Untersuchung klar machen. Auch weshalb grade der Tact ein vor vielen geeignetes Beispiel dieser Aufklärung abgibt, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen.

1. Bei einiger Lebenserfahrung leuchtet sofort ein, daß auch ein Kind, ein einfacher ungebildeter Mensch tactvoll handeln, reden, sich benehmen, also Tact besitzen kann, ohne daß er weiß, was Tact heißt, oder daß es überhaupt so etwas wie Tact gibt; woraus dann auch folgt, daß er, wenn er etwa das

Wort Tact hört, nicht weiß, was es bedeutet; dies nicht weiß, obgleich er doch die Sache thatsächlich besitzt. Dieser Mensch also hat gar keine Vorstellung vom Tact, weil er auch keine innere Anschauung desselben besitzt.

Noch deutlicher wird uns die Sache durch die Geschichte der Cultur und der Sprache. Offenbar hat es auch bei hochgebildeten Völkern eine Zeit gegeben, in welcher zwar bereits sehr tactvoll geredet und gehandelt wurde, in welcher aber ein Wort, also eine Vorstellung des Tactes noch nicht vorhanden gewesen ist. Nicht dieses oder ein ähnliches, sondern schlechthin jedes Wort fehlte, um die Sache zu bezeichnen. Die innere Thatsache oder die Thatsache im inneren Leben ist vorhanden, aber sie wird als solche, als besondere Thatsache noch nicht aufgefaßt; die inneren Vorgänge, in denen sie sich uns als vorhanden gewesen offenbart, sind bekannt, aber die besondere Eigenschaft, daß sie tactvoll*) seien, die besondere Handlungsweise des Tactes oder die besondere Fähigkeit des Menschen als Quelle und Ursache derselben, werden nicht an oder bei jenen inneren Vorgängen hervorgehoben. Die Homerischen Helden z. B. handeln oft sehr tactvoll; aber es fehlt viel daran, daß der Dichter das tactvolle Handeln etwa von

*) Ob die Sprachforscher wohl erklären können, weshalb die Sprache uns hier zwingt, immer etwas superlativisch tactvoll zu sagen und kein schlichtes Adjectiv wie verständig, vernünftig ausgebildet hat? Man könnte an den Einfluß des Fremdworts, das sich in die Umbildung schwerer fügt und daher auch an das englische beautiful denken; allein diese Vermuthung würde forgetful sein. In Fechners an den feinsten Bemerkungen überaus reicher Vorschule der Aesthetik findet sich auch diese: »Die Bedeutung der Beiwörter geschmackvoll, geschmacklos hängt mit der engeren Bedeutung von Geschmack zusammen; dabei aber hat der Sprachgebrauch seine Launen. Man spricht von geschmacklosen Menschen als solchen, denen ein guter Geschmack fehlt, warum nicht auch von geschmackvollen als solchen, die ihn besitzen. Wir haben dafür überhaupt kein treffendes Beiwort; denn tactvoll bezieht sich mehr auf Benehmen als Empfinden.«

dem Schicklichen, Angemeſſenen, Klugen deutlich unterſcheide. Ich werde weiter unten eine Stelle anführen, bei welcher ſich Homer offenbar eine Ahnung von der beſonderen Aeußerung des Tactes aufdringt, in welcher man aber zugleich ſieht, wie das ſpecifiſche Weſen desſelben verhüllt bleibt, indem es von einer anderen allgemeineren Vorſtellung verdeckt wird.

Der erſte Schritt der pſychologiſchen Erkenntniß einer inneren Thatſache beſteht alſo darin, daß dieſelbe überhaupt als eine beſondere, von den anderen bis dahin bereits erkannten verſchiedene aufgefaßt, appercipirt wird. In Bezug auf innere, alſo geiſtige Erſcheinungen wird dieſer Prozeß der Apperception ſich faſt immer und weſentlich an der Hand der Sprache vollziehen. Die beſondere Eigenthümlichkeit einer ſeeliſchen Erſcheinung, die beſondere Eigenſchaft eines inneren Vorgangs oder die ſpecifiſche Fähigkeit, das Vermögen, die Urſache, aus welcher ſie fließt, wird gedacht indem ſie zugleich benannt wird. Wenn ein gedachter Inhalt ein ſeeliſcher Vorgang oder eine Eigenſchaft desſelben oder die Annahme einer Urſache oder Kraft, die ihn erzeugt, iſt, dann wird die Vorſtellung des Inhalts meiſt früher als die Anſchauung desſelben auftreten; die innere, insbeſondere die klare und deutliche Anſchauung folgt der flüchtigen Vorſtellung nach. Nicht als ob es an den Elementen einer inneren Anſchauung fehlte; vielmehr ſind dieſe der Anlaß und die Quelle, aus der die Vorſtellung fließt; aber eben jene Elemente ſchießen zu einem ſelbſtändigen, unterſchiedenen pſychiſchen Inhalt zunächſt nur als flüchtige Vorſtellung zuſammen.*) Die Elemente der Anſchauung gewinnen keinen Beſtand und bilden einen bloßen Durchgangspunkt zur Vorſtellung.

Pſychologie iſt eine Naturwiſſenſchaft; aber der Unterſchied derſelben von jeder anderen Naturwiſſenſchaft hängt mit an den

*) Vgl. L. d. S. Bd. II S. 280.

Unterſchieden dieſer erſten Erkenntniß ihrer Gegenſtände. Alle ſinnlichen Dinge ergeben für die geiſtige Thätigkeit zuerſt innere Anſchauungen, welche den allgemeinen und abſtracten Vorſtellungen vorangehen und den Stoff derſelben ausmachen; jene Anſchauungen übertreffen dieſe Vorſtellungen langehin (und vielfach, z. B. beim Künſtler, für immer) an Kraft, Beſtimmtheit und Einfluß. Von inneren Vorgängen aber und deren Qualitäten haben wir auch *nach* der Vorſtellung derſelben nur eine von ihr d. h. vom Wort ſchwer lösbare innere Anſchauung; hier muß, um dennoch zur Klarheit und Beſtimmtheit zu gelangen, die begriffliche und analytiſche Thätigkeit erſetzen, was dort durch die ſinnliche Beſtimmtheit an innerer Anſchaulichkeit geboten wird. Vollends aber vor der wortgeformten Vorſtellung iſt die Apperception der inneren Thatſachen eine durchaus ſchwebende und ſchwankende. Dort bilden ja auch die ſinnlich und real bleibenden und daher ganz gleichmäßig wieder auffaßbaren und aufgefaßten objectiven Dinge die wohlgefügten Rahmen der Apperception; hier ſchwinden die Gegenſtände mit der Action, und der Erinnerung allein fällt eine vergleichende Apperception zu, welche ſchließlich um ſo viel ſchwerer gelingt, weil dort im Sinnlichen das Object in vielen Stücken als identiſch beharrt, während einzelne ſeine Merkmale wechſeln, hier aber Merkmal und Object, nur durch ſchwierige und *ſubjective* Analyſen überhaupt ſcheidbar, immer mit einander verſchwinden.

Die *erſte* Stufe der Erkenntniß pſychiſcher Objecte wird aber meiſt ſchon vor und außerhalb der Wiſſenſchaft erſtiegen; in der Selbſtbeobachtung durch einfache Reflexion auf die eigenen inneren Vorgänge, nicht am wenigſten im Intereſſe dichteriſcher Schöpfung werden die Erſcheinungen des geiſtigen Lebens geſondert und die einzelnen und ihre Qualitäten an der Hand

der Sprache appercipirt. In hiſtoriſcher Zeit empfängt jeder gebildete Menſch mit dem Sprachſchatz das mehr oder minder deutliche Verſtändniß derjenigen Anſichten, welche im öffentlichen Geiſte ſeines Volkes von den pſychologiſchen Thatſachen ausgebildet worden ſind.

2. Aber eine Vorſtellung kann für den Sprachgebrauch gangbar, in ihrer Bedeutung für das, was man damit bezeichnen will, unzweifelhaft, ſomit für jedesmalige Anwendung in Schrift und Rede genügend beſtimmt ſein, und doch, wenn man ſelbſt denjenigen, der ſie immer richtig anwendet, aufforderte, den Inhalt derſelben genau und vollſtändig anzugeben, ihren Umfang zu umſchreiben: man würde nur ſchwer und allmählich auf eine ausreichende Antwort rechnen dürfen. Woher nun ſolcher Unterſchied und Abſtand der richtigen Anwendung der Vorſtellungen im Einzelnen von einer genügenden und vollkommenen Erkenntniß in der abgeſonderten Betrachtung? In den meiſten Fällen daher, weil dem Gegenſtande eine ſolche Mannigfaltigkeit von Beſtimmungen zukommt, daß bei jeder beſtimmten Gelegenheit nur einige von ihnen zur Anwendung kommen, die Vorſtellung demnach nur in einem engeren Sinne gebraucht wird. Hat man alſo auch jede einzelne Seite der Sache für jede einzelne Veranlaſſung im Bewußtſein gegenwärtig, ſo bleibt es doch noch ein beſonderes und zuweilen gar nicht leichtes Geſchäft, dieſe zerſtreuten Glieder des Ganzen zu ſammeln und ſich im Geiſte zu vergegenwärtigen. Dies aber wird vornehmlich dann der Fall ſein, wenn die verſchiedenen Seiten der Erſcheinung ganz verſchiedenen Sphären des inneren Lebens angehören.

Eine ſolche Erſcheinung nun iſt der Tact. Man ſpricht von einem geſelligen und einem ſittlichen Tact; wir nennen das Benehmen dieſes Mannes in jeder Beziehung tactvoll,

jene Aeußerung eines anderen in Wort und That tactlos; man ſagt auch von einem Dichter, daß er die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten dieſer oder jener Geſtalt, welche er geſchaffen hat, mit feinem Tacte herausgefunden und gezeichnet habe; von dem mimiſchen Tacte des Schauſpielers, auch von dem parlamentariſchen und dem pädagogiſchen, von dem kritiſchen Tact eines Philologen iſt zuweilen die Rede.

Die nächſte, über jedes augenblickliche praktiſche Bedürfniß hinausgehende Aufgabe iſt demnach die: an die Stelle der unbeſtimmten und abſtracten, oder nur durch die Beziehung auf die Anſchauung des einzelnen Falles jedesmal theilweiſe beſtimmten Vorſtellung, eine durch Sammlung und Ordnung der Thatſachen geſicherte und vollſtändige Vorſtellung zu erzeugen.

In ſo fern es ſich darum handelte, den vieldeutigen Sinn des Wortes feſtzuſtellen, und alle mannigfaltigen einzelnen Bedeutungen auf die urſprüngliche und Eine Grundbedeutung zurückzuführen, würde nur einem ſprachlichen und allenfalls einem logiſchen Intereſſe zu genügen ſein. Dies iſt nicht die Aufgabe, welche wir im Dienſte der Pſychologie als Wiſſenſchaft uns geſtellt haben; ihre Löſung beſteht in einem Geſchäft, welches jeder Gebildete bei einiger Aufmerkſamkeit und Ausdauer ſelbſt vollziehen kann.

Dieſe auf die Ueberſicht aller Erſcheinungen in denen ſie wiederkehrt gegründete vollſtändige Vorſtellung der Sache, alſo hier des Tacts, iſt zwar die Vorbedingung, aber ſie iſt noch keine wiſſenſchaftliche Erkenntniß.

3. Dieſe vielmehr beſchäftigt ſich mit der Frage: was iſt denn nun das, was als Tact vorgeſtellt wird? was iſt der eigentliche Inhalt desſelben? Techniſch ausgedrückt würden wir ſagen können: jeder wohl gebildete Menſch hat eine voll-

ſtändige Vorſtellung vom Tact, aber wir fragen: welcher iſt nun der Begriff desſelben? Was iſt das einheitliche Ganze dieſes in ſo verſchiedenen Gebieten des Lebens wiederkehrenden Begriffs, oder welches iſt die organiſche Einheit dieſes objectiv gegebenen Inhalts in der weiteren Verzweigung ſeines Umfanges?

Man ſtimmt beim Gebrauche dieſes Wortes darin überein, daß der Tact eine gewiſſe Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes ſei, durch welche ſich Einer vor dem Andern auszeichnet, die dem Einen mehr und dem Andern weniger und wieder einem Andern gar nicht zukommt. Der Tact iſt alſo jedenfalls ein beſtimmtes pſychiſches Phänomen; und zwar ein ſolches, das nicht bei Allen, nicht immer, und nicht immer in gleichem Maße wirkſam iſt. Was iſt dies nun für ein Phänomen? worin beſteht es? welches iſt das eigentliche Thun und Geſchehen im Geiſte, das wir mit dieſem Namen bezeichnen?

Wir ſuchen alſo — gleichviel ob ſich die Pſychologie gerade in Bezug auf den Tact dieſe Frage früher ſchon vorgelegt hatte; denn nicht um die Priorität der Erkenntniß noch um ihre Geſchichte, ſondern um die Erkenntniß ſelbſt handelt es ſich hier — wir ſuchen alſo anſtatt der bloßen Hindeutung auf das Daſein der Sache dieſe ſelbſt zu erfaſſen, wir ſuchen eine innere Anſchauung vom Tact, oder da es auf eine allgemeine und begriffliche Einſicht ankommt, eine anſchauliche Erkenntniß von ihm, ſo daß uns die unterſcheidende und wirkliche Eigenthümlichkeit des geiſtigen Geſchehens, in welchem er vorhanden iſt, in unſerem Denken klar und gegenwärtig werde.

Es fehlt im öffentlichen und vollends im wiſſenſchaftlichen Bewußtſein durchaus nicht an der Einſicht in das Weſen des Tactes. Aber der Begriff desſelben iſt eine, wegen der Zuſammenſetzung des Inhalts wie nach der Fülle des Umfangs,

reiche Verdichtung*), aus großentheils unbewußten und latenten Elementen des Denkens; dieſe muß die Wiſſenſchaft ans Licht ziehen und das, was auf mehr oder minder unbewußte Weiſe und unwillkürlich verdichtet iſt, durch Analyſe zur bewußten Anſchauung bringen.

Dies iſt übrigens die pſychologiſche Geſchichte am meiſten des pſychologiſchen d. h. auf die eigenen inneren Vorgänge in der Seele ſich beziehenden Denkens. Die ſchwebenden Elemente innerer Anſchauung kryſtalliſiren ſich zunächſt (durch das Wort) in der Vorſtellung; aber auch die Wiſſenſchaft vollzieht ihre Arbeit noch vielfach mit Verdichtungen, welche nur allmählich und ſtufenweiſe den inneren Anſchauungsinhalt, dem ſie entſtammen, zum Bewußtſein bringen. Die Begriffe aller Seelenvermögen ſind gute Beiſpiele hiervon, und der Tact iſt nur ein beſonderes; weil ſein Anſchauungsinhalt ſo viel enger, jünger, zarter und ſeltener iſt.

4. Endlich aber ſchließt ſich daran wie bei jeder naturwiſſenſchaftlichen Forſchung überhaupt und pſychologiſchen insbeſondere die Frage: unter welchen Bedingungen tritt das Phänomen des Tactes in die Wirklichkeit? Demgemäß werden wir behufs der Löſung unſerer Aufgabe zunächſt die Thatſachen darſtellen und dann die Urſachen aufſuchen, erſt die Erſcheinungen und dann die Bedingungen ſchildern.

*) Daß dieſe im Leben, in Schrift und Geſpräch meiſt ſogar nur als vertretende Vorſtellung auftritt, iſt ſelbſtverſtändlich. Bemerkenswerth aber ſcheint mir, daß der Tact zu den Begriffen gehört, welche auch als Vorſtellung zwar mit ihrem Inhalt als von anderen genügend verſchieden und in ſo fern beſtimmt gedacht werden; daß er ſeine Beſtimmtheit aber viel mehr durch die abſtoßende Kraft der negativen Urtheile (namentlich für die deutlichen Acte des Bewußtſeins) empfängt, während das Poſitive der inneren Anſchauung viel mehr unbewußt iſt. Der gebildete Menſch im Verſuche ſich zu orientiren findet (hier wie in vielen Fällen vgl. Bd. II S. 386) viel ſchneller was der Tact nicht iſt, als was er eigentlich iſt.

I.

Bei den Handlungen des Menschen oder bei der schöpferischen Thätigkeit, welche wir als Erfolg oder Ausdruck des Tactes bezeichnen, müssen wir, um das Wesen desselben zu begreifen, drei verschiedene Elemente unterscheiden.

Zunächst erscheint und wirkt der Tact nur da, wo ein Mensch auf alle Umstände und Verhältnisse, welche auf den näheren und entfernteren Gegenstand seiner Handlung Bezug haben, bei seinem Benehmen Rücksicht nimmt. Wenn Einer Alles, was bei einem Verhältniß irgend in Anschlag kommen kann, sich vergegenwärtigt, in Betracht zieht, und bei seinem Handeln berücksichtigt, so handelt er nothwendig tactvoll. Der Tact ist also zunächst sichere, umfassende Aufmerksamkeit eines Menschen auf Alles, was den Gegenstand seines augenblicklichen Lebens betrifft.

Mag der Tact zur Erscheinung kommen, in welchem Gebiete er wolle, sei es als theoretischer Tact in der Entdeckung eines gewissen logischen oder kritischen Verhältnisses, sei es als praktischer Tact im sittlichen und geselligen Handeln, oder als künstlerischer Tact in Schöpfung und Gestaltung jeglicher Art, immer wird er eine genaue Kenntniß und Berücksichtigung aller bezüglichen speciellen Umstände einschließen, im Unterschiede von dem tactlos Flüchtigen und im völligen Gegensatz zum Zerstreuten, also völlig Unaufmerksamen; denn diese gewinnen nur unvollkommene Anschauung, erregen Verletzung und Anstoß und schaffen mangelhafte Gebilde.

Befindet sich Jemand z. B. in Gesellschaft, so soll er nicht bloß im Allgemeinen auf die Gegenwart aller Anwesenden Rücksicht nehmen, er soll in seinem Gespräch die Verhältnisse Aller, so weit sie ihm bekannt sind, sich vergegenwärtigen, daß er Niemand verletze. Der Gegenstand des Gesprächs kann

in uns einen Gedanken erwecken, welchem Jeder beistimmen würde, wenn wir bloß auf die Sache achteten; die Rücksicht auf ein vielleicht fernliegendes Verhältniß einer anwesenden Person aber kann erfordern, den Gedanken dennoch unausgesprochen zu lassen oder nur mit Vorbehalt kundzugeben. Die ganze Gesellschaft kann z. B. über irgend einen Stand, eine Person eine begründete verächtliche Meinung hegen, sie darf ihr dennoch keine Worte leihen, wenn auch nur der Großvater eines Gegenwärtigen bekanntermaßen diesem Stande angehört hat, oder jene verachtete Person gewesen ist.

Der Dichter zeigt dann einen feinen intuitiven Tact, wenn er nicht bloß die offenbaren, einfachen, jedem Auge sichtbaren, sondern auch die innersten, fernsten und feinsten Bezüge seiner Gestalten sowohl unter einander als zur poetischen Wahrheit entdeckt und darstellt.

Der pädagogische Tact wird auf alle früheren und gegenwärtigen Aeußerungen des aufkeimenden Charakters im Kinde achten, alle Familienbeziehungen erwägen, die Folgen des einen oder anderen Verfahrens berechnen.

Wie oft wird das Gelingen im Geschäft der Erziehung von dem Tact des Erziehers abhängen, der theils über die allgemeinen Regeln hinaus zu gehen, theils in der einfachen Anwendung derselben alle obwaltenden Umstände zu beachten hat. Hier wird das persönliche Verhalten des Lehrers, das Gleichgewicht zwischen Würde und Herzlichkeit, zwischen gebietender Strenge und theilnehmender Hingebung, oder das Verhältniß der Zöglinge zu einander, das der Schule zum Hause, das der verschiedenen Altersstufen abzuwägen sein; dort wird das Maß der Einwirkung auf den Zögling und der Freiheit seiner Entwicklung und werdenden Selbständigkeit; im Zusammenhang damit das Maß des Vertrauens und das

der Ueberwachung, das der Erregung und das der Ueberreizung des Ehrgefühls zu ſuchen ſein; Vorſicht iſt zu lehren und doch nicht als „das beſte Theil der Tapferkeit“ zu preiſen; kühnes Wagen ſoll gelobt und dennoch Tollkühnheit gemieden werden, eben ſo wie Vorſorge für die Geſundheit und zugleich Abhärtung. Nur Verſtändliches ſoll gelehrt, aber dennoch die Ahnung deſſen, was über den eignen Verſtand hinausgeht, angebahnt werden: natürliche Dinge ſollen nicht durch auffälliges Schweigen gereizt, noch weniger durch häufiges Reden gefördert werden; daß vollends die Individualität zu beachten, die einzelnen Seiten derſelben zu ſpannen, und dennoch das Allgemeine und die Harmonie zu ſuchen iſt; daß für Geiſtesbildung der Reiz und die Friſche in der Anſchauung des Beſonderen, aber auch in der Weite und Fülle des Allgemeinen zu ſuchen; daß im Gemüthe die Unſchuld und Energie der Natur bewahrt, aber auch die dämpfende, klärende und verklärende Macht des Geiſtes und der Kunſt gepflegt werden ſoll —; alles dies ſind bekannte Forderungen, die ſich dem erziehenden Lehrer aufdrängen, welche er aber nur mit vollendetem Tacte gleichzeitig und wohlgemeſſen befriedigen kann.

Im Dienſte der Klugheit wie im Dienſte der Schönheit und Sittlichkeit wird der Tact durch eine allſeitige Aufmerkſamkeit das Ziel erreichen. Yorik war auf ſeine empfindſame Reiſe, wie es ſich für eine ſolche nicht anders ſchicken mag, ohne Paß gegangen, was in Paris, zumal weil Frankreich und England gerade Krieg gegen einander führten, ſehr ſchlimm war. Er geht deshalb zu dem Herzog von C., um deſſen Schutz zu erbitten; unterwegs ſinnt er auf Worte, Redensarten, Töne und Stellungen, um ſich in die Gunſt des Herzogs „hineinzuwinden“; aber plötzlich läßt er ab und ſagt ſich: „Sieh' erſt Monſieur le Duc's Antlitz! beobachte was für ein

Charakter darin geschrieben ist! bemerke die Positur, in welcher er dich anhört! achte auf die Wendungen und Ausdrücke seines Körpers und seiner Glieder! — Und wegen des Tacts — der erste Laut, welcher seinen Lippen entschlüpft, wird ihn dir angeben — und von dem Allen zusammen wirst du dir auf der Stelle eine Rede zusammensetzen, welche dem Duc nicht mißfallen kann. Die Ingredienzen sind seine eigenen und sehr wahrscheinlich gut einzunehmen." Yorik weiß also, daß der rechte Tact diese vielseitige Aufmerksamkeit erfordert, und verläßt sich auf sein Naturell, daß er mit Hilfe desselben auch das Rechte treffen wird.

Ich will hier ein anderes Beispiel anführen, welches glücklicherweise zugleich ein historisches Beispiel des poetischen Tactes ist, welcher die gleiche Lage und Handlungsweise bei verschiedenen Personen je nach ihrem Stand und Bildungsgrad mit anderen Wendungen bezeichnet.

Berthold Auerbach hatte uns im Jahr 1856 das Manuscript zu seinem Barfüßele und ich ihm dagegen das dieser Abhandlung für die erste Auflage vorgelesen; darauf hat er in die Reflexion, mit welcher das 18. Capitel beginnt, den Gedanken Yorik's eingefügt, welcher mit treffender Umbildung (gleichsam mit einer römisch-rechtlichen „Specification") im Munde der Amrei von Haldenbrunn so lautet: ... „sie wollte sich immer vordenken, was nun kommen sollte: Eintritt und Empfang, Anrede und Antwort, hin und her; wie ein Wirrwarr von tausend Möglichkeiten schwirrte Alles um sie her und sie sagte endlich fast laut: ..." Was da, was da, vorher besinnen? Wenn aufgespielt wird, tanz' ich Hopser oder Walzer.

Das tactvolle Naturell offenbart sich eben darin, plötzlich in eine gegebene Tonart richtig einsetzen, oder selbst augen-

blicklich den rechten Ton treffen zu können. Daher strenge Puristen unsern Begriff mit dem hie und da schon gebräuchlichen „Treffer" ausdrücken dürften.

Treffen beruht eben auf der Schärfe des Zielens und Sicherheit der Ausführung; aber eben deshalb weiter zurück auf der genauen Kenntniß und Beachtung aller mitwirkenden wie aller hemmenden und ablenkenden Kräfte, welche das Geschoß zu benutzen oder zu überwinden hat.

Der Tact wird sich besonders auch da bewähren, wo es gilt, Verlegenheiten entweder zu vermeiden, oder, wenn sie einmal eingetreten sind, zu beseitigen; man könnte den Tact hienach in den positiven und negativen eintheilen; aber auch verschiedene Grade desselben offenbaren sich in dieser Beziehung. Der erste ist (rein negativ), nicht verletzend und den Rhythmus des gegenseitigen Verhaltens störend zu erscheinen; höher aber steht die Fähigkeit nicht nur sich selbst, sondern auch Andere durch die Sicherheit des eigenen Benehmens in Harmonie zu erhalten, gleichsam die Stimmgabel und den Tactirstock in der Gesellschaft zu führen; endlich aber kann der vollendete Tact sich darin bewähren, schon hervorgetretene Dissonanzen glücklich wieder aufzulösen. Die Hingebung an die ganze Gesellschaft oder die Fürsorge für eine einzelne Person in derselben kann sogar zuweilen erfordern, selbst etwas Tactloses zu thun, um größere oder schlimmere Störungen dadurch zu verhüten. Man muß dem ins Wort fallen, der etwas Ungeschicktes sagen will.

Steht es nun fest, daß der Tact in einer Handlungsweise besteht, welche die vollständige Berücksichtigung aller auf ein vorliegendes Motiv zur Handlung bezüglichen Umstände einschließt, so ist ferner aus dem Begriffe der Berücksichtigung offenbar, daß es sich nicht um eine bloße Kennt-

niß jener Umſtände handelt, ſondern um eine Beziehung derſelben auf gewiſſe Ideen und Vorſchriften, nach denen ſich das jedesmalige Benehmen des Menſchen richten ſoll. Dieſe müßten verletzt werden, wenn jene Beziehung nicht ſtattfände. Wenn man aber alle Verhältniſſe kennt, welche bei einer gewiſſen Handlung in Betracht kommen, ſo kann man richtig handeln; man kann es dann und man ſoll es; richtig handeln aber heißt: gemäß gewiſſen Ideen und Geſetzen handeln, welche auf die Handlung Anwendung haben.

II.

Die Kenntniß dieſer Ideen und ihre Anwendung iſt das zweite Element des Tactes. Beim Treffen iſt es das räumliche Ziel, „der Zweck", welcher vom Geſchoß erreicht werden ſoll; in moraliſchen oder geiſtig ſchöpferiſchen Verhältniſſen iſt dieſer Zweck nicht ein einfacher Punkt, ſondern ein vielfach geartetes Ideal der Thätigkeit, welches erfüllt werden ſoll.

In dieſem Sinne ſpricht man von den Regeln des Tactes, welche man als für ſich beſtehende, von der wirklichen Erfüllung durch die Individuen unabhängige, allgemeine Normen und Vorſchriften betrachtet, nach denen das Handeln ſich zu richten hat.

Welches ſind nun die Regeln des Tacts? Ja man kann weiter fragen: gibt es in der That ſolche? Kann man alles Das, was wir als eine Vorſchrift für unſer Handeln in dem Sinne des Tacts innerlich wahrnehmen, zu allgemeinen Maximen erheben und davon eine beſtimmte Wiſſenſchaft feſtſtellen? Einerſeits nämlich iſt das Vorhandenſein ſolcher Grundſätze des tactmäßigen Handelns in unſerem Gemüthe außer allem Zweifel; es könnten ſonſt nicht bei der Beurtheilung irgend eines vorliegenden Falles viele, oder zuweilen alle,

Gebildete mit einer ſolchen Sicherheit darin übereinſtimmen, dies ſei tactmäßig oder tactlos gehandelt. Andererſeits wird es doch wiederum fraglich, ob dieſe Regeln des Tacts etwas Selbſtändiges und Eigenthümliches ſind, ob ſie nicht vielmehr mit den Regeln der Sittlichkeit gänzlich zuſammenfallen. Es fragt ſich, ob nicht die Regeln des Tacts bloße Anwendung des Sittengeſetzes ſeien, die nur durch genaueres Eindringen in die jedesmaligen Verhältniſſe geſchärft und verfeinert, ſich davon abſondert. Dieſe Frage wird um ſo dringlicher, wenn wir uns erinnern, daß nicht blos von einem ſittlichen, ſondern ebenſo von einem künſtleriſchen, einem kritiſchen u. ſ. w. Tact geredet wird. Nähme man nun an, der Inhalt des Tacts beſtände in gewiſſen abgeſonderten und für ſich beſtehenden Vorſchriften, ſo müßte es neben einem jeden Lehrgebäude von Ideen und Regeln jeder Art von geiſtiger Thätigkeit gleichſam noch einen Anbau geben, welcher die Regeln des betreffenden Tactes enthielte; eine Conſequenz, welche wenig Schein hat.

Wir entziehen uns vor der Hand dieſen aus der allgemeinen Betrachtung unwillkürlich emporwachſenden Fragen, welche den umfragten Gegenſtand nur in das Licht des Zweifels rücken, und wenden uns zur Betrachtung des Factiſchen. Zunächſt faſſen wir den Tact par excellence, den des praktiſchen und ſittlichen Lebens, ins Auge. — Schon Ariſtoteles ſpricht in ſeiner Ethik bei der Aufzählung aller ſittlichen Tugenden von dreien geſelligen Tugenden. Der Gegenſtand der erſten dieſer drei Tugenden iſt: das Vergnügen und die Unluſt, welche wir den Perſonen, mit welchen wir umgehen, durch unſer Benehmen bereiten. Zwiſchen Wohldienerei, Schmeichelei und Allgefälligkeit auf der einen, und Streitſucht, Eigenſinn und Ungeſelligkeit auf der anderen Seite ſteht diejenige Tugend,

nach welcher wir an ſich immer geneigt ſind, Anderen Vergnügen zu machen, und uns ſcheuen, Unluſt bei ihnen zu erwecken, dennoch aber im Umgange nur denjenigen Wünſchen und Meinungen Anderer beiſtimmen, die wirklich unſeren Beifall verdienen, und diejenigen verwerfen, die wir für falſch und unrecht erkennen. Der in dieſem Sinne Tugendhafte „wird ferner mit Perſonen von Stande anders, als mit dem Erſten Beſten aus dem großen Haufen, anders mit guten Bekannten als mit Fremden umgehen. Und ſo wird er ſich nach allen anderen Verſchiedenheiten der Umſtände in ſeinem geſellſchaftlichen Betragen richten, und Jedem dasjenige gewähren, was er von ihm billigerweiſe verlangen kann." — Die zweite Tugend des Umgangs zeigt ſich in Abſicht der Wahrheit oder Unwahrheit deſſen, was wir durch unſere Reden, Handlungen und unſer ganzes äußeres Benehmen Anderen von uns beizubringen ſuchen. „Sie liegt ebenfalls in einer Mitte zwiſchen zweien Untugenden, und zwar zwiſchen Prahlerei, Aufſchneiderei und Anmaßung auf der einen, und falſcher Beſcheidenheit und verſtellter Demuth auf der anderen Seite. „Indeſſen wird der von ſich ſelbſt und ſeinen Vorzügen gern wahr redende Menſch lieber etwas zu wenig als zu viel von ſich ſagen, weil er weiß, daß jedes etwas zu ſtarke Selbſtlob, auch wenn es Grund hat, doch Anderen läſtig iſt." — Die dritte Tugend „bezieht ſich auf die mit der Unterhaltung verbundenen Scherze." Auch hier gibt es ein Zuviel und Zuwenig; die Einen werden verächtliche Luſtigmacher oder verhaßte Spötter, die Anderen ſind mürriſche oder geſchmackloſe, rohe Leute. Zwiſchen dieſen ſteht derjenige, welcher auf eine ſchickliche Weiſe zu ſcherzen verſteht, welcher „wohlgeſittet" und doch gewandt und beweglich iſt, und außerdem zugleich Anmuth und Würde zu verbinden weiß." Auch in dieſer Beziehung wird es darauf

ankommen, unter welchen Perſonen und Umſtänden man eine Sache ſagt, und unter welchen man ſie hört.

Charakteriſtiſch für dieſe drei ariſtoteliſchen Tugenden iſt es nun, daß ſie, wie er ſelbſt ſchon bemerkt, auch in der griechiſchen Sprache keinen eigenen Namen haben, daß es keine beſtimmten Worte zur Bezeichnung dieſer Eigenſchaften gibt. Offenbar herrſcht alſo hier dieſelbe Unbeſtimmtheit des Begriffs, vermöge welcher wir in unſerer Sprache alle dieſe Handlungsweiſen mit dem dunkeln Begriffe des Tacts bezeichnen, nur daß Ariſtoteles von der ſocialen Tugend redet, wir aber von der Quelle derſelben in der menſchlichen Seele, welche man gleichſam das ſociale Gewiſſen nennen kann.

Das erſte Element derſelben, welches wir oben nachgewieſen haben, die Kenntniß und Beziehung aller individuellen Umſtände, iſt von Ariſtoteles ebenfalls genügend hervorgehoben; das zweite Element aber, welches wir eben näher zu beſtimmen ſuchen, um die Frage, ob der Tact einen eigenthümlichen Inhalt hat, oder nur eine Anwendung der allgemeinen Regeln der Sittenlehre enthält, zu beantworten, wird von Ariſtoteles verſchieden angegeben. In Bezug auf die erſte Tugend ſagt er: „Das moraliſch Schöne und das Nützliche, die Abſicht, recht zu handeln oder etwas Gutes zu thun, wird der Maßſtab ſein, nach welchem dieſer geſellige Mann ſich Anderen angenehm oder doch nicht mißfällig zu machen ſucht.“ Hier findet offenbar eine Zurückführung der Regulative dieſer Tugend oder des Tactes auf rein ſittliche Principien ſtatt; für unſere nachfolgende Entwicklung aber iſt es beachtenswerth, daß Ariſtoteles gleich mehrere verſchiedene ſittliche Elemente neben einander nennt, welche alle zuſammen den Maßſtab des Handelns hergeben ſollen: das Sittlichſchöne und das Nützliche, das Rechthandeln und das

Gutesthun. — Für die zweite Tugend wird die Idee der Wahrhaftigkeit als Grund angeführt, aber sie reicht schon nicht hin, um einen Unterschied zwischen dem Prahler und dem Demuthsheuchler zu begründen, da Beide gleich sehr von der Wahrheit abweichen, und dennoch ist dieser Unterschied so groß, daß der Prahler als „leichtsinnig“ und „geschmacklos“ bezeichnet wird, während der verstellte Demüthige „das Ansehen von Feinheit und Anmuth gewinnen kann.“ Es kommt also für den Tact etwas Specifisches hinzu, welches nicht auf die ethische Basis zurückgeführt werden kann. Für die dritte Tugend das Princip und den Maßstab zu finden, macht Aristoteles einige Versuche, welche zu keinem Resultate führen, und schließt deshalb: „Es ist also der frei und edel Geborene, der Mann von guter Laune und gutem Geschmack, der hierin sein eigener Gesetzgeber sein muß: und dies ist eben der, welcher die Mittelstraße in Absicht der Scherze hält, man mag ihn übrigens einen witzigen Kopf oder einen angenehmen Gesellschafter nennen.“

Der Begriff der Mittelstraße ist aber ein durchaus unbestimmter, und wenn man weder diese noch die Extreme als solche bestimmte Größen bezeichnen kann, welche eine bestimmte Qualität einschließen, ist er in keiner Weise maßgebend. Der tactvolle Mensch bleibt also allein der Gesetzgeber des Tactes, und Aristoteles spricht damit die allgemeine Meinung aus, daß der Tact etwas lediglich Individuelles sei. Allein dann kehrt eben unsere Frage wieder: nach welchen leitenden Ideen, aus welchen inneren Gründen werden diese Gesetze des Tacts abgeleitet werden können? Denn so lange wir blos sagen: die Regeln des Tacts sind diejenigen Regeln, welche jedes tactvolle Individuum als Gesetzgeber aufstellt, bewegen wir

uns offenbar im Kreiſe herum und ſtatt einer Erklärung des Begriffs haben wir ſeine bloße Wiederholung.

Obgleich nun aber eine genügende Erklärung unſeres Gegenſtandes bei Ariſtoteles, wie wir geſehen haben, nicht vorhanden iſt, ſo können wir dieſelbe doch an ſeine Gedanken, auf welche wir deshalb hingewieſen, anknüpfen.

Faſſen wir zunächſt noch einmal den Begriff des Tacts als eine Beſtimmung des Maßes ins Auge, welches in jeder Handlung walten ſoll. Dieſer quantitative Begriff des Maßes ſcheint ſogar etymologiſch mit dem des Tacts verbunden zu ſein; denn ſo wie jenes erſte ſubjective Element des Tacts, die Erkenntniß und das Herausfinden aller Umſtände und Verhältniſſe, welche ſich auf die Handlung beziehen, auf die pſychologiſche Bedeutung des Wortes als tactus animi, als Gefühl (gleichſam Taſtſinn) der Seele zurückweiſt, ſo hängt dieſes zweite objective Element, welches den Inhalt des Tacts als ein gewiſſes Maß im Benehmen beſtimmt, mit der muſikaliſchen Bedeutung des Wortes zuſammen, wonach alſo die Handlung, die innere und äußere Bewegung des Menſchen in einem beſtimmten, gemeſſenen, gleich- und geſetzmäßigen Verhältniß vor ſich gehen ſoll. Die Anwendung des Maßbegriffs aber in dem Weſen des Tacts iſt eine vielfache.

Die ariſtoteliſche Mitte zwiſchen zweien Untugenden iſt eine ganz richtige, aber auch nur die engſte Beziehung des Maßes auf den Tact. Treten zu irgend einer Handlung, welche geſchehen ſoll, zwei oder mehrere ſittliche Ideen als Motive heran, welche entweder verſchiedene oder gar widerſtreitende Anforderungen an den Handelnden einſchließen, ſo iſt es eben Sache des Tacts, allen dieſen Ideen nach Maßgabe ihrer berechtigten Anforderung in gleichem Verhältniß zu genügen. Der Grund für die Nöthigung, ein ſolches

richtiges Verhältniß aufzusuchen, liegt nirgends anders als in den sittlichen Ideen selbst, weil eben in allen zusammen die ethische Forderung liegt; die Bestimmung des Maßes aber kann von keiner der sittlichen Ideen selbst ausgehen, denn jede für sich hat absolute Geltung, sondern der Tact muß die Entscheidung treffen, und diese besteht darin, ein Gleichmaß des sittlichen Handelns bei der Collision der sittlichen Forderungen herzustellen.

Schon in den oben von Aristoteles angeführten Tugenden haben wir Beispiele von der Verbindung und Ausgleichung mehrerer sittlichen Ideen bemerkt; es lassen sich deren aber noch viel zahlreichere finden: Geradheit, Offenheit und Wahrhaftigkeit zu üben, und doch niemals anmaßend, zudringlich, beleidigend oder indiscret zu sein; Herrenwürde zu bewahren und dennoch Leutseligkeit gegen den Diener zu zeigen u. s. w., alles Das erfordert Tact und besteht in dem rechten Maße der Beachtung verschiedener, auf den Fall Anwendung heischender Ideen.

Der Tact als Bestimmung des rechten Maßes offenbart sich aber nicht bloß in der Vertheilung der Folgsamkeit gegen *verschiedene* sittliche Ideen, sondern auch in der Befolgung *einer einzigen*. Die allgemeine sittliche Idee hat gegen verschiedene Personen unter verschiedenen Umständen eine verschiedene Anwendung zu erfahren, die Befolgung derselben kann außerdem in verschiedener Weise und nach verschiedenen Graden geschehen. Zwischen jener Art von Gehorsam gegen die sittliche Idee, welche, mit dem Geringsten sich begnügend, an den Indifferentismus streift, und jener übermäßigen Strenge, welche als Rigorismus verpönt ist, liegt ein rechtes Maß, welches zu finden Sache des Tacts ist.*)

*) Bahnsen in seinen Beiträgen zur Charakterologie — beiläufig gesagt, ein Buch von ungewöhnlichem Reichthum an Gedanken, voll Weisheit und

Das Gebiet des Tactes, als Anwendung des rechten Maßes, geht aber noch weit über die Grenzen der Ausgleichung ſittlicher Ideen hinaus. Ganz abgeſehen nämlich von der ſittlichen Beſchaffenheit und den ſittlichen Gründen einer Handlung, kann dieſelbe, indem bloß die Form und Weiſe der Aeußerung, die Art und Geſtalt der Lebensthätigkeit betrachtet wird, Gegenſtand einer äſthetiſchen Schätzung ſein; die Zartheit oder Heftigkeit des Benehmens, ſammt Allem, was Erfolg des Temperaments und der Stimmung iſt, kann eine Handlung auch bei völliger Gleichheit der ſittlichen Geſinnung zu einer der Form nach ſchönen oder häßlichen machen. Alles Das, was in der Lebensführung unter die Begriffe des Anſtandes und der Schicklichkeit fällt, beruht lediglich auf äſthetiſchen Urtheilen und Anſchauungen. Gleichwie die Handlungen in der künſtleriſchen Darſtellung außer der ſittlichen einer rein äſthetiſchen Schätzung unterworfen ſind, ſo daß die ſittlichen Elemente ſich wie der Stoff zur äſthetiſchen Form verhalten, eben ſo ſind die Handlungen des wirklichen Lebens wegen ihrer bloßen Form Gegenſtand äſthetiſcher Schätzung. Auch das Leben ſelbſt ſteht unter dem Geſichtspunkt der Kunſt. Das, was man gewöhnlich als Tact bezeichnet, erweiſt ſich bei genauerer Betrachtung als Dar-

---

Wildheit, jener Wildheit freilich, wie Nathan den Al Hafi ſeinen guten, edlen, wilden nennt; voll philoſophiſchen Sturmes und Dranges; das einen Theil der Schuld trägt, daß unſere Zeit es, wie ich fürchte, lange nicht genug zu ſchätzen weiß — Bahnſen hat die Bedeutung des Tactes mehrfach hervorgehoben. Speciell über die ethiſche Bedeutung dieſes pſychologiſchen Phänomens bemerkt er: „Ja, der ſittliche Tact iſt ſchließlich wirklich der einzige Compaß, der uns zwiſchen den Klippen pedantiſcher Buchſtäblerei und laxer Moral hindurchführt. — Das letzte Tribunal, von dem herab wir die Entſcheidung holen müſſen über Adiaphora und Verbotenes; kurz das: anſchaulich intuitive Wiſſen des Rechten und Guten . . . .“

ſtellung äſthetiſcher Verhältniſſe, als Form und Geſetz der Schönheit in allen Handlungen und Aeußerungen des Lebens.

Das vollendet feine Benehmen eines Menſchen beſteht in der zarten Rückſicht auf die Gefühle, und zwar auf alle und nicht bloß die wenigen von Ariſtoteles hervorgehobenen Gefühle Anderer; ein Moment der Aehnlichkeit mit dem Poetiſchen offenbart ſich dann darin, daß er auf der Vorausſetzung beruht, daß der Tactvolle im Stande und geneigt ſei, ſich in die inneren Zuſtände anderer Perſonen genau zu verſetzen oder dieſe ſich zu vergegenwärtigen, alſo ein, wie das poetiſche anſchauliches, Bild davon vor der eigenen Seele zu haben. Der wahrhaft ethiſche Zug darin aber tritt in der Thatſache hervor, daß ſolche Rückſicht auf die Gefühle Anderer nur aus dem Mangel an Egoismus oder der Ueberwindung desſelben hervorgehen kann.

Das Gegentheil dieſer geſättigten gleichſam poetiſch belebten und bewegten Anſchauungsart, iſt die ſcholaſtiſche, routinirte und ſtumpfe Vorſtellungsweiſe, mit welcher auch bei reichlicher abſtracter Kenntniß ſittlicher und äſthetiſcher Regeln ein tactloſes Benehmen ſich verbinden wird. Aus den Erfahrungen, welche dieſer Betrachtung zu Grunde liegen, führe ich, anſtatt weiterer Erörterung des Gedankens, eine einzige an: Ein bekannter Dichter (O. R.) folgt der Leiche ſeines Vaters; er wird von zweien Geiſtlichen geleitet; der eine, und zwar derjenige, der die Grabrede halten wird, beginnt, nachdem ſie eine kurze Zeit ſchweigend hinter dem Leichenwagen gegangen ſind, ein Geſpräch, damit: „Da habe ich in dieſen Tagen wieder einmal den Wilhelm Meiſter geleſen ..... u. ſ. w.“ nun folgen äſthetiſch-kritiſche Ergüſſe, welchen nur durch indignirte Bitten des Leidtragenden Einhalt gethan wird. — Die Eigenart eines ſolchen in mancher

Beziehung lehrreichen Beiſpiels zeigt auch, daß und weshalb es uns hier nicht darauf ankommen konnte auch nur allgemeinſte Regeln des Tactes aufſtellen zu wollen; daß aber die Erhaltung einer gegebenen und berechtigten Stimmung jedenfalls zu denſelben gehören wird.

III.

Zu den beiden bisher betrachteten Elementen des Tactes kommt noch ein drittes. Das erſte enthielt die Erkenntniß der Verhältniſſe und Umſtände, unter denen gehandelt werden ſoll, alſo die Auffaſſung des außer uns Gegebenen; das zweite betraf die Anwendung der in uns vorhandenen ſittlichen und äſthetiſchen Ideen und das Maaß ihrer Anwendung, das dritte und letzte Element aber beſteht in der Wahl und Anwendung der Mittel, um das durch jene beiden Elemente in der inneren Geſinnung als Norm erkannte und geforderte Handeln und Benehmen auch äußerlich zu vollbringen und darzuſtellen. Es iſt nämlich an ſich ſehr wohl denkbar und tritt in der Erfahrung oft genug hervor, daß Jemand im Allgemeinen ſehr wohl weiß, wie er ſich zu benehmen hätte, und dennoch ein dieſem Wiſſen entſprechendes Benehmen nicht zu Stande bringt; er weiß die Handlungsweiſe eines Andern genau und richtig zu beurtheilen, hat die beſte Abſicht, es im gleichen Falle beſſer zu machen, und verfehlt dennoch immer ebenſo oder noch mehr das Rechte. Jenes oben erwähnte Beiſpiel: Herrenwürde und Leutſeligkeit neben einander zu bewahren, iſt in der Theorie jedem geſinnungsvollen Menſchen wünſchenswerth, einleuchtend und zugänglich, und dennoch wiſſen die wenigſten es in der Wirklichkeit zur Erſcheinung zu bringen (es wird Einer kränkend herablaſſend, wo er gütig ſein, er wird lächerlich pathetiſch, wo er ſeine Würde zeigen

will). Die Fähigkeit hierzu ist der Tact, welcher in einer theils körperlichen, theils geistigen Gewandtheit besteht, der inneren Einsicht und Absicht einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Außer dieser physischen und psychischen Behendigkeit und so zu sagen Gelenkigkeit des ganzen Menschen wird es, namentlich zunächst bei der Wahl des Ausdrucks und der Handlungsform, vorwiegend wiederum auf das erste Element des Tactes ankommen, um auch das dritte zu erfüllen, nämlich auf die allseitige und vollständige Kenntniß aller in Betracht kommenden Umstände.

Es kann nicht schwer fallen, diese drei Elemente des Tactes, welche wir an der engeren Bedeutung desselben im Sinne des sittlich Geselligen entwickelt haben, auch auf alle übrigen Arten seiner Erscheinung zu übertragen, daher wir uns jeder weiteren Ausführung hierüber enthalten können. Nur das ist noch zu erwähnen, daß je nach den verschiedenen Lebensgebieten die einzelnen Elemente nicht blos in verschiedener Weise, sondern auch vorwiegend in verschiedenem Maße und Grade hervortreten werden. Bei dem kritischen Tact z. B. in jedem Sinne seiner Anwendbarkeit werden offenbar nur die ersten beiden, bei jedem künstlerischen und besonders bei dem mimischen Tact wird vorwiegend das letzte Element zur Erscheinung kommen.

Nachdem wir uns nun das Wesen des Tactes zur Anschauung gebracht und das, worin er erscheint und was er leistet, erkannt haben, kommen wir zu der Frage nach der psychologischen Beschaffenheit desselben. Wir werden dieselbe mit Bezug auf die ihm unterschiedenen Elemente zu beantworten haben.

IV.

Was ist der Tact? Im Sinne der alten Psychologie würde diese Frage bedeuten: ob er irgend eine besondere und

ſelbſtändige Kraft im menſchlichen Geiſte ſei, und welche, und von welcher Art? Ob er neben den übrigen Vermögen, wie Verſtand, Vernunft, Gedächtniß u. ſ. w. noch ein Beſonderes ſei, welches dem einen Individuum zukomme, dem anderen nicht? Daß dieſe Betrachtungsweiſe zu keinem wirklichen Reſultat führt, haben wir in den verſchiedenen früher gegebenen Aufſätzen bereits mehrfach zu beweiſen geſucht. Es würde nicht ſchwer fallen, den Beweis durch das vorliegende Beiſpiel zu verſtärken. Denn im beſten Falle und der Wahrheit gemäß würde man ſagen müſſen, der Tact beruhe zugleich auf dem Verſtand, dem Gefühl und der Einbildungskraft; auch das Gedächtniß und ſelbſt das Willensvermögen dürfte nicht ausgelaſſen werden. Das hieße dann alſo nichts Anderes, als: wenn Einer Verſtand, Gefühl ꝛc. beſitzt, dann hat er auch Tact, und das hieße wieder gerade ſo viel, als wenn man ſagte: wenn Einer ein Menſch iſt, ſo hat er Tact. Wenn man aber meinte: nein, nur wenn er eine gewiſſe Art des Verſtandes, eine gewiſſe Art des Gefühls u. ſ. w. beſitze, dann habe er Tact, ſo hat man in der That gar nichts mehr geſagt, als: wenn Einer Tact hat, ſo hat er Tact.

Wollen wir irgend eine Erſcheinung des Seelenlebens erkennen und erklären, d. h. auf ihre Bedingungen zurückführen, ſo müſſen wir vielmehr das eigentliche Geſchehen im Geiſte aufſuchen, die Prozeſſe, welche bei derſelben ſtattfinden. — Wir ſchicken eine Bemerkung voraus, welche die folgende Erläuterung faßlicher machen und bewähren wird.

Die meiſten Menſchen werden behaupten, der Tact ſei etwas durchaus Unbeſtimmtes, Specifiſches, nur an ſich ſelbſt Erkennbares; er ſei eben etwas Beſonderes, eine Eigenthümlichkeit der Seele, die mit allen übrigen wenig gemein habe und noch weniger aus ihnen abzuleiten ſei. Wenn ſie ſich

nämlich auf Handlungsweiſen beſinnen, welche man als tactvoll bezeichnet, ſo finden ſie, daß wir uns des Grundes für dieſelben nicht bewußt ſind; der Tact alſo iſt eine durchaus unbewußte, dunkle, jedoch vernehmbare Stimme, eine Art Dämonion, welche uns ſagt, dies und das zu thun oder zu unterlaſſen, Gründe aber gibt ſie uns nicht. Denn wenn wir für irgend eine beſtimmte Handlung auch beſtimmte Gründe haben, um deren willen wir ſie thun, ſo ſchreiben wir ſie eben dann nicht mehr dem Tacte zu, ſondern dem Verſtande, der Klugheit, der Sittlichkeit u. ſ. w. Gerade das, wofür wir keinen beſtimmten und bewußten Grund haben, wovon wir aber dennoch beſtimmt wiſſen, daß es angemeſſen oder unangemeſſen iſt, das ſchreiben wir dem Tacte zu. Eben daher komme es auch, daß der Tact ſich nicht lehren und überliefern laſſe, daß es keine Regeln deſſelben gebe; er ſei alſo eine in ihrer Art eigenthümliche und obendrein gänzlich individuelle Begabung des Menſchen, welche man ſogar als angeboren anſehen müſſe.*)

In dieſer Anſicht ſind zwar die Folgerungen falſch, die Thatſachen aber ganz richtig, und wiewohl ſie demnach eine irrige iſt, kommt man mit ihr der Wahrheit doch weit näher, als diejenigen, welche mit der Erklärung aus einem oder mehreren Seelenvermögen gleich bei der Hand ſind. Dies wird ſich aus der folgenden Entwickelung von ſelbſt ergeben.

Wir haben geſehen, daß der Tact zunächſt in einer umſichtigen Aufmerkſamkeit auf alle Verhältniſſe des augenblicklichen Handelns beſteht. Worin aber liegt das Eigenthüm-

*) Wie man denn auch alles Unbewußte als inſtinctiv und den Inſtinct als angeboren zu betrachten pflegt, obwohl beide Gleichungen nur zum Theil der Wahrheit entſprechen.

liche der zum Tacte gehörigen Aufmerksamkeit? ist sie von der gewöhnlichen verschieden? In der That findet ein höchst wesentlicher und psychologisch bedeutsamer Unterschied statt. In dem Bereiche dessen, was man Tact nennt, bezieht sich die Rücksicht, welche unser Handeln und Benehmen leitet, auf solche Verhältnisse, deren wir uns nicht klar bewußt sind, die nicht deutlich in unser Bewußtsein kommen, während sie dennoch auf die Bestimmung unseres Handelns einwirken. Dieß muß näher erklärt werden. Von dem Zusammenwirken bewußter und unbewußter Elemente im psychischen Prozeß ist im 2. Bande (S. 227 ff.) ausführlich die Rede gewesen; hier wird es deshalb genügen, auf einige wesentliche allgemeine Züge hinzuweisen, die in demjenigen geistigen Geschehen, welches wir ein tactvolles nennen, wiederkehren.

Vor Allem ist an die bekannte Thatsache zu erinnern, daß die wichtigsten Prozesse unseres Innern gänzlich unwillkürlich, ohne unsere Absicht vor sich gehen. Die Gesetze der Gesellung, der Verschmelzung und Complication, der Vereinigung und Verknüpfung demnach die Reihenbildungen verschiedenster Art und die entsprechende Reproduction vollziehen sich durchaus ohne absichtliches Zuthun unseres Selbst. Es fehlt viel daran, daß die Wirkung dieser Gesetze ein Geringes in unserem Geiste ausmachen; vielmehr beruht alles Wissen und Erkennen, alles bestimmte Wollen und Fühlen grade darauf. Wohl sind wir im Stande nach eigener Absicht unsere Aufmerksamkeit innerlich wie äußerlich hierhin und dorthin zu lenken, dies und jenes zum Gegenstande unseres Nachdenkens zu machen, uns über ein Gebiet des Wissens mit Absicht zu orientiren, d. h. alle die Vorstellungen, die wir darüber in unserer Seele haben zu sammeln und zu ordnen; aber weder kann dies absichtliche Thun, wenn man seinen Umfang genau erwägt, auch nur im

Entfernteſten mit dem verglichen werden, was die Seele in jedem Moment abſichtslos vollzieht, ſo gering iſt es; noch auch würde das abſichtliche Thun des Geiſtes irgend dem wirklichen Geſchehen ähnlich von Statten gehen, wenn nicht jenes unwillkürliche Thun ihm zur Baſis diente, wenn nicht die geſetzmäßige Bewegung der Vorſtellungen das Fundament wäre, worauf der Geiſt mit Abſicht fortbaut, oder richtiger das Organ wäre, welches die Willkür nur in Bewegung ſetzt. In der That jedes willkürliche Sinnen, Denken und Reflectiren iſt nichts anderes als eine Beherrſchung und Handhabung derjenigen Bewegungsgeſetze, die ſonſt auch ohne Abſicht fortwährend wirkſam ſind. Die Seele eines jeden Menſchen würde ein wüſtes Chaos ſein, wenn die Ordnung in ihr erſt durch abſichtliche That derſelben hergeſtellt werden ſollte; die hunderttauſend Vorſtellungen, welche ein beſchäftigter Menſch in wenigen Tagen in ſein Bewußtſein aufnimmt, ſie würden einen unſäglichen Zeitaufwand erfordern, wenn ſie ſich nicht ganz von ſelbſt an einander reihten, nach Zeit, Ort und Inhalt. Hegel hat die Sache auf den Kopf geſtellt, als er von dem Geſetz der Ideenaſſociation ſchlecht ſprach; ſeine Behauptung (Encyclop. 3. Aufl. § 455), daß die „Intelligenz“ ſelbſt die Attractionskraft der Vorſtellungen ſei, iſt eine bereits hinlänglich widerlegte; er ſcheint in der That eine abſichtliche Wirkſamkeit der Intelligenz anzunehmen, wenn er ſagt: „das mit ſich identiſche Ich, welches durch ſeine Erinnerung ihnen (den Vorſtellungen) unmittelbare Allgemeinheit gibt und die einzelne Anſchauung unter das bereits innerlich gemachte Bild ſubſumirt.“ Er vergißt, daß eben das innerlich gemachte allgemeine Bild erſt entſtehen muß durch jene Geſetze; daß ferner die Subſumtion gar nicht bloß nach dem allgemeinen Bilde — was Sache der Intelligenz ſein könnte —

ſondern nach gar vielen Richtungen hin, wie Zeit, Ort, äſthetiſche und ethiſche Bezüge u. ſ. w. ſtattfindet.

Die Intelligenz würde zur Beantwortung irgend einer Frage über einen umfaſſenden Gegenſtand gleich das erſte Erforderniß, nämlich die Vergegenwärtigung aller der Vorſtellungen um die es ſich handelt und aller derer, welche pro und contra ſprechen, gar nicht oder nur unendlich ſchwer und langſam erfüllen können, wenn nicht jene Geſetze der Reproduction von ſelbſt wirkſam wären und in Thätigkeit träten, ſobald unſere Aufmerkſamkeit bei irgend einem Gegenſtande verweilt. Das iſt das Größte und Vorzüglichſte an dem Mechanismus der Vorſtellungen, daß der Geiſt ihn mit ſeiner Abſicht nur in Bewegung zu ſetzen braucht, und er dann von ſelber fortwirkt; ſtatt deſſen würde, wenn die Intelligenz ſelbſt die Bewegung der Vorſtellungen bewirken ſollte, es ſo ſein, als wenn Jemand an einer Uhr nicht blos die Feder aufziehen, ſondern den Pendel mit der Hand fortwährend bewegen müßte; die Zeit welche erkannt werden ſoll, würde ſelbſt damit verloren gehen. —

Es iſt eben mit der Wirkſamkeit des Menſchen innerhalb des Geiſtes kaum anders als mit ſeiner Einwirkung auf die Natur; der Menſch muß nach Plan und Abſicht pflügen, ſäen und eggen, aber das Wichtigſte, das Wachsthum erfolgt allein durch die Wirkung der Naturkräfte.

Demnächſt iſt die einfache und leicht zu prüfende pſychologiſche Thatſache zu beachten, daß wir in jedem einzelnen Moment des Denkens nur eine geringe Anzahl von deutlichen Vorſtellungen in unſerem Bewußtſein gegenwärtig haben; wir können in jedem Augenblick nur eine kleine Reihe von Begriffen klar und bewußt denken. Wenn wir etwa ein Gedicht auswendig gelernt haben, alſo die ganze lange Reihe

der Vorſtellungen feſt und ſicher in unſerer Seele beſitzen, ſo können wir ſie doch nicht in Einem Zeitmomente im Bewußtſein gegenwärtig halten; recitiren wir es, ſo werden wir etwa die zweite Strophe nicht im Bewußtſein haben, bevor die erſte daraus entſchwunden iſt, und wiederum, wenn wir die zweite Strophe deutlich und bewußt vor unſerer Seele haben, ſo daß wir ſie herſagen, ſo wird die erſte ſicherlich nicht mehr in gleicher Weiſe bewußt vorhanden ſein. Alle übrigen Vorſtellungen ſind zwar auf irgend eine Weiſe in unſerer Seele, nur daß ſie nicht in unſerem Bewußtſein, ſondern, um einen techniſchen Ausdruck zu gebrauchen, unter der Schwelle deſſelben ſich befinden. Damit hängt nun ferner zuſammen, daß, wenn wir eine größere Anzahl von Vorſtellungen in irgend einem Zeitmoment im Bewußtſein haben, dieſelben deſto dunkler, unklarer und undeutlicher ſein müſſen; je geringer ihre Anzahl dagegen iſt, deſto klarer, deutlicher und heller ſind ſie. Ferner: eine jede Vorſtellung, welche entweder von außen durch die Sinne oder von innen durch die Erinnerung in unſer Bewußtſein treten ſoll, bedarf eines gewiſſen, wenn auch geringen Zeitaufwandes dazu, ſich mit den bereits vorhandenen Vorſtellungen ins Gleichgewicht zu ſetzen, ſie aus dem Bewußtſein zu verdrängen oder neben ihnen als klare und bewußte zu beſtehen. Wenn nun eine große Menge von Vorſtellungen, ſei es von außen oder von innen, zu gleicher Zeit ins Bewußtſein zu kommen ſtreben, ſo werden wir von den vielen entweder gar keine oder nur wenige im Bewußtſein haben, ſie werden entweder gar nicht, oder nur flüchtig zu unſerem Bewußtſein gekommen und ſogleich wieder daraus verdrängt ſein; zwar werden zuweilen Bilder, aber nur flüchtige, unhaltbare, vorüberſchwebende und halb unbewußte in uns entſtehen.

Alle dieſe einfachen pſychologiſchen Geſetze hat wohl Jeder an ſich erfahren, man kann ſich auch experimentell davon überzeugen.

Aber noch ein anderes, nicht minder bekanntes pſychologiſches Geſetz haben wir zu bezeichnen, um unſere Erklärung abgeben zu können. — Sowohl ohne, als beſonders mit unſerer Abſicht ruft eine jede Vorſtellung, welche deutlich in unſerem Bewußtſein ſich befindet, alle übrigen, welche mit ihr irgend in Verbindung und Beziehung ſtehen, die wir jemals gedacht haben, ins Gedächtniß, d. h. ſie bewirkt, daß auch dieſe ins Bewußtſein zu treten ſtreben. Für den Eintritt aber, ſowohl der unmittelbar erinnerten, wie der mit ihnen verbundenen Vorſtellungen ins Bewußtſein kommt der Zeitaufwand in Betracht, welchen derſelbe erfordert.

Denke man ſich einen Menſchen in einer Geſellſchaft. In jedem Moment, wo er derſelben ganz angehört, wird er eine deutliche Vorſtellung von ſämmtlichen anweſenden Perſonen haben; will er ſich am Geſpräch betheiligen, ſo wird er deſſen Inhalt und alle dahin einſchlagenden Gedankenreihen für und wider im Geiſte gegenwärtig haben müſſen. Schon ohne alle Abſicht, zumal aber bei dem Vorſatze, Rückſicht zu haben, daß keiner der Anweſenden irgend verletzt werde (was möglicherweiſe bei jeder Wendung des Geſprächs geſchehen kann), müſſen in jedem Augenblick alle dieſe Vorſtellungsreihen, welche ſich an jedes Mitglied der Geſellſchaft knüpfen, die Gedanken aller der inneren und äußeren Verhältniſſe, worin ſie ſich befinden, der Ereigniſſe, welche ſie erlebt haben, in das Bewußtſein desſelben zu kommen ſtreben; das aber ergibt für einen winzigen Zeittheil eine Unſumme von Vorſtellungen, und dieſe können nur ſehr ſchwach und dunkel in der Seele erſcheinen, nur flüchtig und vorüberſchwebend im

Bewußtſein auftreten. Wenn nun Jemand alle die, auch nur in dieſen flüchtigen, durch das Bewußtſein hindurch gleitenden Vorſtellungen enthaltenen Verhältniſſe durch eine pfeilſchnelle Aufmerkſamkeit beachtet, wenn er eine ſolche Reizbarkeit und Gewiſſenhaftigkeit beſitzt, daß auch über jene flüchtigen Keime eines Bewußtſeins ſein Urtheil ergeht und ſeine Handlung darnach beſtimmt wird, mit Einem Wort: wenn auch die kaum ins Bewußtſein gekommenen Vorſtellungen eben ſo auf das Urtheil und den Entſchluß des Menſchen wirken, wie die klaren und bewußten Vorſtellungen, dann hat er Tact.

Die große Bedeutung, welche das Verhältniß der Dauer zum Inhalt bei einem geiſtigen Vorgange hat, iſt in den letzten Jahren Gegenſtand einer vielſeitigen namentlich phyſiologiſchen Forſchung geweſen. Die Meſſungen, welche man vorgenommen hat, beziehen ſich indeſſen einſtweilen vorzugsweiſe auf einfache und deutliche Empfindungen und auf dasjenige Verhältniß ihrer Dauer und Stärke, welches ſich durch Bewegungen kundgibt, in denen die Wahrnehmung reflectirt. Von dieſen äußerſt werthvollen Forſchungen müſſen wir hier abſehen; aber ich habe darauf hingewieſen, um den Ausdruck der Hoffnung daran zu knüpfen, daß man in künftigen Zeiten die Analyſe der geiſtigen Prozeſſe noch viel feiner und vollkommener ausführen und dann namentlich auch die Summe der kaum oder gar nicht bewußten Elemente in Rechnung bringen wird, welche dennoch in einem Act der Mitſchwingung ihren Antheil an einem ſeeliſchen Erfolge innerhalb des Bewußtſeins haben.

Wenn Herr von Bär geglaubt hatte, die ſeiner Zeit noch ſehr ſchlichten Meſſungen Valentin's, wonach eine ſinnliche Wahrnehmung $^1/_{30}$—$^1/_{15}$ Sec. erfordern ſollte, berichtigen und ſtatt deſſen annehmen zu müſſen, daß ſie $^1/_8$—$^1/_{10}$ Sec. brauche:

ſo wiſſen wir heute durch viel genauere Meſſungen, daß jene beiden Maße richtig gefunden ſein können, daß aber das eine oder das andere ſtattfindet, je nachdem das rein geiſtige Moment der Apperceptionsthätigkeit in die ſinnliche Wahrnehmung eingreift oder nicht. (Vgl. L. d. S. Bd. II S. 50 f.) Der Inhalt unſeres wirklichen und verwickelten geiſtigen Lebens aber, unſere Vorſtellungen und Begriffe, beruhen auf einer ſolchen Anhäufung und Verdichtung der urſprünglichen Elemente derſelben, daß in einem ſolchen kleinen Zeittheil für einen geiſtig hochentwickelten Menſchen große Summen pſychiſcher Elemente mit ins Spiel des Prozeſſes kommen. Das Uebergewicht des Geiſtigen in der ſteigenden Entwickelung des Menſchen macht ſich auch in Bezug auf die Verkürzung des Zeitmaßes (in dem Verhältniß von Act und Inhalt) auf eine faſt erſtaunliche Weiſe geltend. Ich erinnere zur Verdeutlichung dieſes überaus wichtigen Gedankens an einige Beiſpiele aus Leben und Dichtung; zunächſt an eine ſolche Thatſache wie die im zweiten Bande S. 323 f. angeführte, daß eine Vorſtellung wie der „Goldton“ in Bezug auf Tizianiſche Bilder gedacht wird; da kommt eine große und beziehungsreiche Maſſe von Anſchauungen ins Spiel, welche vereinigt im flüchtigſten Moment und wahrſcheinlich faſt eben ſo ſchnell gedacht wird, wie die Wahrnehmung eines Tons oder einer Farbe. Eine Dame ſagte neuerdings in Bezug auf den Helden eines Romans, deſſen Alter von Zeit zu Zeit chronologiſch genau vom Dichter angegeben iſt: „er kommt mir immer älter vor — etwa um 10 Jahre;“ nun überlege man ſich genau, welch eine unſägliche Summe von Anſchauungen zunächſt aus der Darſtellung dieſes Helden, dann aber noch mehr aus dem Leben vieler Perſonen, welche die Proportionen zwiſchen ihren Handlungen und ihrem Lebensalter auf den verſchiedenen

Stufen derſelben begründen, in dem kurzen Moment der Schöpfung dieſes Urtheils durch die Seele der Dame gezogen ſind. — In gutem Andenken ſteht bei dem Leſer des erſten Bandes die köſtliche Erzählung Sternes von der letzten Stunde Lefevres, welche (ſ. S. 307 daſ.) mit den Worten ſchließt: „er ſah hoffnungsvoll meinem Onkel in das Geſicht; dann warf er einen Blick auf den Knaben, und dieſes Band, ſo fein es war, wurde niemals zerriſſen.“ Die ethiſche Tiefe dieſes Blicks wird von der pſychologiſchen Fülle deſſen, was hier in des Wortes ſtrengſter Bedeutung in einem Augenblick die Seele bewegt, faſt noch übertroffen.

Von der nächſten Beziehung zu unſerem Gegenſtande iſt endlich eine Bemerkung Balzac's (in La fausse maitresse, S. 230), welche zwar durch ihre begründenden und beſchränkenden Nebenläufe zu mancherlei intereſſanten Streitfragen Anlaß bieten könnte, in ihrer Hauptrichtung aber das Ziel vollkommen trifft:

„Der Marquis von Rouguerolles und ſeine Schweſter wechſelten bei den Worten Clementinens einen eigenthümlichen Blick, der ihre Nichte, Graf Adam und Pay ſtreifte. Es war eine jener ſchnell vorübergehenden Scenen, wie ſie nur in Italien und Paris möglich ſind. Außer in den Hofkreiſen verſteht man nur hier ſo viel mit einem Augenaufſchlag zu ſagen. Die Kunſt, den ganzen Inhalt einer Rede, eines Gedichts oder einer Tragödie in einen Blick zu legen, erlernt ſich nur unter dem Einfluſſe der äußerſten Knechtſchaft oder der unbeſchränkteſten Freiheit.“

Wie dieſe Beiſpiele zeigen, ſind die Summen von Vorſtellungsinhalten, welche durch den Prozeß der „Verdichtung“ und vollends der „Vertretung“, auf unbewußte Art in Mitwirkung gezogen werden können, ſo ungemein groß, daß

man auf den erſten Blick an das Fehlen jeglicher Schranke denken könnte. Dies iſt natürlich eine Täuſchung; eine Täuſchung, welche am meiſten zu der Meinung beigetragen haben kann, daß der Geiſt überhaupt von der Zeit wie vom Raum völlig unabhängig ſei.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir, wie ſchwer ſie auch ſein mag, uns der Meſſung auch dieſer Größen allmählich nähern werden und daß ſie von großem Werthe für die pſychologiſche Einſicht in die höheren Prozeſſe des geiſtigen und namentlich der ſchöpferiſchen Thätigkeit ſein wird. Auch heute ſchon iſt es ungemein fruchtbar, die Abſtände zu erwägen zwiſchen relativ ſehr einfachen Vorſtellungen, die innerhalb des Bewußtſeins oder aus demſelben oder in dasſelbe ſich bewegen, und den ſtufenweiſe zuſammengeſetzteren Gebilden, in denen größere Maſſen ſolcher Vorſtellungen nach ihrem logiſchen Werth und ihrer logiſchen Mitwirkung vollkommen erhalten, für den pſychologiſchen Prozeß aber völlig umgebildet ſind.*) Um Wiederholungen meiner eigenen Gedanken zu vermeiden verweiſe ich auf Bd. 2 S. 229—250, wo die Arten der Ueberwindung jener Enge des Bewußtſeins erörtert ſind; damit ſind dann noch Bemerkungen und Beiſpiele über Verſchiedenheiten im Tempo des Denkens zu vergleichen, die ich in „Ideale Fragen“ S. 245 gegeben habe.

Die ſpecifiſche Bedeutung, der Beſtand und der Erfolg aller höheren pſychiſchen Gebilde, deren Handhabung man als

*) Einſt, wenn die Pſychologie mit dieſen Größen in der ſtufenweiſen Umbildung pſychiſchen Inhalts rechnen wird, wird auch die Pädagogik zu einer Wiſſenſchaft werden, neben welcher Alles, was wir jetzt über „Ausbildung“ des Geiſtes, über reale und formale Bildung ſagen, vielleicht als empiriſch ganz zulängliche, aber theoretiſch als flüchtige und oberflächliche Rede erſcheinen wird.

„Intelligenz", „sittlichen Charakter", „ästhetischen Geschmack" u. s. w. bezeichnet, besteht darin, daß die einfacheren psychischen Elemente, aus denen sie — wie die organischen aus chemischen — bestehen, in ihnen eine andere Gestalt annehmen, daß sie namentlich in Bezug auf die Geschwindigkeit ihrer Bewegung, in Folge ihrer bloßen Mitschwingung außerhalb des Bewußtseins ganz anderen Gesetzen unterworfen sind.

Demnach besteht nun die psychologische Beschaffenheit des Tactes in Bezug auf das erste Merkmal, nämlich die vielseitige Aufmerksamkeit wesentlich darin: daß er aus einer Operation mit höheren psychischen Gebilden hervorgeht.

Dadurch verwirklicht sich der scheinbare Contrast, daß einerseits eine sehr große Anzahl von Vorstellungen — von Personen, Umständen, Verhältnissen und Rücksichten — zur Mitwirkung gelangen, und andererseits der Prozeß dennoch mit einer unvergleichlich größeren Geschwindigkeit sich vollzieht.

Aus der so erkannten Natur des Tacts ist auch ersichtlich, weshalb man meist hinterher bei Besinnung und Muße sehr gut die Gründe zu finden weiß für das Benehmen, das zur Zeit instinctiv, (wie man sagt, d. h. unbewußt), Erfolg des Tactes war oder hätte sein sollen; dieselben Vorstellungen, welche damals flüchtig vorüber rauschten, ziehen jetzt in langsamerem, erkennbarem Gang an der Seele vorüber.

In gleicher Weise ist nunmehr aus der Natur des Tactes klar, woher es kommt, daß die meisten Menschen ihn theils für eine Art von Gefühl, theils für eine ganz besondere unerkennbare Eigenschaft des Gemüths halten, weil er eben eine Operation des Geistes unter Mitwirkung von unbewußten Vorstellungen ist.*) Endlich ist es auch ganz richtig, wenn

*) J. G. Kohl in „Am Wege" S. 46 hebt die bekannte Thatsache hervor: „Selbst eine solche verhältnißmäßig geringfügige Erkenntniß, wie es z. B.

man ihn, nach der gewöhnlichen Beobachtung, als durchaus individuell bezeichnet; nur freilich ist er es nicht in dem Sinne einer besonderen individuellen Anlage in der Seele, sondern nur einer individuellen Wirkung sowohl in dieser Persönlichkeit nach dem Grade der Aufmerksamkeit und Reizbarkeit, als sogar nur für den einzelnen Fall nach dem Grade der gegenwärtigen Wirksamkeit beider; daher kann ein Mensch sehr wohl zuweilen tactvoll und zuweilen tactlos handeln, oder auch immer es in manchen Beziehungen sein und in manchen nicht sein. —

V.

Alles Dies aber wird noch deutlicher aus der psychologischen Erklärung des zweiten Elementes des Tactes.

Alles rechte, es sei nun sittlich gute oder schöne Handeln beruht auf einer Uebereinstimmung mit den bezüglichen sittlichen und ästhetischen Ideen, dergestalt, daß irgend eine oder mehrere von den Ideen in derselben eine bestimmte und individuelle Erfüllung und Wirklichkeit finden.*) In psycho-

die Feststellung der zweifelhaften Jahreszahl eines historischen Factums ist, kann zuweilen nur das Resultat einer Combinirung so complicirter Untersuchungen und seiner Wahrnehmungen sein, daß es dem Kenner unmöglich ist, eine erschöpfende Rechenschaft von allen den Gründen zu geben u. s. w." und bemerkt dazu: „Bei Beurtheilung aller Dinge ist die Hauptsache: ein fein ausgebildeter Sinn, ein geübter Tact und Geschmack, den man nur durch lange fortgesetzten und intimen Umgang mit den betreffenden Gegenständen, durch ein allseitiges Eindringen in die Verhältnisse, durch eben so breite als tiefgehende Erkenntniß und in Folge eines umfassenden Wissens erlangt. Ja, in den letzteren Instanzen kann oft nur ein angeborner Instinkt oder Tact entscheiden und das den Ausschlag gebende Gewichtchen auf die Goldwage legen." Weshalb wir nun aber diese Thätigkeiten nicht einfach als Wissenschaft, Erkenntniß, Vernunft ꝛc. bezeichnen, sondern als Tact, das sollte oben gezeigt werden, und in erster Linie ist es die starke Mitwirkung unbewußter Vorstellungen, welche den Unterschied herbeiführt.

*) Nicht der Traum ist das Wunder des Seelenlebens, das Räthsel der Psychologie — sondern das Wachen. — Den Traum können wir ge-

logiſcher Beziehung kann dieſe Gemäßheit und Uebereinſtimmung des einzelnen Handelns mit der allgemeinen Idee auf mehrfache Weiſe zu Stande kommen. Entweder nämlich iſt die Entſchließung zu dieſem beſtimmten Handeln ein Erfolg der freien und bewußten Ueberlegung oder der deutlichen Erkenntniß, daß dieſe ſittliche Idee auf das vorliegende Verhältniß Anwendung zu finden hat. Ein ſolches Handeln nennen wir eine bewußte moraliſche That; dieſer muß eine Erkenntniß des allgemeinen ſittlichen Geſetzes oder der Idee, an und für ſich betrachtet, vorausgehen. Es kann aber zweitens eine ſittliche Handlung ſo zu Stande kommen, daß weder eine abgeſonderte Erkenntniß der moraliſchen Idee vorher ſtattgefunden hat, noch auch eine bewußte Beziehung auf dieſelbe vorhanden iſt. Wir werden dieſe Handlungsweiſe, welche der Jugend ſowohl des einzelnen Menſchen, als auch der Nationen eigenthümlich iſt, nichtsdeſtoweniger eine ethiſche nennen. Und gleichviel wie man ſich das Verhältniß des Willens und ſeine Wirkſamkeit im menſchlichen Handeln denken mag: immer werden wir beide Arten des ſittlichen Thuns dem Einfluß der objectiven, für ſich ſeienden Ideen zuſchreiben, welche eben ſo ſehr unbewußt als bewußt auf die Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes wirken.

---

nügend erklären als das unbeherrſchte Spiel des pſychiſchen Mechanismus, zumal wenn wir noch hinzunehmen, daß nicht bloß inhaltliche Vorſtellungselemente, ſondern auch von den regulativen Principien, durch welche das wache Denken den Mechanismus beherrſcht und abändert, flüchtige, abgeriſſene Stücke (ohne folgerichtig und vollſtändig zu wirken —) in den Mechanismus des Traumes eingehen.

Aber jene regulativen Principien des wachen Denkens ſind die Schwierigkeit. Woher kommen ſie? wie wirken ſie? zumal wenn man bedenkt, daß das reflectirende Denken von der beſten, ſchöpferiſchen Thätigkeit auszuſchließen iſt. An dieſer Stelle müſſen wir uns mit einigen Grundzügen begnügen.

Zwiſchen den gedachten beiden Arten des ſittlichen Handelns liegt eine dritte, welche in der Erfahrung, d. h. im wirklichen Leben bei weitem am häufigſten auftritt; nämlich dieſe, daß zwar eine Kenntniß der ſchlechthin allgemeinen ſittlichen Ideen, wie der des Rechts, des Wohlwollens, der Billigkeit u. ſ. w. dazu auch die allgemeine Abſicht, das einzelne Handeln denſelben gemäß einzurichten, vorhanden iſt: dennoch aber eine bewußte Beziehung dieſes auf jene inſofern nicht ſtattfindet, als es an einer klaren und deutlichen Erkenntniß von der beſtimmten Art der Anwendung der Ideen fehlt. Dieſe nämlich würde eine ſyſtematiſche Anſchauung von den logiſch geordneten Mittelgliedern zwiſchen der abſtracten Idee und der concreten Handlung vorausſetzen; denn aus der allgemeinen Idee ergeben ſich zunächſt Maximen, aus dieſen beſtimmte Geſetze, und dieſe erſt finden eine directe Anwendung auf den einzelnen Fall. Statt deſſen gehen im ſittlichen Leben die pſychologiſchen Ereigniſſe in den allermeiſten Fällen in der Weiſe vor ſich, daß eine unmittelbare, durch kein bewußtes Herabſteigen geleitete Anknüpfung der individuellen Verhältniſſe an das allgemeinſte Geſetz vorhanden iſt. Den Einfluß der allgemeinen Geſetze der Sittlichkeit auf das einzelne Handeln, in welcher Weiſe er ſich auch ereignen möge, nennen wir die Herrſchaft der ſittlichen Ideen. Sie herrſchen über den pſychologiſchen Mechanismus, in welchem nach eigenen, von den Ideen vorerſt unabhängigen Bewegungsgeſetzen die ganze Maſſe der Vorſtellungen, Begriffe, Antriebe und Begehrungen enthalten und gruppirt iſt.

Treten wir nun mit dieſen vorbereitenden Betrachtungen an die Erklärung des Tacts, ſo ergibt ſich ſogleich als das Weſen desſelben, daß er in einer unbewußten Anwendung und Verwirklichung ſittlicher und äſthetiſcher Ideen innerhalb der

concreten Lebensbeziehungen beſteht. Man kann dieſe und alle leitenden Ideen gleichſam als Maße und Gewichte betrachten, wonach in der Beurtheilung die Größe des Werthes, in der Entſchließung die Stärke des Motivs jeder einzelnen Handlung beſtimmt wird. Wie es aber Menſchen gibt, welche eine gegebene Fläche mit bloßem Augenmaß ohne Maßſtab auf den Zoll ausmeſſen, wie andere mit der bloßen Hand, ohne Wagſchaale, die Schwere eines Körpers wägen können,*) ſo kann der Tactvolle auch ohne den Maßſtock und die Wagſchaale der Reflexion die Größe und Schwere vorliegender ſittlicher und äſthetiſcher Beziehungen ermeſſen. Zunächſt würde dies freilich noch mit dem unreflectirten ethiſchen Leben überhaupt zuſammenfallen, und in der That kann auch an eine abſolute Grenzſcheide des Tactes von dieſem, der Sache nach, nicht gedacht werden; dennoch müſſen wir für ihn einige kennzeichnende Merkmale hervorheben, welche ihm eine, wenn auch unbeſtimmt, abgeſonderte Sphäre zueignen.

Ich will nur vorher das lehrreiche Beiſpiel aus Homer anführen. Telemach iſt im Begriff zu Neſtor zu gehen; voll Ehrfurcht vor demſelben eben ſo wie Yorik vor dem Herzog von Choiſeuil und Barfüßele vor dem Bauern, iſt er eben ſo voll Scheu und Sorge, wie er ihn anreden ſolle; zwar genießt er den Vorzug, als den vermeintlichen Mentor Athene zur Seite zu haben; indeſſen reden muß doch er ſelbſt, und er drückt darum ſeine Beſorgniß — (nicht wie jene im reflectirenden Selbſtgeſpräch) gegen ihn aus (Odyſſee III, 26)

---

*) Der Verfaſſer kannte einen Mann, welcher durch Reizbarkeit ſeines Organismus und Ausdauer der Uebung einen ſolchen Gewichtstact erlangt hatte, daß er Ducaten mit dem bloßen Zeigefinger zu wägen und die Differenzen bis auf halbe und Viertel-As anzugeben vermochte.

Mentor, wie ſoll ich denn gehn, wie zuerſt anreden den König?
Ungeübt noch bin ich in fertigen Worten der Klugheit,
Auch zu blöd' als Jüngling den edelen Greis zu befragen.
Drauf antwortete Zeus' blauäugige Tochter Athene:
Anderes wird Dein Herz, Telemachos, ſelber Dir ſagen,
Anderes Dir eingeben ein Himmliſcher. Nie doch vermuth' ich,
Daß zum Haß der Götter geboren Du ſeiſt und erzogen.

Der Gedanke, welcher dem Dichter vorſchwebt und dem er eben auf ſeine Weiſe Ausdruck gibt iſt offenbar dieſer: Manches wirſt Du mit Bewußtſein und Ueberlegung, Manches unbewußt und unwillkürlich, als Eingebung eines „Dämons", vorbringen. Denn Alles was unbewußt in der Seele entſpringt, was nur als ein fertiges Gebilde an das Licht des Bewußtſeins tritt, von deſſen Werden aber keine unmittelbare innere Wahrnehmung gegeben iſt, wie der Traum, die Dichtung, alle ungewöhnliche, hervorragende Thätigkeit wird als Eingebung der Götter gedacht. (Vgl. auch Exodus Cap. 28,3 und 31,1 f.) Beides aber, das Bewußte und das Unbewußte hat ſeine Quelle in Geburt und Erziehung.*) Dies iſt der zweifelloſe, aber auch zweifellos dunkele, unbeſtimmte, gleichwohl tiefe Gedankengang der Dichtung, welcher aber in der Form, die uns vorliegt, vom Dichter apper-

*) Wörtlich heißt es eben: Ich glaube nicht, daß Du ſo gottverlaſſen oder „ohne Gnade der Götter" geboren oder erzogen biſt. Bei Auerbach ſagt Barfüßele: „Ich weiß nicht, wie ich die Füße ſetze, ſie thuns allein — (ein Dämon gibt es ein — ſagt Homer) . . . Genug jetzt laß kommen, was kommen will; ich bin ja auch dabei. Und es lag noch mehr als dieſe ausgeſprochene Zuverſicht in ihrem Weſen; ſie hatte nicht umſonſt von Kindheit an Räthſel gelöſt und von Tag zu Tag mit dem Leben gerungen. Die ganze Kraft deſſen, was ſie geworden, ruhte ſtill und ſichertreffend in ihr".

Der alte und der neue Dichter ſchaut das Weſen und die Quelle des Tactes, der in dem gegebenen Fall zur Erſcheinung kommt, auf eine ſchier gleiche Weiſe an; nur die Vorſtellungen, durch welche ſie den Inhalt dieſer Anſchauung appercipiren, ſind von einander verſchieden.

cipirt wird. Die innere Anschauung Homers von dem psychischen Proceß, um den es sich handelt, ist auf Erfahrung gegründet, schon ganz dieselbe wie bei Sterne und Auerbach, nur die Vorstellung, in der er sie erfaßt, ist die mythisch objectivirte.

Wir unterscheiden deshalb zunächst den „natürlichen Tact" von dem „feinen", um daran den Unterschied festzuhalten, daß entweder a) ein Erfassen des Gesetzes ohne abstracte, abgesonderte und bewußte Kenntniß, auch ohne Uebung in der Anwendung desselben stattfindet; dergestalt, daß mit dem individuellen Fall für diese Person das Gesetz entspringt; oder b) daß eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende zwar unbewußte aber doch genaue, scharfe, stark individualisirte (casuistische) Anwendung des vorher bewußten Gesetzes zu Stande kommt.

Erinnern wir uns, daß auf allen Gebieten des geistigen Lebens die Gesetze, die es regieren sollen, in Wirksamkeit sein können, sowohl bevor sie den Menschen überhaupt (oder diesem Menschen insbesondere) zum Bewußtsein gekommen sind, als auch nachdem sie zur Erkenntniß gekommen ohne daß man sich gegenwärtig ihrer erinnert, d. h. also ohne daß sie als bewußte Elemente in das geistige Geschehen eintreten. Bevor Aristoteles die Regeln des logischen Denkens aufgefaßt hat, sind sie von den Menschen angewendet worden; er hat die Regeln nicht geschaffen, sondern nur gefunden; auch heute noch ganz eben so wie vor der Entdeckung des Aristoteles wenden die meisten Menschen die Regeln der Logik an, ohne sie zu kennen. Wir unterscheiden also die Seelenzustände, ob Jemand 1) als Kind, als ungebildeter, unentwickelter Geist überhaupt noch nicht logisch zu denken im Stande ist, also die objectiven Formen des logischen Denkens in ihm überhaupt noch nicht

vorhanden ſind, oder ob er 2) zwar logiſch richtig denkt, alſo ſein Denkprozeß nach den Formen, welche die Logik als Wiſſenſchaft kennen lehrt, vollzieht, und dennoch von eben dieſen Formen und Geſetzen, die in ſeiner Seele wirken, durchaus kein Bewußtſein hat; oder daß er 3) dieſe logiſchen Prozeſſe nicht bloß vollzieht, die Formen nicht nur anwendet, ſondern — aus eigener Entdeckung oder nach Anleitung eines anderen Denkers — auch erkennt und ſich ihrer bewußt wird.

Im wirklichen Leben finden wir nun aber, daß auch derjenige, welcher (nach 3) die deutliche Erkenntniß der in ſeinen Prozeſſen herrſchenden Geſetze gewonnen hat, ſich derſelben keineswegs in jedem nachfolgenden einzelnen Prozeß auch immer bewußt iſt. Ja man preiſt als die vollkommenſte Wirkung der Erkenntniß von Geſetzen mit Recht, daß ſie wieder vergeſſen werden, daß ſie dem Bewußtſein entſchwinden, aber dennoch in der Anwendung befolgt werden.

Dieſer Gedanke iſt vielleicht noch leichter an dem Beiſpiel der Sprache und der in ihr herrſchenden grammatiſchen Regeln deutlich zu machen. Die Sprachen ſind längſt vollkommen entwickelt, bevor eine abgeſonderte und bewußte Erkenntniß ihrer Formen, d. h. eine Grammatik als Wiſſenſchaft oder als bewußte Kenntniß ihrer Regeln entſteht. Aber auch wer ſich die Kenntniß dieſer Regeln der eigenen Sprache durch die Schule angeeignet hat, vergißt dieſelben wieder; ſeine Sprache wird jetzt in Bezug auf Correctheit, d. h. Uebereinſtimmung mit den grammatiſchen Vorſchriften vielleicht feſter und ſicherer, aber er wird ſich dieſer Regeln bei ihrer concreten Anwendung keineswegs bewußt ſein.

Ethiſche und äſthetiſche Geſetze ſind freilich noch viel ſchwerer zu erfaſſen, als grammatiſche Regeln; die Art ihres Verhaltens aber zu dem einzelnen Fall ihrer Anwendung iſt

pſychologiſch betrachtet faſt die gleiche. Nur die weſentliche Mitwirkung des Gefühls muß allerdings als ein unterſcheidendes Merkmal erwähnt werden. Was man dagegen Sprachgefühl nennt, iſt nur eine uneigentliche Bezeichnung für die unbewußte Anwendung von Regeln, welche ſo ſchwierig und verwickelt ſind, daß man eine bewußte Erkenntniß entweder noch gar nicht beſitzt, oder nur mit großer Mühe zur Anwendung bringen könnte. Ohne Ausführung des Gedankens (welche aber zu weitſchweifig werden müßte) iſt nur zu wenig damit gewonnen, ſonſt würde ich ſagen: correctes, grammatikaliſches Sprechen, ohne reflectirte Anwendung der grammatiſchen Regeln, beruht auf dem natürlichen Tact in der Sprache; der feine Tact aber iſt die Quelle des Styls.

Auch der natürliche Tact hat deshalb wenigſtens für dieſes Individuum etwas Schöpferiſches. Denn man darf nicht vergeſſen, daß auch die bekannten, von Anderen mit Bewußtſein erfaßten äſthetiſchen und ethiſchen Ideen, in jeder Perſon nach ihrem weſentlichen Gehalt wieder erſt entſtehen müſſen, und zwar aus derſelben urſprünglichen Quelle, aus welcher ſie bei früheren Geſchlechtern urſprünglich entſtanden ſind. Von einer eigentlichen Ueberlieferung dieſer idealen Elemente kann, wie wir im 2. Bande bereits erörtert haben (ſ. S. 185) ſchlechterdings nur in dem Sinn die Rede ſein, daß zur eigenen und urſprünglichen Entſtehung derſelben Anlaß und Anleitung gegeben wird.

Es begreift ſich deshalb auch vollkommen, daß die ſchöpferiſche Seite des natürlichen Tactes auch in einfachen, wenig ausgebildeten Menſchen zu Tage treten kann; ja daß man eben deshalb in der Hütte antreffen kann, was man im Palaſt oft vermißt.

Festgehalten, daß alle Maßbegriffe, die wir hier anwenden, nur relativ sind, kann man sagen, daß das erste Element des Tactes, die große Regsamkeit der Vorstellungselemente, die Energie der Mitschwingung und die Schnelligkeit des Tempos in ihrer Bewegung auf Vererbung,*) Erziehung und Uebung beruht, daher auch an Höfen, in Großstädten, bei lebhaften Völkern mehr angetroffen werde; das zweite aber, das concrete Finden der ethischen und ästhetischen Vorschrift, die hier und jetzt zu erfüllen ist, beruht auf der natürlichen und schöpferischen Quelle der Gesinnung im Gemüthe des Menschen. —

Schier sirenenhaft locken hier die verschiedenen Gegensätze des natürlichen und künstlichen Denkens, des angeborenen und anerzogenen, des durch Erziehung, also Kunst in der eigenen Generation erworbenen und auf die nächste vererbten, bei dieser zweiten also als ein Natürliches auftretenden Prozesses; sie alle fänden an der Frage des Tacts ein vorzügliches Beispiel; ihre Erörterung würde die größten Fragen in diesen engen Rahmen ziehen, also ein Unmögliches oder ein völlig Unschickliches zu leisten erfordern. Nur die Thatsache, daß auch an diesem Punkte alle letzten Schwierigkeiten der Erkenntniß sich zusammenfinden, wollte ich zum Bewußtsein bringen, und das Eine nur noch erwähnen, daß von allen jenen Gegensätzen deren keiner ein absoluter ist, keiner für die Praxis des Lebens und für die Pädagogik so wichtig ist, als der eine, den ich noch nennen will, nämlich der des Wissens und der Gesinnung. Der natürliche Tact ist so sehr ein Erzeugniß oder vielmehr ein Ausdruck der Gesinnung, daß nicht nur das zweite Element desselben, nämlich das sittliche und ästhetische Urtheil, das sich in der Handlung kund gibt, fast ganz davon abhängt, sondern

*) In Bezug auf diese bitte ich jedoch Bd. II S. 213 zu vergleichen.

auch das erste, nämlich die Regsamkeit der Vorstellungsmassen in ihr einen der stärksten Hebel besitzen kann.

Gleichviel ob man es in Bezug auf die Hoffnung für die Zukunft der Menschen als eine beglückende, oder in Bezug auf die Beurtheilung der durchschnittlichen Gegenwart als eine betrübende Thatsache ansehen mag, es bleibt auf alle Fälle eine wahre Thatsache, daß von der Wirkung der Ideen auf ein Gemüth, von der Gesinnung die es erfüllt, nicht bloß die treffende Anwendung der Ideen auf das eigentliche Handeln abhängig ist, sondern auch die rein mechanischen Prozesse der Vorstellungen aus der Herrschaft der sittlichen und ästhetischen Ideen am meisten Triebkraft und Richtung empfangen. Alles Uebrige in dem psychischen Mechanismus gleichgesetzt, wird der Erfolg desselben sich wesentlich anders gestalten, je nachdem ein egoistisches oder ein ideales Interesse ihn in Bewegung bringt.

Die unreflectirte, aus den Anlässen die das Leben bietet hervorgehende, von der persönlichen Gesinnung geleitete Handlung auf der einen Seite und die reflectirende, an der Hand der logisch ordnenden, genetisch analysirenden Methode arbeitende Wissenschaft auf der anderen Seite bereichern und entwickeln den Gehalt der Ideen. Zwischen beiden steht die Dichtung, welche durch ihre schöpferischen Apperceptionen bald durch Erfassen neuer idealer Keime gleich der wirklichen Lebensthat, bald durch Befestigung und Erhöhung ihrer Bildungsfähigkeit gleich der wissenschaftlichen Denkarbeit über die vorhandenen und gegebenen Regeln und Formen des Idealen zu reicheren Vorschriften oder tieferen Motiven desselben hinleitet.*)

*) Auch bei den plastischen Künsten hat man die Wirkung mit Recht hervorgehoben: den Blick des Menschen für die Naturwesen und ihre Be-

Aber auch ohne Wissenschaft und Dichtung wahrhaft schöpferisch ist der, wie wir ihn in Anlehnung an den Sprachgebrauch bezeichnet haben, *feine* Tact. Er führt in den gegebenen Fällen, die das Leben darbietet, über die erkannten und gleichsam codificirten Gesetze der (ethischen und ästhetischen) Idealität durch *neue*, *feinere* und *combinirte* Anwendung derselben hinaus. Auch hier ist im Anfang (nämlich jedes Fortschritts) die That. Die Mannigfaltigkeit der Lebenserscheinungen, die Verflechtung der persönlichen wie der sachlichen Verhältnisse bringt Fragen der Idealität auf die Bahn und durch die Leistung eben des feinen Tactes zur Entscheidung, auf welche die methodische Reflexion auch der Wissenschaft nicht hinführt. Dies ist gewissermaßen die Weihe, welche die Zufälligkeit aller vereinzelten Lebensereignisse empfangen, daß sie auch der Fortbildung der allgemeinen und wissenschaftlich faßbaren Idee dienen; daß sie durch die ideale Form, welche sie annehmen, zugleich zur idealen Norm sich gestalten, daß sie also nicht bloß Erfolge sondern Quellpunkte der fortschreitenden Idealität sind.

Leichter ist's, die sittlichen und ästhetischen Ideen zu erkennen, als ihre Anwendung auf concrete Lebensverhältnisse auch nur theoretisch zu finden,*) geschweige praktisch zu voll-

---

wegung zu schärfen, die Anschauung derselben zu klären, zu vertiefen und zu bereichern; nur darf man darin nicht den letzten oder vollends den einzigen Zweck der Kunst erkennen wollen.

*) Ein Beispiel. In einem Concertsaal: Je näher mir ein Bekannter steht, auf desto größere räumliche Entfernung im Saal kann ich ihn grüßen; je ferner er mir gesellig oder in Rang steht, desto näher muß er mir im Raume sein, um meinen Gruß an ihn zu adressiren. Was ist das?

Wenn man meinte, Gruß in die Ferne sei ein Zeichen von Vertraulichkeit, deshalb gegen Fremdere unstatthaft, so hieße dies nur die Frage für eine Antwort ausgeben.

ziehen; vollends dann, wenn es ſich darum handelt, die rechte Mitte in der Verwirklichung mehrerer von einander abweichender Ideen, gleichſam die Diagonale im Parallelogramm der idealen Triebkräfte zu finden, und mit Recht bezeichnet man daher dieſe Kunſt mit einem eigenen Namen als Tact. Dazu kommt, daß dieſer beſonders von denjenigen Lebensverhältniſſen ausgeſagt wird, in welchen das zuerſt beſprochene Element mitwirkend iſt, alſo da, wo auch die Thatſachen, auf welche die Ideen bezogen werden ſollen, nur in der allerflüchtigſten Erkenntniß beobachtet ſind.

Längſt hat man im Dienſte der Pädagogik zu Nutz und Frommen der Ausbildung beider Elemente des die Idealität fortbildenden Tactes erkannt, was ich hier am liebſten mit den Worten Gottfried Kellers ausſprechen will: „ich halte dafür, ſagt er, daß die Kenntniß recht vieler Fälle und Geſtaltungen jungen Leuten mehr nützt, als alle moraliſchen Theorieen; dieſe kommen erſt dem Manne von Erfahrung zu, gewiſſermaßen als eine Entſchädigung für das, was nicht mehr zu ändern iſt.“ Darauf beruht ja auch der unerſetzliche Werth, den die bibliſchen Schriften für unſere Jugend haben, Homer für die Griechen hatte und auch für uns hat um die Flamme ſittlich-religiöſer Erleuchtung und Erwärmung dadurch in den Seelen der Kinder zu entzünden. Dem Erwachſenen aber ſoll die Schule des Lebens die Fülle der Geſtaltungen zeigen oder vollends die fein verzweigte Eigenart der Forderungen ſtellen, an denen die Reife und der Reichthum der idealen Lebensanſchauung zur Entwickelung kommt.

Es iſt, bei der hohen Bedeutung, welche es für beide Seiten hat, wohl der Mühe werth noch ein wenig bei dieſem Verhältniß von Leben und Wiſſen zu einander zu verharren.

Nicht die Realität als ſolche und an ſich (d. h. die reale Wirklichkeit als unterſcheidendes Merkmal von dem bloß Gedachten und in dieſem engeren Sinne Idealen) iſt der charakteriſtiſche Vorzug der wirklichen Lebensereigniſſe, ſondern die Beſchaffenheit derſelben als Brutſtätte, als Quellpunkte der Idealität ſelbſt. „Wahrheit iſt ſeltſamer als Dichtung;" Wirklichkeit iſt reicher, feiner, überraſchender an Originalität als die Phantaſie der Wiſſenſchaft.*)

Zwar nicht der einzelne Fall — vollends nicht jeder einzelne Fall — führt gleich zu einem Fortſchritt der in ihm realiſirten Idee; aber viele einzelne Fälle, in leiſen Variationen ſich bewegend, enthalten zunächſt objectiv eine Umbildung der idealen Form: das feine Ohr der Dichtung und der Wiſſenſchaft hört daraus die neue Weiſe des Anſchauens, der Empfindung, der Geſinnung in Bezug auf das in Frage ſtehende beſondere Gebiet. Dieſe Betrachtung klärt ſich leicht vor unſern Augen auf, wenn wir eins jener Gebiete als Beiſpiel nehmen, in denen die Wiſſenſchaft eine feſt geordnete Anwendung auf das Leben findet. Denken wir nämlich an das Rechtsleben und das Rechtswiſſen; es wird genügen mit den flüchtigſten Linien auf die Analogie hinzudeuten. Auf der einen Seite ſtehen die rechtstragenden und rechtsfragenden

*) Gleichwohl darf nicht überſehen werden, daß das Moment der Realität ſelbſt einen weſentlichen Einfluß auf den Verlauf des pſychologiſchen Prozeſſes ausüben kann. Schulbeiſpiele werden für die Beredſamkeit, oder für den Rechtsanwalt durchaus nicht die gleichen ſtarken Hebel für die Hebung und Bewegung der erforderlichen Vorſtellungsmaſſen darbieten, wie die wirklich vorhandenen redneriſchen Aufgaben oder Rechtsfälle. Das Verhalten der Seele zu denjenigen Vorſtellungen, welche die Aufgabe erzeugen, iſt ein anderes (vgl. L. d. S. II. Bd. S. 273) und die Eigenart desſelben macht ſich in dem ganzen Prozeß, der erregt wird geltend. Die Sehnſucht des Zweckes wird zu einer Kraft für die Erregung und Richtung der pſychiſchen Mittel.

Personen mit ihrem Gebahren und ihrem Gestalten realer Rechtsverhältnisse und idealer Gesinnungen die sich auf dieselben beziehen; auf der anderen steht die Rechtswissenschaft, mit ihrem System von Rechtsnormen und Formen, welches nach der Voraussetzung jene concrete Fülle der Lebensgestaltung völlig umspannen und überall durchdringen soll. — Beiden gemeinsam ist die letzte Quelle der Rechtsidee, welche dort in den Gesinnungen, hier in den wissenschaftlichen Begriffen ihren Ausdruck, ihre Ausprägung findet, nämlich das Rechtsbewußtsein, oder das Rechtsgefühl, aus welchem ursprünglich die Rechtsverhältnisse, Anschauungen, Gesinnungen und Begriffe hervorgegangen sind, und heute noch und alle Zeit das innerlich ideale Erfassen des gegebenen Rechts hervorgehen muß. — Zwischen beiden wiederum steht wieder auf der einen Seite der Richter, vor welchem aus Anlaß von streitigen Fällen das Recht gesucht wird, und auf der anderen der Gesetzgeber, welcher die Norm, nach welcher der Richter allein das Recht zu schöpfen hat, festsetzt.

Die concrete Gestaltung der Lebensverhältnisse, die in ihnen auftauchenden einzelnen Rechtsfälle führen zu größerer Bestimmtheit und Schärfe der Gesetze durch die Nothwendigkeit der Auslegung derselben behufs der Beziehung auf den gegebenen Fall; sie enthüllen auch die Lücken und Widersprüche und führen zu einer reformirten Gesetzgebung.

Ein juristisch geschulter Psycholog sollte einmal die dankbare Arbeit unternehmen, die psychologischen Verschiedenheiten in der Gestaltung des Rechtsbewußtseins überhaupt und der Rechtsvorstellungen insbesondere zu schildern, welche im Laien, im Richter, im Gesetzgeber und im Rechtslehrer sich vollziehen. Auch die feineren Uebergänge hier in den rechtswirkenden Schöffen und Geschworenen, dort in den kämpfenden Anwälten

können die immer tiefergehende Unterſuchung auch immer fruchtbarer machen. Auf die Grundverhältniſſe des Rechtslebens, auf das Verhalten der *inneren*, ſeeliſchen und der *äußeren* poſitiven Quellen für die geltende Rechtsnorm und ihre Anwendung wird dann ein neues Licht fallen.*)

Wie lange aber wird es noch dauern, bis man für die Bearbeitung der Ethik ſich darauf beſinnen wird, daß ſie die Leiſtung der Legislatur und Wiſſenſchaft in ſich zu vereinigen und beide Aufgaben mit Bewußtſein ihrer Verſchiedenheit neben einander zu erfüllen hat.

Wir kehren aber zum Tact mit der Bemerkung zurück, daß an ihm mit Hilfe der Analogie des Rechts deutlich wird, wie auch die breiten Maſſen, welche Träger der Volksſeele ſind, in ſolchen Vorgängen, welche einzeln verſchwinden würden und oft verſchwinden, ihren Beitrag zur Fortbildung liefern,**) indem bald ein ſolches Einzelnes auf beſonders guten Boden fällt, bald Vieles Einzelne ſich glücklich zuſammenfindet, um gemeinſam zu wirken. Das Auge der Wiſſenſchaft hat es dann zu entdecken und zum *Bewußtſein* zu bringen.

Das Leben ſchafft die dunkel und unbewußt in der Form des Tactes wirkenden Motive der Idealität im Handeln; die Wiſſenſchaft erhebt ſie zum Bewußtſein, macht ſie dadurch zur

---

*) Mir ſagte Prof. Bruns, der als juriſtiſcher Lehrer eine kaum bedingte Anerkennung gefunden hat, wenige Tage vor ſeinem Hinſcheiden: das was der juriſtiſche Student in den Pandecten vor Allem lernen muß, iſt, das juriſtiſch-wiſſenſchaftliche Denken an die Stelle desjenigen des geſunden Menſchenverſtandes zu ſetzen. Und wenn er hinzufügte, daß beide Arten des Denkens durch eine Kluft getrennt ſind, über welche die von mir im Geſpräch geforderte Brücke zu ſchlagen eine Unmöglichkeit ſei, ſo halte ich dennoch an der Hoffnung feſt, daß die oben von der Zukunft erwartete pſychologiſche Analyſe der verſchiedenen Formen des Rechtsbewußtſeins auch die Pfeiler für dieſe Brücke aufrichten wird.

**) Vgl. „Ideale Fragen": Geſpräche S. 233 und Aufklärung S. 317.

Norm auch für den, der sie selbst nicht finden würde, und befähigt wiederum die Massen, dadurch Neues daraus zu entwickeln oder daran anzuknüpfen.

Die Anwendung der Ideen überhaupt ist im Leben gerade deshalb das Schwerste, weil die Reflexion, das prüfende Nachdenken nicht bloß die Sache nicht erleichtert, sondern sogar erschwert. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!"

Frauen haben oft, was sowohl für die Schöpfung, wie für die Anwendung idealer Gesetze viel besser ist als alle anderen Eigenschaften — sie haben Tact.*)

In der Natur der Reflexion liegt es, daß sie den Fluß der Thätigkeit hemmt, das einwirkende und ausführende Walten der objectiven Regeln und Ideen aufhebt oder schmälert. Von aller künstlerischen Thätigkeit ist es eine allgemein anerkannte Erfahrung, daß die größte Uebereinstimmung der geschaffenen Gestalten mit den dem Genius einwohnenden Idealen gerade dann sich entfaltet, wenn die Thätigkeit völlig unbewußt, die Einwirkung des Ideals also durchaus unmittelbar und unreflectirt geschieht.**) Auch der Tact übt eine künstlerische Thätigkeit: die Kunst des Lebens, insofern er theils die sittlichen Ideen in jenen innersten und feinsten Bezügen, welche kein ethischer Codex mehr zu specificiren weiß, theils die ästhetischen Ideen in das Leben einwebt. Und gleichwie erst aus der künstlerischen Schöpfung die ästhetischen Gesetze den Menschen zum Bewußtsein kommen, wie auch hier die That

*) Bahnsen: Die apodiktische Weise des Urtheilens beim Weibe (das „nicht unter Regeln, Statuten und Ausnahmen subsumirt, sondern nur unter ein einziges Urgesetz!") wird gemildert und erweicht durch den lösenden Tact.

**) So wie man nach dem Volksglauben beim Feueranschlagen nicht zusehen darf, weil es sonst nicht zünde.

der Ueberlegung vorangeht, so schaffen tactvolle Menschen ästhetische Lebensgesetze und sind durch ihr Handeln im größten Style Erzieher ihrer Umgebung und weiterhin Lehrer der Menschheit.

Was also ehemals unbewußter, schöpferischer Tact war, das wird später bewußtes und erkanntes Gesetz. Unendlich viele Keime und Blüthen entsprießen dem Lebensbaum eines Volksgeistes, aber in wenigen gelangen sie auch zur Reife der Frucht. Daher überrascht uns das wirkliche Leben mit den entgegengesetzten Erfahrungen: bald eines sehr weiten Abstandes der breiten Massen von den höher entwickelten Geistern, bald einer an die Höchsten heranreichenden und der Zukunft vorauseilenden Feinheit.

Daß aber gedeihlicher Fortschritt nur auf dem Boden streng geordneter Sitte und strenger Institutionen sich entwickeln wird, dafür sind oben bereits die Gründe angedeutet.

Aus der Beobachtung seiner Erfolge ergeben sich Gesetz und Regel des Tacts, aber erst wenn das durch solche Reflexionen Gewonnene so sehr in die Seele eingelebt ist, daß es unmittelbar wirkt, dann trägt es neue veredelte Früchte. Es findet hier derselbe Fortschritt statt, welcher überhaupt in der Geschichte des sittlichen Lebens der Einzelnen wie der Nationen und der gesammten Menschheit hervortritt und der mit dem einfachen Worte bezeichnet werden kann, daß man von der Sitte zur Sittlichkeit und von dieser wiederum zur erhöhten Sitte fortschreitet, oder von der Natur zur Kunst, welche selbst wiederum zur künstlerischen Natur wird.

Nicht bloß Schnelligkeit der Uebersicht sondern auch Feinheit der Abwägung von mannigfachen, verbundenen und widerstreitenden Verhältnissen gehörte zum Wesen des Tactes.

Um dem Leſer ein recht anſchauliches Bild von dem inneren Vorgang zu bieten, will ich noch ein ſcheinbar geringfügiges, aber Allen bekanntes Beiſpiel von Erforderniß des Tactes anführen, dem eine feine und ſchwierige Aufgabe zufällt, auch wenn reichliche Zeit zur Ueberlegung gewährt iſt. Die Tafelrunde einer kleinen Geſellſchaft ſoll geordnet werden —:

Wenn ſich die Tafelrunde nicht an einer runden Tafel befindet, wird jeder Platz einen eigenen Werth beſitzen; dieſer aber wird ſich aus der Würde der Hauptperſonen, der Wirthe und der vorzüglichſten Gäſte beſtimmen. Dieſer Werthſtufe des Platzes ſollen die Perſonen entſprechen; aber ſie wird zugleich näher beſtimmt durch die Nachbarſchaft zur Seite und gegenüber. Würde und geſellige Annehmlichkeit gehen nicht immer zuſammen; die angenehmſte Perſönlichkeit muß ſich mit der nachbarlichen Langeweile des Würdigſten beehrt, und dieſer mit dem minder würdigen aber erfreulich unterhaltſamen Nachbar belohnt fühlen. Genug: Ehre und Vergnügen ſind Tauſchwerthe, über deren Vertheilung die Wirthe nach dem Geſchmack und Anſpruch der Gäſte beſtimmen ſollen. Aber es fehlt viel, daß damit die Sache erſchöpft wäre; die Alter, die Geſchlechter, die Stände haben verſchiedene Anziehung für einander und die Individualität verſtärkt und vernichtet jede allgemeine Eigenſchaft; neben keinem Muſiker, neben keinem jungen Menſchen, neben keinem Weibe möchte Einer ſitzen: aber dieſe Dame iſt jung, ein Weib und eine muſikaliſche Künſtlerin und dennoch vielleicht die anziehendſte Ausnahme in jeder Beziehung. — Jeder iſt nun nicht bloß ein Empfänger des Gaſtrechts, ſondern er hat auch Gaſtpflicht zu erfüllen; da nun jedem Gaſt des Rechtes ſo viel wie möglich gewährt, der Pflichten ſo wenig wie möglich aufgebürdet werden ſoll, wiederum von Allen geſellige Leiſtungen alſo Vorzüge gefordert oder

mindeſtens erwartet werden müſſen, um Allen geſellige Freude gewähren zu können: ſo entwickelt ſich daraus ein Spiel und Widerſpiel ſo reicher und gewaltiger Vorſtellungsmaſſen, welchen als pſychologiſches Schauſpiel betrachtet ſogar der relativ dürftige Zweck ganz incommenſurabel iſt, daß es nur dem Tactvollen gelingen wird, dieſelben mit Glück zu beherrſchen und aus dem wogenden Kampfe von Gründen und Gegengründen den Frieden einer harmoniſchen Geſellſchaft zu erzielen.

Es iſt im höchſten Grade intereſſant zu beobachten, wie ſich auf höheren Stufen der Cultur ein nahezu feindlicher Gegenſatz ausbildet: zwiſchen dem aus der urſprünglichen Quelle ſchöpfenden, auf Feinheit der Abwägung von mannigfachen, verflochtenen und widerſtreitenden Verhältniſſen zielenden Tact, und der feſtgeſtellten, über leiſe und feine Anforderungen oder Widerſprüche hinweggehenden, conventionellen Ordnung. Wenn jener das Gemüth auf ſeiner Seite hat, ſo tritt die praktiſche Nothwendigkeit auf die Seite dieſer. Wie das Gemüth nur in dem fein abwägenden, allſeitig rückſichtsvollen, die leiſeſte Individualität beachtenden, aber nach Inhalt und Grund unbewußten, ſchwankenden Rechtsgefühl den wahren Ausdruck der Rechtsidee findet, während die praktiſche Nothwendigkeit zu feſten, das Allgemeine ſtatuirenden und das Individuelle ſelten in ſeiner Beſonderheit treffenden, codificirten Geſetzen führt: ſo geſchieht es auch in Bezug auf Lebensformen der Sitte, des Anſtands, der Schicklichkeit. Ich habe der Ordnung einer Tafelrunde gedacht; aber eben wegen jener vorhandenen Schwierigkeiten in der Abſchätzung der perſönlichen Werthe, iſt ſchon für die Geſellſchaft überhaupt, insbeſondere aber für Höfe eine feſte, codificirte, nach äußeren Symptomen leicht erkennbare Rangordnung ein-

geführt, welche ſich über alle inneren, imponderablen Werthe hinwegſetzt. Der Codex einer Hofordnung mit ſeinen Paragraphen mag durch den Rigorismus ſeiner Anwendung, wenn er die kleinſte Prinzeſſin über den größten General ſetzt, die kleinſte Apanage, die empfangen wird vor den größten Dienſten die geleiſtet ſind, vorzieht, einen natürlichen oder bürgerlichen Sinn zuweilen verletzen oder komiſch berühren: der Codex hat doch den Vorzug, ein juriſtiſch feſtes Urtheil an die Stelle combinationenreicher Widerſpiele zu ſetzen, aus deren Schwankungen nur der feinſte Tact eine feſte und gerechte Erlöſung gewähren könnte.

Die geſuchte Entbehrlichkeit des Tactes iſt ſicher der Urſprung aber auch der zureichende Grund der Berechtigung für alle conventionelle Formen, welche dann erſt durch Revolutionen erſchüttert oder durch Reformen verändert werden, wenn ihre Vorſchriften nicht mehr bloß die Feinheit des Tactes, ſondern auch die Klarheit des Verſtandes und die Sicherheit des ſittlichen Gefühls verletzen.“

Was von der geſelligen, gilt natürlich auch von jeder anderen in der Einleitung erwähnten Art des Tacts; nur daß dabei andere und andere leitende Ideen und Regeln, welche an der Spitze des betreffenden Gebietes ſtehen, in Betracht kommen.

Im engſten Anſchluß an den Begriff der Lebensklugheit hat es ſogar der Tact gar nicht mit leitenden Ideen, ſondern nur mit individuellen Zwecken zu thun, welche das Leitende ſind. Die Sammlung aller Motive und aller Mittel zur Handlung in den augenblicklichen Focus des pſychiſchen Proceſſes und der gleichzeitig beſtimmende Einfluß desſelben heißt hier Tact. Dies grenzt an das dritte Element desſelben.

VI.

Dieſes bedarf keiner weiteren pſychologiſchen Erklärung; wie man ſich die Fähigkeit, bei vorausgeſetzter richtiger Beurtheilung der Verhältniſſe auch richtig und in der angemeſſenen Form zu handeln, denken ſoll, iſt theils an ſich klar, theils aus einer fortgeſetzten Wirkſamkeit der beiden vorigen Elemente leicht zu begreifen. Zur Schnelligkeit der Auffaſſung des Gegebenen, alſo zur allgemeinen Regſamkeit der Vorſtellungsmaſſen und der unfehlbaren Herrſchaft der Ideen über ihre Gruppirung und zur Bildung von Motiven des eigenen Handelns, hat ſich noch die Beweglichkeit des Geiſtes und beziehungsweiſe auch des Körpers zu geſellen, von denen die Ausfindung und Vollziehung der rechten Mittel zum gewollten Zweck abhängig iſt.

Die Art zu grüßen beſteht z. B. in einer ſymboliſchen Körperbewegung. In hiſtoriſcher Zeit nimmt dieſe eine conventionelle Form an. Aber nicht bloß urſprünglich iſt dieſe Form aus einer Reflexbewegung hervorgegangen, ſondern auch in heutiger Zeit beruhen Maße und Grade der Bewegung auf unbewußten Reflexen der Meinungen und Gefühle, von denen unſere Seele gegen die gegrüßte Perſon erfüllt iſt. Vom Kopfnicken und dem Handſchlag bis zur tiefen Verbeugung und dem Handkuß gibt es eine ungemein reiche Skala von Bewegungen, in denen die Vorſtellung unſerer Ergebenheit, Anhänglichkeit, Verehrung ꝛc. je nach ihrem Maße und Grade verſchieden aber unmittelbar reflectirt. Jede dieſer Vorſtellungen iſt eine Verdichtung aus all den mannigfachen Anſchauungen über die andere Perſon, über mich ſelbſt und unſer Verhältniß zu einander. Will man ſich von der Fülle und Feinheit der Skala dieſer Vorſtellungen und der

in ihnen reflectirenden Bewegungen ein Bild vergegenwärtigen, dann denke man an den zarten Wandel der allmählich wechselnden Schattirungen in den beiderseitigen Formen, wenn der jüngere College den älteren Vorgesetzten überholt und etwa zum Minister desselben aufrückt. Hier wird nur die nachgiebigste dem Wechsel der Thatsachen sich innig anschmiegende Vorstellung denselben vor Anstößen bewahren, und auch in den nothwendigen Körperbewegungen fein abgetönte Reflexe erzeugen. Denn Blicke, Mienen und Töne der Sprache sind der zartesten Modulationen fähig aber auch bedürftig, damit sie zum Spiegel der inneren Vorgänge werden. Die den leisesten Forderungen feinen geistigen Tactes sich anschmiegende Mimik ist nicht nur für die Aesthetik sondern auch für Psychophysik ein feines Capitel.

Von Haus aus und beim Naturmenschen finden wir alle inneren Ereignisse stark widergestrahlt in irgend welchen, meist in mehrfachen Bewegungen des Leibes; vom Culturmenschen erwarten und fordern wir, daß diese Reflexe gemäßigt seien. Aber nicht taub gegen die geistige Action oder stumm neben derselben soll unser Körper sein, sondern der ursprüngliche, gleichsam thierische Laut soll menschlich gesänftigt und rhythmisch geordnet, soll gleichsam zur Poesie und Musik der sinnlichen Erscheinung werden. Von diesem Prozeß der Veredlung habe ich bereits öfter zu sprechen Gelegenheit genommen; mit besonderer Rücksicht auf das Schweigen des Menschen und seine Erfolge im zweiten Bande S. 161 und Ideale Fragen S. 256 f.

Um Selbständigkeit und werthvolle individuelle Charakteristik des Benehmens neben der Angleichung an den Ton der jedesmaligen Gesellschaft zu bewahren muß die Claviatur unserer motorischen Nerven die fast unendliche Ton-

leiter der gewinnenden und imponirenden Formen geſchickt und zu ſchicklicher Zeit erklingen laſſen.

Wenn wir den Tact häufiger in höheren Schichten der Geſellſchaft, bei Vornehmen im engeren Sinne, antreffen, ſo beruht es darauf, daß einerſeits dieſe von Jugend auf zahlreichere, mannigfaltigere und vielfach abgeſtufte Beziehungen zu anderen Perſonen haben, als ein Kind bürgerlicher oder bäuerlicher Familie, und daß andererſeits jene an eine ſtarke Herrſchaft über ihren pſychophyſiſchen Mechanismus, über ihre körperliche Bewegung und geiſtige Erregung gewöhnt ſind, daß obendrein auch Ruhe, weil Kühle des Gemüthes ſie das Gleichmaß der inneren Vorgänge bewahren läßt. Iſt alſo hier das zweite Element des Tactes nicht ſo voll oder nicht ſo ächt, wie es etwa ſein ſollte, ſo iſt doch das erſte — der ſchnell von Statten gehende ſeeliſche Vorgang der Aufmerkſamkeit auf alle in Frage kommenden Umſtände und Beziehungen — durch Ruhe ungehemmt, und das dritte — die Form des Handelns — durch Uebung geſichert.

In Bezug auf alle drei Elemente iſt die Geiſtesgegenwart, welche oft mit dem Tact verwechſelt wird, inſofern mit demſelben verwandt, als beide eine gewiſſe Schnelligkeit der pſychiſchen Ereigniſſe einſchließen. Weſentlich verſchieden ſind ſie aber in einer Ueberwindung natürlich eintretender Hemmungen oder dadurch, daß der Tact eine Operation mit unbewußten pſychiſchen Elementen iſt, die Geiſtesgegenwart aber darin beſteht, daß alle geiſtigen Functionen irgend einer Art gerade in Bezug auf ungewöhnliche und außerordentliche Umſtände, oder bei außergewöhnlich plötzlichem Eintritt derſelben ſogleich von Statten gehen. Durch jene Ungewöhnlichkeit oder Plötzlichkeit der Veranlaſſung zum Handeln tritt nämlich in der Regel eine be-

deutende Hemmung der Functionen ein, in Folge deren der Menſch durchſchnittlich betroffen, ſtutzig, verwirrt und jedenfalls paſſiv, zum Handeln unfähig gemacht wird; bei ſtarken und ſehr elaſtiſchen Naturen dagegen ruft dieſer Eindruck von außen einen deſto ſtärkeren Gegendruck von innen hervor; ihr Geiſt iſt nicht zurückgetrieben, ſondern mit allen Kräften gegenwärtig. Wie bei dem Druck auf eine Sprungfeder findet gemäß dem Geſetze der Elaſticität, nach dem Maße der bei andern unter dem Druck eintretenden Hemmung, bei ihnen umgekehrt eine deſto größere Stärke und Schnelligkeit der Action ſtatt, ſo daß ſie noch edler oder mächtiger handeln als in ruhigem Zuſtand und unter gelinden, langſamen Eindrücken. Wer nun mit dem Tacte Geiſtesgegenwart in ſich verbindet, wer alſo auch bei außergewöhnlichen und überraſchenden Ereigniſſen mit ungeſtörter Sicherheit und Freiheit handelt, den werden wir tactfeſt nennen. Da nun der geſellige Tact immer die Beziehung des Handelnden zu den umgebenden Perſonen und Verhältniſſen betrifft, ſo wird ſich als tactfeſt beſonders derjenige bewähren, welcher gewohnt und fähig iſt, ſein eigenes, ſittlich beſtimmtes und im individuellen Charakter begründetes Wollen als den feſten Punkt zu betrachten, von welchem aus er ſeine jedesmalige Aufgabe zu ermeſſen hat. Er wird nicht von den Umſtänden geleitet, ſondern leitet ſie: für ihn ſind die gegebenen Verhältniſſe nur der Boden und nicht die Triebkräfte ſeiner Thätigkeit, welche vielmehr in ſeinem Charakter ihren alleinigen Sitz haben.

Von dem Einfluß der Geſinnung auf die Ausbildung und den Beſtand des Tactes iſt mehrfach ſchon die Rede geweſen. Daß es auch ein bloß legales oder ſchlaues tactvolles Handeln gibt, verſteht ſich ohnehin von ſelbſt; ſonſt aber will auch der Tactloſe nicht beleidigen oder anſtoßen,

wir würden ihn dann nicht tactlos, ſondern mit ſchlimmeren Namen nennen, aber es fehlen ihm die pſychologiſchen Bedingungen. Indeſſen, da die unmittelbare und unfehlbare Harmonie des pſychologiſchen Mechanismus mit den ſittlichen Ideen, denen eine abſolute, auch unbewußte Herrſchaft zukommen ſoll, als ein weſentliches Merkmal des Tactes erkannt worden iſt, ſo iſt begreiflich, weßhalb wirkliche Tactloſigkeit uns als ein moraliſcher Mangel erſcheint, der ſie denn wenigſtens mittelbar auch wirklich iſt; und man wird deshalb von jedem Menſchen mit allem Recht (nach einem ſehr berechtigten Unterſchied im Sprachgebrauch) verlangen können, daß ſeine Handlungen von einem *richtigen* Tact geleitet werden, welcher gleichſam die moraliſche Seite desſelben ausdrückt, während der *feine* Tact als eine Art von lebenskünſtleriſcher Leiſtung, wie eine äſthetiſche Zierde des Lebens angeſehen und nur bei genialen Naturen gefunden wird.

Noch einer anderen pſychiſchen Quelle des Tactes iſt zu gedenken, welche eine mittelbare Beziehung zu ſeinem ethiſchen Werthe hat. Zu den ausgeführten Verhältniſſen der Bewegung der Vorſtellung ſammt ihrer Beziehung zu den Ideen kann nämlich noch eine Regſamkeit und Lebendigkeit des *ſympathiſchen Gefühls* hinzutreten, welche durch das Sichhineinfühlen in das Gemüth Anderer der Erkenntniß eine weſentliche Hülfe leiſten wird. Wenn dies vorwiegend dem erſten und dritten Element zu Gute kommt, ſo erfordert der zweite Punkt, daß man überhaupt gewöhnt und geübt ſei, die Lebensverhältniſſe ſtets unter dem Geſichtspunkte der idealen Forderung zu betrachten, bei allen, auch den kleinſten Verhältniſſen der Stimme der Ideen gefühlvoll zu lauſchen, durch ihre Anziehungskraft ſich zum Ziele eines ſchönen Lebens leiten zu laſſen. Der Clavierſpieler muß jeden Finger zu einer gleichen Stärke ausbilden,

um die Harmonie in ſeinem Spiele nicht zu verletzen, ſo auch müſſen alle Ideen mit gleicher Kraft und Sicherheit auf unſer Gemüth wirken.

Daß aber der Tact einzelnen Menſchen auch in engerem Sinne und nur in gewiſſen Richtungen zukommen kann, verſteht ſich von ſelbſt; anſtatt aller können einzelne Ideen vorwiegend durch Neigung, Erziehung und Gewöhnung in einem Menſchen herrſchend ſein. Sind doch ſchon die Grade der Aufmerkſamkeit faſt bei allen Menſchen für verſchiedene Gebiete verſchieden, wie auch das Maß der Energie in der Auffaſſung für verſchiedene Dinge ein verſchiedenes iſt. Aber auch die engſte Bedeutung des Begriffes Tact ragt noch weit über den ärmlichen Begriff der Höflichkeit hinaus.

Zur pſychologiſchen Signatur des Tacts gehört es ſchließlich, daß er berufen und fähig iſt die Macht der Temperamente zu überwinden, deren jedes in ſeiner Einſeitigkeit das Gleichmaß der geſelligen Stimmung zu verletzen in Gefahr bringt. Selbſtbeherrſchung pflegt man in dem engeren Sinne zu faſſen, daß ſie den ſiegreichen Kampf gegen andringende Triebe und aufſteigende Affecte bedeutet; als Quelle des Tacts dagegen haben wir jene allgemeinere Herrſchaft des Menſchen über ſich ſelbſt, das heißt des ſittlich gerüſteten und ideal geſtimmten Ich über all ſeinen Inhalt und all ſeine Funktion erkannt. Ich will es deshalb nicht unterlaſſen noch einmal ausdrücklich hervorzuheben, daß auch für den eigentlichen pſychiſchen Mechanismus im engſten Sinne durch die ſittliche ideale Richtung der Seele die ſtärkſten Hebel und Regulatoren gegeben ſind. Noch aber iſt unſere Wiſſenſchaft nicht dahin gelangt, dieſen Einfluß der höheren Gebilde im Geiſte auf die mechaniſchen Prozeſſe ihrer einfacheren Beſtandtheile oder der Elemente darzulegen. Am meiſten im Dienſte der Pädagogik,

ſowohl der Erziehung wie des Unterrichts wäre es wünſchenswerth, dieſe Rückwirkung der idealen, jenſeits aller Mechanik liegenden Momente auf die Mechanik ſelbſt zu erforſchen.

Die Anerkennung des im vollen Sinne gedachten Tacts als eine außerordentliche Gabe oder Leiſtung hat alſo ihren zureichenden Grund: die Seele muß ganz von dem Edlen und Schönen durchleuchtet ſein, wenn ſie auch in ihren unbewußten Actionen lauter, angemeſſen, äſthetiſch — tactvoll iſt. Wir bewundern die ungewöhnliche Lebendigkeit und Schnelligkeit eines Geiſtes, der in einem Augenblick alle Verhältniſſe überſchaut, die Reizbarkeit, mit welcher er Jedes als ſchicklich oder unſchicklich wahrnimmt, die Sicherheit, mit welcher er es vollbringt. Wo nicht ſchlaue Berechnung den ganzen Menſchen regiert, da wird nur die edelſte, humane Hingebung der Boden der Geſinnung ſein, auf welchem allein der vollendete, feine, ſichere Tact gedeihen kann.

Die
Vermiſchung und Zuſammenwirkung der Künſte.

I.

Malerei und Musik.

Durch eine Reihe von Jahren fand in der Akademie der Künste zu Berlin um die Zeit der Weihnachten eine Ausstellung von Transparentgemälden Statt, deren Stoffe mit Beziehung auf die Bedeutung jenes Zeitabschnittes für das kirchliche Leben meist aus dem religiösen Gebiete gewählt waren. Die Direction dieser Ausstellungen hatte sich veranlaßt gesehen, zur Hebung oder Vertiefung des Eindrucks, den die Bilder hervorrufen sollten, dieselben mit Gesängen des Königl. Domchors derart zu begleiten, daß während der Enthüllung je eines Gemäldes eine dem Inhalte desselben entsprechende Cantate gesungen und mit deren Schluß auch das Gemälde den Augen des Zuschauers wieder entzogen wurde. Die Texte der Gesänge enthielten nicht etwa eine poetische Schilderung des malerisch dargestellten Gegenstandes, sondern einen lyrischen, meist hymnologischen Erguß über denselben.

Ein öfterer Besuch dieser Ausstellungen veranlaßte die folgende Untersuchung. Ich habe nämlich wiederholentlich die Erfahrung gemacht, welche von vielen anderen Anwesenden bestätigt wurde, daß die beiden Kunstproductionen, anstatt sich gegenseitig zu ergänzen und zu unterstützen, vielmehr in der Wirkung einander stören, so daß man die Augen oft schließen muß, um des musikalischen Genusses inne zu werden, oder

wenn man der Anſchauung der Gemälde ſich hingeben will, da man ſich anſtändigerweiſe nicht die Ohren zuhalten kann, mit ſolcher Anſpannung hinſchauen muß, daß die Eindrücke des Ohres darüber kaum in die Seele dringen. Die Frage nach den Urſachen dieſer gegenſeitigen Störung oder wenigſtens des Mangels an harmoniſcher Zuſammenwirkung beider Kunſterſcheinungen führt natürlich auf die allgemeine Unterſuchung nach der Möglichkeit und den Grenzen einer Vermiſchung oder Verbindung der Künſte.

Man weiß, daß Leſſings Betrachtungen über die Grenzen verſchiedener Künſte ein unſterbliches Verdienſt für alle Kunſtlehre haben; er ſtrebte indeß nur, zu erkennen, was jede Kunſt für ſich allein vermöchte und was ihr geſtattet ſei; er hat zu dieſem Zweck die Natur der Künſte, ihres Inhaltes und ihrer Darſtellungsmittel unterſucht; ſeine Frage war eine äſthetiſche; wir aber trachten hier nach einem Aufſchluß über die mögliche Verbindung der Künſte oder zu erkennen, ob und wie ſie vereint *wirken* können; wir haben deshalb nicht ſowohl die Natur als weſentlich die Wirkung der Künſte zu unterſuchen; unſere Frage iſt eine pſychologiſche. Mittelbar wird uns natürlich die Wirkung der Künſte auch auf ihr Weſen zurückführen.

Individuelle Gründe für jenen Mangel eines einigen Totaleindrucks entweder (ſubjectiv) in den beſtimmten Zuſchauern und deren Faſſungsvermögen, oder (objectiv) in *dieſen* beſtimmten ausgeſtellten Bildern und den Geſängen anzunehmen, iſt deshalb unſtatthaft, weil ſich in den verſchiedenſten Fällen der gleiche Erfolg zeigt, und aus der Betrachtung der allgemeinen pſychologiſchen Verhältniſſe und Geſetze, in und nach denen die Kunſtwerke auf uns wirken, ſich zulängliche Gründe zur Erklärung jener Erſcheinung ergeben werden.

Dieſe allgemeinen Geſetze müſſen um ſo genauer erforſcht werden, als ſchon die gemeinſte Erfahrung lehrt, daß in anderen ganz ähnlichen Fällen, wo ebenfalls mehrere Kunſtproducte neben einander wirken, eine gleiche Störung gewöhnlich nicht gefunden wird, z. B. in der Oper, wo Inſtrumental- und Vocal-Muſik neben der Mimik und Decoration auf dem gemeinſamen Boden der dramatiſchen Poeſie thätig ſind. Es müſſen ſich alſo die beſtimmten Bedingungen und Grenzen finden laſſen, unter denen eine vereinte Wirkung verſchiedener Künſte möglich iſt.

Gegen die Anſicht ganzer Kunſtepochen gilt es jetzt als ein unbezweifelter Satz, daß die Vermiſchung von Sculptur und Malerei ein äſthetiſcher Fehler ſei; dem lebenden Geſchlecht iſt die mit Lebensfarben bemalte plaſtiſche Figur von höchſt unangenehmer, fratzenhafter Wirkung. Dagegen wird nicht bloß die allgemeine Farbengebung in der Architektur, ſondern auch die Anwendung der eigentlichen Malerei innerhalb der architektoniſchen Kunſtwerke in den meiſten Fällen gutgeheißen. Man hat daraus die Regel ableiten wollen, daß allemal die einander zunächſt ſtehenden Künſte ſich weniger, die entfernt ſtehenden aber mehr zur Vereinigung eignen, alſo Sculptur nicht mit Malerei, wohl aber beide mit der Architektur. Ferner wird die Erhöhung eines muſikaliſchen Eindrucks durch die architektoniſche Schönheit des Raumes und umgekehrt zugeſtanden. Der pſychologiſche Grund hiefür läge darin, daß die verwandten Künſte einen ähnlichen Eindruck hervorbringen, welcher daher leicht getrübt und verwirrt werden kann, gerade durch die Aehnlichkeit und durch das Hinüberſpielen und Schwanken der Empfindung von einem zum anderen Eindruck. Wie viel hiervon wahr iſt, wird ſich weiter unten zeigen; daß aber dieſe Regel unzureichend iſt, können

wir daraus erſehen, daß nicht bloß Architektur und Skulptur, die einander näher ſtehen, ſich zu den ſchönſten Effecten verbinden, ſondern auch die nächſtverwandten, Poeſie und Muſik, im glücklichſten Verein wirken und von jeher gewirkt haben (urſprünglich ſogar nur zuſammen). Man kann freilich die Verſchiedenheiten der genannten Künſte: Poeſie und Muſik, Sculptur und Architektur hervorhebend betonen und dadurch die Regel immer noch feſthalten, daß nur die ſtark verſchiedenen Künſte ſich zu einem günſtigen Totaleindruck verbinden; allein dieſe Regel (ſammt dem angeführten Grunde) bleibt unfruchtbar und unfähig, die Grenzen der Vereinigung zu beſtimmen. Denn daß ſie abſolute Geltung habe, daran fehlt viel. So z. B. verbinden ſich alſo Architektur und Malerei zu glücklichem Verein, aber ein mit Bildern bedecktes Gebäude, bemalte Säulen werden (wie an der ägyptiſchen Halle des neuen Muſeums in Berlin zu erſehen iſt) nicht bloß den Eindruck architektoniſcher Schönheit ſchwächen, ſondern oft ſo ſehr ſtören, daß der Eindruck zum Lächerlichen, ja Widerlichen werden kann.

Ueberhaupt aber können nicht die äſthetiſchen Verwandtſchaftsgrade der Künſte ſondern nur die pſychologiſchen Arten ihrer Wirkung die Beſtimmung der Grenzen ihres Zuſammenwirkens ſammt den Gründen für dieſelben ergeben.

Kehren wir, um die Unterſuchung zu fixiren, zu unſerem erſten Beiſpiel der Verbindung von Malerei und Muſik zurück. Die erſte Bedingung eines jeden äſthetiſchen Effects iſt natürlich, daß das Kunſtwerk vor Allem von dem Beſchauer und Hörer aufgefaßt werde, daß eine Anſchauung, ein inneres Bild davon in ſeinem Gemüthe entſtehe. Beide Kunſtwerke nun, das Bild und der Geſang, machen nicht eine einzelne einfache Vorſtellung aus, ſondern ihr Inhalt beſteht aus einer Reihe

von Vorſtellungen. Dieſe Reihe wird, wie es ſchon in der Natur einer ſolchen liegt, nicht in einem einzelnen Moment, ſondern nach und nach gebildet; im Geſang iſt factiſch eine ſolche Reihenfolge von Tönen, alſo auch Tonvorſtellungen vorhanden; aber auch von dem Bilde erhalten wir offenbar eine nach und nach vollſtändigere Anſchauung, welche endlich aus den Vorſtellungen aller einzelnen Figuren und deren Theilen beſteht.

Beide Kunſtwerke alſo bilden für die innere Anſchauung ein Ganzes, das aus ſucceſſiv ſich anſammelnden Theilen beſteht, wovon der vollſtändige Eindruck und äſthetiſche Effect erſt dann in der Seele eintreten kann, wenn die innere Empfängniß gänzlich vollzogen iſt. Dringen nun beide Reihen von Vorſtellungen dergeſtalt zu gleicher Zeit in die Seele ein, daß in jedem Moment verſchiedene Bruchſtücke aus den verſchiedenen Reihen auftreten, ſo muß dadurch offenbar eine Störung in der innern Aufnahme beider ſtattfinden, denn die receptive Thätigkeit der Seele iſt in Bezug auf jede Reihe durch die der anderen gehemmt. Zwar finden wir im Leben, wie in der Kunſt, häufig Situationen, in denen dies ſich ereignet; viele Menſchen können an zweien Geſprächen, hier hörend und dort redend, Theil nehmen, wohl auch eine Unterhaltung pflegen und zugleich einen Brief dictiren; hat es doch bekanntlich Männer gegeben, welche ſogar mehreren Schreibern zu gleicher Zeit dictiren konnten; allein dieſe Fähigiſt faſt immer eine individuelle Anlage, welche auch einer beſonderen Uebung bedarf. Beides aber vorausgeſetzt, bleibt eine ſolche zwiefache Thätigkeit immer eine Anſtrengung, welche ſich mit dem erſten Grundſatz des äſthetiſchen Genuſſes, daß er eine erhebende Erholung, eine von aller Mühe und Arbeit freie Thätigkeit ſein ſoll, nicht wohl vereinigen läßt.

Wenn wir alſo auch in der Kunſt ſowohl wie in der Religion dem Betheiligten keinerlei quietiſtiſche Paſſivität geſtatten wollen, ſo darf doch auch der Kunſtgenuß zu keinem pſychiſchen Exercitium gemacht werden.*)

Wir haben den Grund der gegenſeitigen Störung vorläufig nur in der einfachen Thatſache, daß zwei Reihen von Vorſtellungen aufgefaßt werden, geſucht. Nunmehr müſſen wir beachten, daß ſie zwei verſchiedene Reihen bilden, und es iſt die Frage, ob die Störung dadurch noch größer, oder aber geringer, oder gänzlich aufgehoben wird. Daß die gleichzeitige Anſchauung zweier neben einander hängender Bilder, oder das gleichzeitige Anhören zweier Muſikchöre für jeden eine beſchwerliche, für viele Ungeübte eine bis zur Aufhebung alles Genuſſes mühſame Thätigkeit iſt, wird Niemand läugnen. Die Urſache davon iſt durch das Obige offenbar; denn die Seele muß die einzelnen Vorſtellungen, welche ihr durch die herüber und hinüber ſchweifenden Blicke oder die abwechſelnd empfangenen Töne entſtehen, fortwährend trennen und zu zwei verſchiedenen Reihen zuſammenordnen, eine Thätigkeit, welche völlig der Aufgabe gleich iſt, daß man die von zweien Menſchen zugleich hergeſagten Zahlen zu geſonderten Summen addiren ſoll, was nur einem Dahſe Spiel und Genuß ſein kann. Die Hauptſchwierigkeit hiervon liegt nicht bloß darin, die beiden Reihen zu behalten, ſondern daß man unwillkürlich die je zwei zuſammengehörten Zahlen mit einander addirt, ſtatt jede getrennt ſtehen und nur an ihre Reihe ſich fügen zu

*) Den Begriff des „Vergnügens", welchen Leſſing und ſeine Genoſſen immer als den Zweck der Kunſt auffaſſen, muß man gegenwärtig entweder in einem höheren Sinne nehmen, als die Sprache jetzt gewöhnlich damit verbindet, oder als unzulänglich erklären, den äſthetiſchen Erfolg auszudrücken. Ich glaube, daß hierin wirklich ein Fortſchritt in der Würdigung der Kunſt ſtattgefunden hat.

laſſen; jenes mit Abſicht unterlaſſen und nur dieſes thun, iſt eben eine doppelte Arbeit. Allgemeiner und wiſſenſchaftlich ausgedrückt, beruht alſo die Schwierigkeit in der geſetzlich nothwendigen Verſchmelzung oder ſonſtigen Verbindung der gleichzeitigen und gleichartigen Vorſtellungen miteinander, während ſie hier, der Aufgabe nach, nur mit ihren Reihengliedern ſich verbinden ſollen; um dieſe zu erfüllen, ſind alſo zwei widerſprechende Prozeſſe nöthig: die abſichtliche Verbindung und die Auflöſung der unwillkürlichen oder deren Verhütung.

Sind nun aber die beiden gleichzeitig aufzunehmenden Kunſtwerke verſchieden, dann treten in jedem Moment auch zwei in ihrer Art verſchiedene Anſchauungen oder Vorſtellungen auf. Dadurch wird die getrennte Auffaſſung beider weſentlich erleichtert und zwar deshalb, weil die an und für ſich verſchiedenen Vorſtellungen, wenn ſie auch zugleich in der Seele auftreten, dennoch geſchieden bleiben und jede alſo ſich zu den ihr gleichartigen fügt, ſo daß eine fortlaufend ungehemmte Zuſammenfaſſung beider Reihen ſtattfindet. Wenn wir ein Gemälde und eine Statue mit wechſelndem Blick zugleich anſchauen, ſo werden ſich die einzelnen Vorſtellungen dieſer, die nur weiße oder einfarbige Linien enthalten, von den buntfarbigen Linien und Flächen jenes von ſelbſt abſondern, und geſondert zu Reihen und Totalbildern geſtalten.*) Ergäbe

*) Ob aber die ſtärker verſchiedenen Vorſtellungen, die alſo weniger mit einander verſchmelzen, ſich nicht deshalb einander mehr hemmen oder verdunkeln, ſo daß zwar die Trennung beider Reihen leichter, die Klarheit einer jeden aber geringer wird, iſt eine Frage, worüber in der pſychologiſchen Wiſſenſchaft noch nicht entſchieden iſt. Herbart bejaht ſie nach dem allgemeinen Grundſatze, daß entgegengeſetzte Vorſtellungen einander unmittelbar nach dem Maße ihres Gegenſatzes hemmen oder verdunkeln. Wenn man den Grundſatz aber auch nach meiner Anſicht im Allgemeinen verneinen muß, ſo wird doch aus der anderweitigen Erklärung derjenigen

ſich hieraus der Grundſatz, daß: je verſchiedener die Kunſtwerke von einander ſind, deſto leichter auch die gleichzeitige Auffaſſung derſelben iſt, dann würden Malerei und Muſik ſich wohl zu einer ſolchen eignen. Die Ausſteller haben aber ihren Sinn ſchwerlich auf die Verſchiedenheit beider Künſte geſtellt und wahrſcheinlich mehr auf eine gewiſſe Gleichheit des Eindrucks geſehen und gerechnet, die allerdings vorhanden iſt, wie ſich zeigen wird. Dagegen haben ſie mit richtigem Tacte den Chor dem Geſichtskreis der Anweſenden entzogen. Wären die Sänger zu ſehen, ſo würde der Blick des Hörers nur zu oft von den Bildern auf ſie hinüberſchweifen (denn Neigung und Gewohnheit laſſen unſer Auge ſtets dahin richten, woher wir Töne vernehmen), und dadurch muß unfehlbar eine Störung aus obigem Grunde entſtehen. Man kann ſagen, daß der Geſang dadurch auch etwas gewiſſermaßen Magiſches und Myſtiſches erhält; es iſt, als ob die Töne aus den Bildern ſelbſt kämen. Daher auf der Bühne die Chöre wo möglich hinter die Scene geſtellt werden müſſen, was, wie beim Oſtermorgengeſang im Fauſt, einen wunderbar tiefen und eigenthümlichen Eindruck hervorbringt. Auch die negativſten Kritiker der Bayreuther Feſtſpiele haben die Einrichtung gerühmt, das Orcheſter den Augen der Zuſchauer zu entziehen. Dies liegt zum Theil in der Abweichung von dem gewöhnlich gleichzeitigen Sehen und Hören, weſentlich aber in der Reinheit der Empfindung durch die ungeſtörte Empfängniß der Töne, die daher am ergreifendſten wirken, wenn die Nacht ihren dunklen Schleier über die Bilder aller Weſen

---

Thatſachen, worauf H. ſeine Theorie ſtützt, ſich jedenfalls ergeben, daß eine mittelbare Schwächung der Klarheit und Energie entgegengeſetzter Vorſtellungen, namentlich bei längeren Reihen derſelben, eintritt, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann.

deckt und das Auge des Geiſtes nach innen lenkt, um nur auf die empfangenen Eindrücke des Ohres zu merken. Darin liegt der Zauber von Schoppe's Concert (bei Jean Paul), nachdem die Läden geſchloſſen und die Lichter verlöſcht ſind.*) Auch dürfte die impoſante Wirkung der Orgelmuſik ſich vor jeder andern dadurch auszeichnen, daß ſie durch die Unſichtbarkeit des Spielers wenn nicht erhöht, ſo doch mindeſtens ungeſtört iſt. Daraus alſo hätten die Ausſteller ſchon lernen können, daß die Vermiſchung von Sehen und Hören den Kunſtwerken nicht förderlich ſein werde. — Wir haben aber die Verſchiedenheit der Künſte und ihren Erfolg näher zu erörtern. Es iſt noch wenig gewonnen mit der obigen Beſtimmung der allgemeinen Erfahrung, daß ſie mehr oder weniger verſchieden ſind; der Unterſchied iſt in der That nicht bloß ein quantitativer, ſondern ein qualitativer.

Daß wir von den verſchiedenen Künſten die Eindrücke durch verſchiedene Sinne empfangen, Auge und Ohr, kann für die pſychologiſche Betrachtung wenig austragen, ſo lange wir nicht die pſychiſche Differenz, welche ſich daraus erzeugt,

*) Das Schließen der Augen, wozu gierige Hörer geneigt ſind, leiſtet nicht denſelben Dienſt; denn auch die dauernde Abſicht hat etwas Störendes. Was man durch die Reinheit der Empfindung gewinnt, geht durch die motoriſche Spannung wieder verloren. Bleibt dagegen die Seele zwanglos frei von Eindrücken des Geſichts, dann ſteigt zunächſt die nervöſe Energie des Gehörs; dadurch aber wird ferner die Erregung des Geiſtes überhaupt und die der Phantaſie beſonders gefördert, ſo daß für jene Prozeſſe der Auffaſſung der Muſik, die wir kennen lernen werden, die Kräfte frei und geſpannt ſind. Hat doch der Zauber der Nacht überhaupt ſeinen Grund vorzugsweiſe darin, daß die eigene und innere Bewegung des Geiſtes deſto größer wird, je weniger beſtimmte Eindrücke von außen ihn in Anſpruch nehmen. Reale Bilder feſſeln das Auge und die Seele; bei der Leerheit des Bewußtſeins aber quellen Bilder der Erinnerung reichlich empor, um ſich in freier Bewegung phantaſtiſch zu verſchlingen. Weshalb aber muſikaliſche Töne die Phantaſie nicht hemmen, ſondern beflügeln, werden wir bald begreifen.

erkennen, wozu in der That weitere Unterſuchungen nöthig ſind, als in dieſem Zuſammenhange angeſtellt werden können. Dagegen haben wir unſer Augenmerk auf folgende zwei Unterſchiede der Künſte zu richten; der eine betrifft das, was die Künſte der aufnehmenden Seele darbieten, was ſie zum Zwecke einer äſthetiſchen Erregung derſelben leiſten, alſo einmal den Inhalt, welchen die Künſte darſtellen und dann die Wirkung, welche die Wahrnehmung dieſes Inhaltes auf die Seele ausübt; der andere die Art, wie es empfangen wird, den Proceß, in welchem der empfangene Stoff zur äſthetiſchen Wirkung ſich geſtaltet; jener betrifft die pſychologiſche Natur der Sache, dieſer die perſönliche Vollziehung der Thätigkeit; kurz das Pſychologiſch-Objective und das Subjective.

Betrachten wir nun die Künſte zuerſt nach dem erſten Unterſchiede, was die Seele von ihnen und durch ſie empfängt. Jede Mehrheit von Empfindungen, welche zu einer Einheit zuſammengefaßt werden, haben wir Anſchauung genannt; beide, Muſik und Malerei, bieten alſo der Seele Anſchauungen dar: jene Tonanſchauungen, dieſe Farbenanſchauungen. Aber ſofort tritt ein weſentlicher Unterſchied in dem ein, was wir durch dies Anſchauen in der Seele wahrnehmen; bei dem Werke des Malers und aller plaſtiſchen Kunſt ſehen wir nicht bloß Farbenbilder, ſondern Bilder von Dingen; nicht bloß Bildungen, ſondern Abbildungen; was wir aber in der Muſik hören, ſind lediglich Tonbilder. Am deutlichſten tritt der Unterſchied hervor, wenn wir ihn von Seiten des pſychologiſchen Proceſſes betrachten; bei dem plaſtiſchen Kunſtwerk tritt zu der durch die Sinnesorgane vermittelten Wahrnehmung der Sinneserſcheinung ſogleich noch ein Zweites hinzu, nämlich zur Perception kommt die Apperception; das Sinnenbild, welches wir mit den Augen ſehen und in der Seele

wahrnehmen, ist eine Landschaft, ein Porträt u. dergl. oder soll es sein; das Sinnenbild wird von den Vorstellungen appercipirt, mit deren Inhalt es so viel Aehnlichkeit hat, daß sie von ihr ins Bewußtsein gerufen werden. Von dieser Apperception ist die eigentliche Auffassung, weiterhin die Beurtheilung des Kunstwerks und dessen Wirkung auf den Zuschauer, abhängig. Jedes plastische Werk hat also einen bestimmten Inhalt, und es bedeutet etwas, je nach den Anschauungen, welche es erzeugt, und nach den Vorstellungen von denen es appercipirt wird.

Auch die Töne der Musik werden nicht bloß percipirt; damit sie eine musikalische, also irgend eine ästhetische Wirkung auf den Hörer ausüben, müssen sie als ein irgend wie Ganzes, Zusammenhängendes, als ein Tongebilde aufgefaßt werden, und dies ist eben schon ein Apperceptionsproceß. Wir fassen hier wie dort, in der Musik wie in der Plastik nicht bloß sinnliche Empfindungen auf, sondern wir fassen dieselben als irgend etwas auf, d. h. wir appercipiren sie als etwas, was nicht bloß eine Reihe einzelner und vereinzelter Töne ist. Bei den plastischen Bildern nun sind es die Vorstellungen natürlicher Dinge, die wir vormals aufgefaßt haben, durch welche wir die jetzt empfangenen sinnlichen Reize als ein Ganzes appercipiren; was aber ist es in der Musik?

Die Frage nach dem Inhalt der Musik ist eine völlig streitige; das liegt in der That nicht bloß an der Unfähigkeit derer, welche darüber gedacht und geredet haben, sondern an der wirklichen Schwierigkeit des Gegenstandes; die Begriffe, Form und Inhalt, Stoff und Gestalt, Darstellung und Bedeutung sind meist nach ihrer Anwendung in der sichtbaren

und plastischen Welt oder in der Sprache bestimmt; die Musik aber steht diesen allen gegenüber isolirt, sie erheischt eine eigene Begriffsbildung, und wenn man die Worte für diese aus jenen entlehnt, entgeht man schwer und selten den Gefahren der Verwechslung.*)

---

*) Ich lasse hier eine Anmerkung folgen, welche in der ersten Auflage an dieser Stelle gestanden. Trotz der weiteren Entwickelung meiner Ansichten über Musik, oder auch wegen derselben hat sie ein gewisses historisches Interesse: denn sie macht deutlich, wie bei dem gleich bleibenden ästhetischen Princip, dennoch eine ganz andere Anschauung von dem Wirken der Kunst überhaupt und der Musik im Besonderen in Folge der fortgeschrittenen psychologischen Analyse sich entwickelt hat. Von der systematisch durchgeführten, energischen Verstärkung des formalen Princips durch Zimmermann, von der erleuchtenden und befruchtenden Kritik Vischers wird man die Folgen hier leicht entdecken, obgleich es viel zu weit führen würde, historisch darüber zu berichten. Auch Robert Vischers, Volckelts und vor Allen Karl Köstlins und Fechners muß mit verehrender Dankbarkeit gedacht werden, wenn ich auch ihrer Lehre nicht überall beistimmen kann. Wie sich meine eigenen Ansichten auf ihrem eigenen Grunde durch psychologische Forschung, speciell durch den weiteren Ausbau der Kategorieen der Apperception emporgearbeitet, wie sie heute noch viel mehr als damals geeignet sein möchten, zur Schlichtung des Streites beizutragen, das zu beurtheilen, muß ich dem Leser überlassen. Nur was ich schon im 1. Bde. auf S. 234 in d. Anm. über die Geschichte der Aesthetik in den letzten 25 Jahren und speciell über die wunderbare geistige Arbeit Vischers gesagt, könnte ich mit Bezug auf die Frage wegen der Musik nachdrücklich wiederholen. Und nun jene Anmerkung: „Zu dem Besten, was über Wesen der Musik geschrieben worden ist, gehört die Abhandlung des Dr. Ed. Hanslick „Vom Musikalisch-Schönen", Leipzig 1854. Der erste Abdruck unseres Aufsatzes ist etwa ein halbes Jahr vor jener im Kunstblatt erschienen, und mit wahrer Genugthuung habe ich jede Uebereinstimmung meiner Ansichten mit denen Hanslicks wahrgenommen. Sie findet in allen wesentlichen und namentlich in allen denjenigen Punkten statt, wo H. ihm entgegenstehende Meinungen bekämpft, wobei er eine unsägliche Gewandtheit entfaltet. Gleichwohl sind meine Ansichten von den seinigen in anderen Stücken abweichend gewesen und trotz mancher Belehrung, die ich durch ihn empfangen zu haben mit herzlichem Dank anerkenne, auch jetzt noch geblieben. Ich habe diesen Theil des Aufsatzes darum gegenwärtig mit besonderer Rücksicht auf seine Schrift ausgearbeitet, und trotz aller Verschiedenheit glaube ich eine völlige Uebereinstimmung mit ihm deshalb für möglich halten zu

Aber der Streit um die Muſik, der nun ſeit einem Menſchenalter mit Scharfſinn und Eifer geführt wird, ſcheint ſich ſeinem Ende zu nahen.*) Vielleicht wird die Verſtändigung am ſicherſten gefunden werden, wenn man einſieht, daß ſowohl bei der Faſſung des vielbeutigen und vielförmigen Problems wie bei den Verſuchen ſeiner Löſung meiſt zwei grundverſchiedene Fragen miteinander verwechſelt und oft durcheinander gewirrt ſind. Dies hat ſowohl die treffende Beantwortung der Fragen gehemmt als auch folgeweiſe die ganze Erkenntniß des Weſens der Muſik durch jene Beantwortung gehindert.

In jedem Muſikſtück werden dem Hörer eine Reihe von Tönen gegeben. Das wodurch eine Tonreihe zu einer muſikaliſchen, die Wahrnehmung derſelben zu einer äſthetiſchen wird, iſt unſtreitig die Form, welche dieſen anhaftet, die beſtimmte Geſtalt, die Verhältniſſe der Verbindungen, welche in den Tönen ſtattfinden. Die eine Frage, die ſich an dieſe That-

---

dürfen, weil er vorwiegend vom äſthetiſchen, ich aber vom pſychologiſchen Standpunkte ausgehe; er auf das Weſen der Muſik, wie es ſein ſoll, ich wie es iſt, er auf den Inhalt, ich auf die Wirkung derſelben vorzüglich achte; ein Unterſchied, welcher bei der Muſik weitaus größer iſt als bei jeder anderen Kunſt, wie ſich aus der folgenden Darſtellung ergeben wird".

*) In einem ganz köſtlichen Aufſatz, der die „Muſikaliſche Heuchelei" aus ihren Quellen erklärt und ſo auf die einzig treffende Art geißelt, bemerkt „— t" (Gumprecht) in Bezug auf dieſen Streit: jeder Streit wirkt auf ernſter geartete Naturen kräftigend und läuternd, denn er zwingt zum Nachdenken. Erſt dem letzten Menſchenalter verdanken wir die allgemeinſten Grundlagen zu einem Syſtem der muſikaliſchen Aeſthetik. Dieſe jüngſte Disziplin der Kunſtphiloſophie iſt freilich auch noch immer die lückenhafteſte und problematiſchſte. Wenn aber alle echte Erkenntniß darin beſteht, daß wir der Grenzen unſeres Wiſſens uns klar bewußt ſind, ſo kann der ſeit etwa dreißig Jahren gemachte Fortſchritt gar nicht hoch genug angeſchlagen werden. Jeden Kredit haben die Flunkereien und Phantaſtereien verloren, die ſich ehedem für äſthetiſche Weisheit ausgegeben, und an die Stelle getreten iſt die deutliche Unterſcheidung zwiſchen dem, was ſich wirklich beweiſen läßt und den Urtheilen der bloß ſubjectiven Empfindung.

ſache knüpft, iſt die: genügt die bloße Form der Töne, um ihre äſthetiſche Wirkung zu erklären? oder müſſen noch andere, in den Tönen gelegene oder ihnen anhaftende Eigenſchaften hinzutreten, welche als Urſachen mitwirken zu dem äſthetiſchen Erfolge? Die Muſik reizt und rührt uns, ſie erregt äſthetiſches Wohlgefallen, ſie bewegt unſer Gemüth; die berechtigte Frage iſt alſo: welches ſind die Urſachen dieſer Wirkung?

Völlig davon verſchieden iſt aber eine andere Frage: die Eigenſchaft, durch welche Töne zur Muſik werden, beſteht jedenfalls auch in ihrer Form; ſelbſt wenn man dieſe nicht als die einzige Urſache der Schönheit anſieht, wird man zugeſtehen, daß ſie eine der vorzüglichſten Urſachen derſelben iſt. Geſteht alſo jedermann die Thatſache zu, daß die in den Tönen — und in allen ſchönen Dingen, ſei es der Natur oder der Kunſt — gegebenen Verhältniſſe oder Formen als Urſachen der Schönheit vorhanden ſind, daß die Formen alſo äſthetiſch auf den Beſchauer wirken: ſo iſt die Frage: aus welchen *Gründen* wirken denn die Formen ſo auf das menſchliche Gemüth? Jene erſte Frage war eine pſychologiſche, eine Frage nach den Urſachen, welche wirken; dieſe zweite Frage iſt eine metaphyſiſche, eine nach den Gründen, weshalb denn dieſe Urſachen ſo und nicht anders wirken.

Manche glauben freilich bei der Thatſache, daß gewiſſe Formen als äſthetiſche Urſachen erſcheinen, als einer letzten ſtehen bleiben zu können. Es liege in der nun einmal gegebenen Organiſation unſeres Gemüthes, daß wir bei der Wahrnehmung gewiſſer Formen der Dinge Wohlgefallen oder Mißfallen empfinden, daß wir ſie als ſchön oder unſchön beurtheilen. Dem gegenüber iſt wohl die Frage berechtigt: worauf beruht es, aus welchen Gründen folgt es, daß jene Wirkung ſtattfindet? ſei es daß die Gründe in unſerer Organi-

ſation ſelbſt liegen, oder in der Natur der Formen oder in der Beziehung beider zu einander; können wir dieſe Gründe entdecken? und welches ſind ſie? Wir werden nun die Gründe kennen lernen, welche man für jene Wirkung äſthetiſcher Formen angenommen hat. Zuvor aber will ich bemerken, wie die Vermiſchung dieſer beiden Fragen zur Verwirrung der Antworten geführt hat.

Die ſich bei der Thatſache, daß die Formen äſthetiſch wirken, nicht beruhigen konnten, haben geglaubt, daß die Gründe, welche dafür vorhanden ſind, als Urſachen mit, neben und gleichſam hinter denſelben mitwirken müſſen; oder daß die metaphyſiſchen Gründe als pſychologiſche Thatſachen in der Seele auftreten oder gar zu Bewußtſein kommen müſſen. Wir werden aber ſehen, daß es zwar Gründe gibt, weshalb die Formen gefallen, daß dieſe aber keineswegs als beſondere Thatſachen oder Urſachen auftreten.

Betrachten wir auf der anderen Seite aber die Wirkung eines muſikaliſchen Kunſtwerks, ſo werden wir finden, daß es neben und außer der Formſchönheit desſelben oder der Schönheit durch ſeine Formen noch andere Urſachen gibt, welche die geſammte Wirkung hervorbringen; dieſe Urſachen aber ſind nicht die Gründe für diejenige Wirkung, welche die Formen als ſolche ausüben, oder nicht die Gründe, weshalb die Formen an ſich gefallen.

Die Formaliſten werden hoffentlich bald zugeſtehen, daß es, ſowohl für das Naturſchöne wie für die Kunſtſchönheit zur Erzeugung der äſthetiſchen Geſammtwirkung auf das Gemüth des Empfängers neben den urſprünglichen und abſoluten Formverhältniſſen noch andere Urſachen gibt, wodurch zwar nicht das äſthetiſche Princip, wohl aber der äſthetiſche Erfolg bedingt wird. Die rein äſthetiſche Betrachtung muß alſo

durch eine pſychologiſche Erforſchung der äſthetiſchen Ereigniſſe ergänzt werden. Sie müſſen ferner zugeſtehen, daß die Frage nach den Gründen, weshalb die äſthetiſchen Formen überhaupt und weshalb ſie ſo und nicht anders wirken, eine berechtigte iſt. Man mag immerhin innerhalb der Aeſthetik die in der Erfahrung gegebenen einfachſten Formen der Schönheit als die letzten Principien derſelben betrachten und aus dieſen allein alle Wirkung des Schönen ableiten; man mag auch mit der pſychologiſchen Analyſe der äſthetiſchen Vorgänge nicht weiter als bis zu jenen Principien der Formen gelangen: es wird immer ein unabweisbares Bedürfniß bleiben, zu begreifen, woher dieſe Principien ſtammen, worin ſie ihre Gründe haben und in welchem Zuſammenhange ſie mit den übrigen Principien des geiſtigen Lebens überhaupt ſtehen. Die Realiſten oder Idealiſten aber müſſen ihrerſeits zugeſtehen, daß in den letzten und einfachſten Grundformen des Schönen die Hauptwirkung desſelben gegeben iſt, daß die ſonſt hinzutretenden und ſie begleitenden Thatſachen die Wirkung der letzten äſthetiſchen Formen erhöhen, bereichern, verändern, aber nicht erzeugen können, daß ſie die Geſetze der Schönheit weder erſetzen noch modificiren können. Sie müſſen ferner zugeſtehen, daß die Gründe, welche man für die Wirkſamkeit der urſprünglichen Formen annimmt, nicht in beſonderen neu hinzutretenden Thatſachen, und am wenigſten in ſolchen des Bewußtſeins beſtehen, ſondern nur in dem Ereigniß des äſthetiſchen Beifalls ſelbſt enthalten ſind.

Vielleicht dient es zur Aufhellung des Problems und zur Schlichtung des Streites, wenn wir die Sache noch ſo ausdrücken.

Die Aeſthetik als Wiſſenſchaft hat es mit der Erforſchung der Geſetze der Schönheit zu thun. Alle Schönheit beſteht in

der Form, welche die Dinge oder Ereigniſſe annehmen. Die Geſetze der Schönheit entdecken, heißt alſo: die einfachſten Formen auffinden, welche abſolut gefallen und aus deren Verknüpfung, Steigerung und Bereicherung die mannigfaltigen Werke der Schönheit hervorgehen.

Unterwirft man aber das in der Erfahrung gegebene Reich des Schönen oder des Aeſthetiſchen einer pſychologiſchen Erforſchung, dann zeigt ſich, daß in den äſthetiſchen Ereigniſſen, ſei es der Auffaſſung eines vorhandenen Natur- oder Kunſtſchönen, ſei es in der künſtleriſchen Erzeugung des letzteren, noch andere als rein äſthetiſche Principien mitwirken; daß wohl die Hauptwirkung, aber nicht die Geſammtwirkung auf die reinen Verhältniſſe in den Formen oder auf die einfachen Geſetze derſelben zurückzuführen iſt; daß der Genuß der Natur- oder der Kunſtſchönheit nicht lediglich in der Wahrnehmung der gegebenen äſthetiſchen Formverhältniſſe und dem Gefühl des Wohlgefallens an denſelben beſteht, ſondern daß noch andere Elemente des vorhandenen Inhalts im Gegenſtand, andere Arten der Thätigkeit in der Perſon bei der Auffaſſung mitwirken.

Man mag vom rein äſthetiſchen Standpunkte darüber ſtreiten, ob eine ſolche Mitwirkung anderer als der rein formalen Verhältniſſe im Object und anderer Gefühle oder Vorſtellungen als des reinen Wohlgefühls an der wahrgenommenen Form im Subject berechtigt ſei; ob es dem höchſten Ideal der Schönheit entſpricht, eine ſolche Vermiſchung mit anderen fördernden oder hemmenden, bereichernden oder ſtörenden Elementen im Kunſtwerk oder dem Auffaſſungsproceß herbeizuführen: die pſychologiſche Unterſuchung zeigt uns in den wirklichen Vorgängen der Schöpfung und der Erfaſſung des Schönen, daß thatſächlich die äſthetiſchen Elemente faſt niemals

und in den edleren, höheren Werken am wenigsten die rein und allein wirksamen sind. Weil Kunstwerke zu rein ästhetischen Zwecken geschaffen sein können — um nicht zu sagen, sein sollen — hat man sie irrthümlich nur als ästhetische Objecte betrachtet, deshalb aber die Wirkung, die sie hervorbringen, als eine ausschließlich ästhetische und die Elemente, die in ihnen wahrnehmbar werden, ebenfalls alle als ästhetisch angesehen. Die psychologische Forschung hat deshalb die Aufgabe, bei den Erscheinungen der Naturschönheit und bei den Künsten im Allgemeinen oder bestimmten Kunstwerken im Besonderen nachzuweisen, welche geistigen oder auch physiologischen Elemente und Erregungen mitwirken, und in welcher Art und Gestalt sie sich mit den rein ästhetischen verbinden.

Aesthetik und Psychologie werden immer nur dahin kommen, die Elemente, das heißt die einfachsten und ursprünglichsten Erscheinungen zu entdecken, welche in unserem Gemüthe jene specifische Erregung oder jene besondere Erkenntniß der Schönheit herbeiführen. Aber auch an diese letzten und unleugbar gegebenen Thatsachen der inneren Erfahrung, (welche mit unserer ganzen geistigen Organisation zusammenhängen, ja genau genommen den wesentlichen Charakter derselben ausmachen), knüpft sich das Bedürfniß einer Betrachtung — die wir als metaphysische bezeichnen — welche zu untersuchen hat: in welchem Verhältniß denn nun dieses Erscheinungsgebiet zu allen anderen Erscheinungen, welche Gegenstand unserer Erkenntniß sind, sich befindet? ob denn das Auftreten dieser besonderen Art des Daseins oder dieser specifischen Weise der Auffassung, die als Schönheit sich geltend macht, von den anderen Arten gänzlich unabhängig, gänzlich selbständig und ihnen gleichsam zufällig ist, oder ob irgend ein und welcher Zusammenhang stattfindet? ob es also in der

Natur der Objecte, alſo des Univerſums, oder des menſchlichen Geiſtes eine Aufklärung darüber giebt, aus welchem Grunde und auf welche Weiſe zu den ſonſt gegebenen Erſcheinungen auch die des Schönen, zu den anderen Ideen — alſo etwa denen der Wahrheit und der Güte — auch die der Schönheit ſich findet.

Bei einem Blick auf die Geſchichte der Aeſthetik begegnen uns meiſt falſch geſtellte, nämlich die Zielpunkte derſeben verwirrende und vermiſchende Fragen; ein Blick in die Zukunft aber erfüllt uns mit der Hoffnung, daß eine neue und ſtrenge Ordnung der Fragen auch den Weg zu ihrer Beantwortung ſichern wird. Jene Ordnung wird aber darin beſtehen, daß erſtens und vor Allem jedes äſthetiſche Ereigniß — es ſei ein äſthetiſches Object, alſo ein ſchönes Werk der Kunſt oder der Natur oder eine Handlung des Menſchen, oder der Proceß der Schöpfung dieſes Objectes oder der Proceß der Wahrnehmung und Schätzung desſelben — einer pſychologiſchen Analyſe mit der Abſicht unterworfen wird, die rein äſthetiſchen Elemente darin zu entdecken und ſie von denjenigen zu unterſcheiden, welche den theoretiſchen oder ethiſchen oder ſonſt praktiſchen z. B. religiöſen Intereſſen und den durch dieſe erzeugten Gemüthsbewegungen entſprechen.

Dieſe Abſonderung der äſthetiſchen Elemente in unſerem inneren Leben von denen jeder anderen Art wird alſo zur Erkenntniß des äſthetiſchen Beſtandes führen. Dem hat ſich dann zweitens die Unterſuchung der äſthetiſchen Elemente, ihre vollſtändige Sammlung, Ordnung, die Art ihrer Verbindung und ihrer Abhängigkeit anzuſchließen, aus welcher ſich die Erkenntniß der äſthetiſchen Geſetze ergeben muß.

Ihren Abſchluß findet aber die Wiſſenſchaft der Aeſthetik drittens durch die Erforſchnng des letzten Grundes und des

Zweckes aller äſthetiſchen Geſetze oder durch die Beantwortung der Frage: weshalb und wozu unſer inneres Leben überhaupt neben der theoretiſch-logiſchen und der ethiſchen auch einer äſthetiſchen Geſetzmäßigkeit unterworfen iſt: eine Frage deren Löſung von der Vergleichung dieſer verſchiedenen Geſetzmäßigkeiten und von der Erkenntniß ihres inneren Zuſammenhanges abhängig iſt, aus welchem ſich das menſchliche Gemüth als ein Ganzes und in ſich Einiges erklärt.

Hier in dieſem Werke haben wir zwar nur die pſychologiſche Unterſuchung zu führen. Um aber die — manchem Leſer gewiß noch dunkle — Rede von dem Unterſchiede der Urſachen und der Gründe des Schönen zu erhellen, wollen wir auf die vorzüglichſten Gründe des Gefallens am Schönen, die man aufgeſtellt hat, kurz hinweiſen und dann erſt die pſychologiſche Analyſe desſelben mit beſonderer Hervorhebung der Muſik, als der am meiſten umſtrittenen Kunſt folgen laſſen.

Die Schönheit, oder ſchöne Erſcheinungen oder in dieſen die ſchönen Formen, in welchen ſie erſcheinen, gefallen uns; ſie rufen in unſerer Seele ein beifälliges Urtheil hervor, ſie bewegen unſer Gemüth auf eine wohlthuende Art. Weshalb? Die Einen finden den Grund in der Beziehung der äſthetiſchen Formen zu unſerer Intelligenz, welche indeſſen wiederum von Verſchiedenen verſchieden aufgefaßt wird.

Die ſchönen Dinge unterſcheiden ſich von denen, die der Schönheit entbehren, dadurch, daß ſie am klarſten gedacht, angeſchaut werden; die Verhältniſſe in ihnen, auf denen ja ihre Schönheit beruht, ſind klarer, einfacher, leichter faßbar und beſtimmter denkbar. Die Zahlenverhältniſſe der Töne in den Accorden ſind einfacher, klarer, in den Diſſonanzen ſind ſie

verwickelt und unbeſtimmt. Alles Symmetriſche, Harmoniſche, Rhythmiſche beſteht in einer leicht und klar erkennbaren Ordnung; die Beziehung der Theile auf einander und auf das Ganze, das ſie ausmachen, tritt deutlich hervor, weil ſie eine beſtimmte und nach einem gewiſſen Geſetz geordnete iſt. Alles Kosmiſche iſt klar, alles Chaotiſche dunkel in unſerer Anſchauung. Die ſchönen Formen alſo haben den Vorzug, daß ſie an ſich ſelbſt und noch ohne eine Beziehung auf einen Inhalt, deſſen Form ſie ſind, der auf Erkenntniß gerichteten Natur unſeres Geiſtes am meiſten entſprechen; daß ſie vollkommener und daß ſie leichter als unſchöne Formen zu klarer Erkenntniß kommen.

Andere nun faſſen gerade das Verhältniß der Form zum Inhalt ins Auge. Ein Ding erkennen, begreifen, heißt ſeine Idee auffaſſen. Im Schönen nun kommt die Idee am vollkommenſten zur Erſcheinung. Das Schöne gefällt uns, weil in ihm die Idee zur vollkommenen Anſchauung gelangt. Natürlich wird bei dieſer Theorie das Weſen der Schönheit (die Definition derſelben) dieſem Grunde entſprechend gefaßt: ſchön iſt, was eine vollkommene Darſtellung der Idee iſt, was die Idee zur ſinnlichen Anſchauung bringt.*) In der ſchönen Form alſo offenbart ſich die Wahrheit der Dinge, denn in ihr oder durch ſie leuchtet die Idee des Dinges. Die Schönheit erzeugt zwar keine neue Wahrheit, aber die Wahrheit der Dinge wird durch ſie auch im Sinnlichen anſchaulich; die Schönheit alſo gefällt, weil ſie die Idee zum Ausdruck bringt

*) Ueber das Verhältniß der Sinnlichkeit zur Idealität vgl. „Pabſt, die Verbindung der Künſte auf der dramatiſchen Bühne. Berlin 1870", beſonders S. 50 ff., wo darauf hingewieſen wird, daß die künſtleriſche Idee bei ihrer Ausführung zwar Einbuße erleidet („auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinſel"), was und wie viel ſie aber auch gewinnt.

ſie offenbar macht, ihr ſinnlich-anſchauliche Geſtalt gibt.*) Zwar überall iſt die Idee in der Wirklichkeit und Sinnlichkeit wirkſam; aber ſie kommt darin nicht oder nur unvollkommen zur Erſcheinung; die Dinge enthalten nur eine Hindeutung auf die Idee, ihre Wahrheit aber wird nur als Wahrheit des Begriffs gedacht; im Schönen aber beſitzen wir die Wahrheit als Anſchauung, die Idee kommt in ihm zur wirklichen und wirkſamen Erſcheinung.

Nach Anderen wiederum ſoll die Schönheit, welche wir einem Gegenſtande in einem äſthetiſchen Urtheil zuſchreiben, darin beſtehen, „daß die Form der Verknüpfung des Mannigfaltigen in ihm, indem ihr Eindruck den Thätigkeitsbedingungen unſerer Urtheilskraft entſpricht, uns die allgemeine Vorſtellung einer Zweckmäßigkeit desſelben ohne Hindeutung auf einen beſtimmten Zweck erregt.“ Der Grund alſo, weshalb das Schöne uns unmittelbar gefällt, liegt in dem der Natur und Gliederung unſerer Geiſteskräfte entſprechenden Rhythmus, in welchem die Form des Schönen ſie zur Ausübung ihrer Thätigkeiten anregt. Die objectiv gegebenen Formen der Schönheit gefallen alſo, mit anderen Worten, wegen der Form des ſubjectiven Proceſſes ihrer Auffaſſung, in welcher ihre durchgehende Harmonie mit unſeren Geiſteskräften ſich offenbart.

Mit dieſem Gedanken iſt man dann noch weiter auf den Vorgang auch der ſinnlichen Anſchauung der ſchönen Formen zurückgegangen und hat behauptet, daß ſie uns des-

*) Zur Erläuterung und Kritik der verſchiedenen Anſichten verweiſe ich nicht nur auf Lotzes Geſch. der Aeſthetik und die ausgezeichneten Aufſätze Viſchers in den „Kritiſchen Gängen“, 4. u. 5. Heft, ſondern auch auf das gehaltvolle Buch von Neudecker: „Studien zur Geſchichte der deutſchen Aeſthetik ſeit Kant“. Würzburg 1878.

halb gefallen, weil ſie zu unſerem geiſtigen und leiblichen Wohlſein in directer Beziehung ſtehen. Geſchwungene Linien werden leichter und bequemer aufgefaßt als eckige und zackige, conſonirende Töne leichter und bequemer als diſſonirende. Aus dieſer Leichtigkeit des Proceſſes, dem Fernbleiben von Anſtrengung erzeugt ſich ein gewiſſes Behagen, welches um ſo wohlthuender ſei, weil gewiſſermaßen eine Erſparniß von Kraft oder das Gefühl eines Ueberſchuſſes derſelben damit verbunden iſt. Sogar ſoweit iſt man gegangen, die Erregung unſeres pſychophyſiſchen Organismus, welche in der ſinnlichen Anſchauung ſtattfindet, bei den ſchönen Formen nicht nur als die leichteſte und darum angenehmſte, ſondern als die nützlichſte für den Beſtand und die Functionen desſelben aufzufaſſen. Das Schöne alſo gefällt nach dieſer Theorie, weil der Act ſeiner Auffaſſung unſeren Organen wohlthuend und nützlich iſt.

In einer ganz anderen Richtung bewegen ſich die Gedanken derer, welche den Werth der Schönheit und den Grund des Wohlgefallens an derſelben nicht in der Erkenntniß noch auch im Proceß ihrer Auffaſſung finden, ſondern in der eigenthümlichen Beſchaffenheit, welche ihr eine ſpecifiſche *Stellung* und *Leiſtung* inmitten des Ganzen unſeres inneren Thuns anweiſt. Zwar aus der Eigenart ſeiner Erſcheinung fließt die Geltung und Bedeutung des Schönen; aber *nicht in ihm ſelbſt*, für ſich allein beſteht ſie, ſondern in der Rolle, welche es gegenüber den anderen Erſcheinungen, die unſer Gemüth erfüllen, zu ſpielen hat. — Vernunft und Trieb, Geiſtiges und Leibliches, Sittlichkeit und Sinnlichkeit leben im Widerſtreit miteinander. Die Schönheit iſt es, welche den ſonſt nimmer raſtenden Kampf zum Frieden führt, weil ſie den Trieb der Vernunft unterwirft, ihn gleichſam zum

Gehorſam überredet oder überliſtet. Beruht nämlich der Widerſtreit auf der urſprünglichen Verſchiedenheit der Natur des Geiſtigen und Leiblichen, alſo der Vernunft und des Triebes, ſo iſt im Schönen eine Vermittelung gegeben, welche beide vereinigt; denn das Schöne reizt und rührt den Sinn, und iſt zugleich ein Erzeugniß und ein Ausdruck des Geſetzes. In der Anſchauung und in der Schöpfung des Schönen iſt Sinn und Seele, Trieb und Vernunft, Sinnlichkeit und Sittlichkeit zugleich betheiligt. Sei es nun, daß man annimmt, die äſthetiſche Form beherrſcht den Trieb weil ſie gefällt, oder ſie gefalle, weil ſie den Trieb unterwirft: immer beruht hier der Werth der Schönheit einerſeits auf ihrer Doppelnatur ſinnlich und geiſtig zugleich zu ſein, und andererſeits auf der daraus folgenden Herſtellung der Harmonie zwiſchen den ſtreitenden Kräften des inneren Daſeins.

Ich vermeide in dieſer flüchtigen Ueberſicht alle kritiſchen Ausſtellungen, welche gegen die bisher gedachten Begründungen der Schönheit zu machen ſind, und bemerke nur, daß die Betrachtung derſelben ſich noch viel höher erhebt und in ihr Weſen noch tiefer eindringt mit dem Gedanken: daß die Form der Schönheit eine in allen Arten der Idealität identiſche, oder daß ſie in allen Arten als die gleiche und gleich wirkſame Form mit ſich ſelbſt identiſch iſt. Im Proceß derjenigen Gedankenbildung, welche zur Wahrheit führt, in jener Geſtaltung des Willens, welche ihn zum guten macht und durch ihn das Gute erzeugt, ſind Formen und Verhältniſſe, und zwar dieſelben Formen und Verhältniſſe vorhanden, welche eine Erſcheinung zur ſchönen werden laſſen. Ich habe gelegentlich der inneren Sprachform für unſere Gefühle im vorigen Bande S. 314 darauf hingewieſen; hier aber laſſe ich die Worte Lotzes folgen, der in ſeiner lichtvollen und eindringlichen

Weiſe dieſem Gedanken Ausdruck gegeben hat (Geſch. der Aeſthetik S. 97 ff.): „Sinnliches bildet unmittelbar natürlich niemals das Ueberſinnliche in dem Theil ſeines Weſens ab, in welchem ſein Unterſchied vom Sinnlichen liegt; aber die formalen und quantitativen Eigenthümlichkeiten einer Verknüpfung überſinnlicher Elemente laſſen ſehr wohl einen ſprechenden Ausdruck durch gleiche formale Verhältniſſe eines ſinnlich Mannigfaltigen zu. Nicht der eigentlich ſittliche Gehalt der Treue, der Gerechtigkeit, der Billigkeit oder des Wohlwollens, nicht das, wodurch ſie alle von der blinden Wirkſamkeit einer Anziehung oder Abſtoßung ſelbſtloſer Maſſen ſich unterſcheiden, kann in irgend einer Geſtalt oder Bewegung unmittelbar zur Erſcheinung kommen; aber jede dieſer Tugenden führt die Vorſtellung eines beſtimmten Rhythmus mit ſich, welchem ſie die ganze Mannigfaltigkeit unſerer inneren Zuſtände zu unterwerfen ſtrebt.“ Lotze zeigt dann weiter, daß es nicht bloß die Analogie einzelner äſthetiſcher Grundformen mit einzelnen Zügen ſittlicher Geſinnung iſt, worauf es bei der Schätzung des urſprünglichen Werthes der Schönheit ankommt, ſondern vor Allem ihre Fähigkeit, die höchſte Form ſittlicher Geſtaltung, welche in der harmoniſchen Einheit der ſittlichen Perſönlichkeit hervortritt, zur abbildlichen Darſtellung zu bringen. „Nur eine ſehr engherzige Moral beſchränkt die Aufgabe der Sittlichkeit auf das Gebiet der Handlungen, die nach gewöhnlicher Meinung allein der Verantwortung unterliegen; jene vollkommene Sittlichkeit, deren Erſcheinung wir in der Schönheit zu finden hoffen, gebietet, daß auch alle anderen Regungen unſeres Inneren, der Verlauf unſerer Vorſtellungen, der Wechſel unſerer Stimmungen und Begierden, und alle Nachwirkungen unwillkürlicher Reizbarkeit denſelben Formen ſich fügen, welchen das ſittliche Gebot zu-

nächſt allerdings die Geſinnungen unterwirft, welche ſich in Handlungen äußern. Denn die erſte formale Bedingung aller Sittlichkeit iſt die Perſönlichkeit; dies, daß der Menſch Einheit ſei, nicht eine Sammlung verſchiedenartiger Reizbarkeiten und Triebe, die untereinander keine Gemeinſchaft haben. Um dieſer Einheit willen kann die Seele, die dem ſittlichen Ideale nachſtrebt, nicht dulden, daß ihre Vorſtellungen in dem haltloſen und unzuſammenhängenden Wechſel ſich drängen, den die ſittliche Pflicht der Treue ihren Handlungen verbietet; ſie darf nicht ihre Gefühle von Kleinem hoch aufregen laſſen und unaufregbar bleiben für Großes, denn wie handelnd gegen die Rechte der Perſonen, ſo müſſen wir fühlend gerecht ſein gegen den Werth der Dinge und ihrer Reize; nie endlich darf das Gemüth andrängenden Trieben und Begierden plötzliche, ſprungweis ſich ändernde Ausbrüche geſtatten, da es gleichen Mangel an hinreichender Begründung und an Beſchränkung der einzelnen Handlungsweiſe durch den zuſammenhängenden Plan des ganzen Lebens und durch die Einheit des Charakters auch ſeinen Thaten nicht zulaſſen darf. So würde alſo die ſittliche Vollendung, eben weil ſie dies iſt, zugleich die Urſache einer durchaus beſtimmten Haltung des Gemüths ſein; die Formen dieſer Haltung aber, eben weil ſie Formen ſind, Verhältnißformen eines Mannigfaltigen, haften nicht unablösbar an dieſem ſittlichen Innern allein, ſondern laſſen ſich an jedem andern Syſtem eines Mannigfachen, laſſen ſich deshalb auch an der Geſammtheit der Bewegungen ausprägen, welche der Körper dem Geiſte als Mittel ſeines Ausdrucks zu Gebote ſtellt. Und es iſt klar, daß es dann keines beſondern Vermittlungsgliedes bedürfen wird, welches uns lehrte, warum dieſer eigenthümliche Vortrag der Bewegungen ſich zum Ausdruck des Sittlichen eigne; denn er würde nicht ein

conventionelles, oder durch eine unbegreifliche Natureinrichtung geſtiftetes Symbol des Sittlichen ſein; vielmehr ſeine eigenen Verhältnißformen ſind unmittelbar identiſch mit denen, in denen das höchſte nach ſeiner eigenen Natur ſich äußern muß; ſie ſind das Formale dieſes Inhalts, ohne dieſen Inhalt ſelbſt in ſich zu enthalten, und ebenſo erfüllen ſie genau die Aufgabe, die man überhaupt mit Recht von der Erſcheinung irgend eines Weſens gelöſt verlangen kann." — Mit voller Zuſtimmung zu den eben angeführten Gedanken Lotzes und doch dieſelben aus einem anderen Geſichtspunkt faſſend, will ich nunmehr abſchließend meine eigene Anſicht über die höchſte Bedeutung und letzte Begründung des Schönen hier in aller Kürze folgen laſſen, um mich dann der pſychologiſchen Analyſe der Wirkung ſeiner Erſcheinungen zuzuwenden.

Das Weſen des menſchlichen Geiſtes offenbart ſich in ſeiner Thätigkeit; Inhalt und Ziel derſelben iſt die Entwickelung mannigfach gearteter Idealität, d. h. die Erkenntniß von Ideen und ihre Verwirklichung. Die Welt des Daſeienden, alles deſſen, was exiſtirt, Endliches und Unendliches, Phyſiſches und Geiſtiges, das Univerſum überhaupt wird dem Geiſte zum Gegenſtand der Erkenntniß. Das Streben nach Vollkommenheit der Erkenntniß wird als Idee der Wahrheit bezeichnet, welche ſich in der Entwickelung aller Ideen des Seins offenbart.*) Das Weltbild, das im Geiſte entſteht, iſt kein paſſives Spiegelbild, ſondern das Erzeugniß andauernder und aufſteigender ſchöpferiſcher Thätigkeit. Die objectiv gegründete Natur des Daſeienden und die ſubjective Thätigkeit der Auf-

*) Vergl. meine „Ideen in der Geſchichte. Berlin, bei Dümmler, 2. Aufl. 1872".

faſſung desſelben unterliegen beide einer beſtimmten unausweichlichen Geſetzmäßigkeit und die Idee der Wahrheit iſt auf eine durchgängige Harmonie ſowohl der ſubjectiv im pſychiſchen Proceß verarbeiteten (theoretiſchen) Ideen des Geiſtes untereinander, als mit den objectiv und an ſich ſelbſt ſeienden Ideen des Seins alſo mittelbar auch mit dem Realen gerichtet.

Der Geiſt des Menſchen und des Menſchengeſchlechtes iſt aber zugleich ein Glied in der Kette der gegebenen Wirklichkeit ſelbſt; zu ſeiner Erhaltung und vollends für ſeine Entwickelung zur Idealität bedarf und übt er eine vielgeſtaltige Wirkſamkeit, welche den biologiſchen Geſetzen und mittelbar allen phyſikaliſchen Geſetzen unterliegt. Seine eigene leibliche und ſeeliſche Thätigkeit und vollends die fortſchreitende Vervollkommnung derſelben iſt einerſeits von den realen Naturgeſetzen, andererſeits von der theoretiſchen Erkenntniß derſelben bedingt. Bezeichnen wir die geiſtige Triebkraft in aller realen Wirkſamkeit des Menſchen als den Willen, ſo finden wir auch dieſen einer Geſetzmäßigkeit unterworfen; und zwar nicht bloß jener natürlichen Geſetzmäßigkeit alles Realen, ſondern zugleich einer anderen, nämlich der der Sittlichkeit. In ſeinem Verhalten zur Natur, als Glied derſelben, ſodann im Verhalten zu anderen Menſchen, mit denen er zu gemeinſchaftlicher Thätigkeit ſich verbinden muß, iſt er behufs der Entwickelung irgend einer Idealität an die ethiſche Geſetzmäßigkeit gebunden, welche in unſeren ſittlichen Ideen oder Ideen des Sollens ihren Ausdruck findet, oder zuſammengefaßt und einheitlich als die Idee des Guten bezeichnet wird. Wir laſſen es hier dahingeſtellt, ob man bis zu dem Nachweis einer wirklichen Identität der Idee des Guten mit der Idee des Wahren, oder der Ideen des Seins mit den Ideen des Sollens vordringen kann, oder ob man auch nur eine theore-

tiſch durchgreifende oder praktiſch wirkungsvolle Analogie beider Arten von Ideen anſchaulich zu machen im Stande iſt; es genügt uns, daß der Zuſammenhang zwiſchen beiden inſofern als ein ſchlechthin nothwendiger ſich erweiſt, als einerſeits die ſittlichen Ideen verwirklicht, alſo in die Weiſe naturgeſetzlicher Wirklichkeit und Wirkſamkeit eingeführt werden und andererſeits die ganze Lebensthätigkeit und Wirklichkeit die reale und offenbarte Geſtalt des Guten annehmen ſoll; mit anderen Worten, die Idee des Guten ſoll ſich in der wirklichen Welt wirkſam manifeſtiren und die wirkliche Welt ſoll nicht nur ihre eigenen natürlichen, ſondern auch die ſittlichen Ideen zur realen Geſtaltung bringen, derart, daß die Idee des Guten nicht nur eine theoretiſche, für ſich ſeiende und abgeſonderte, ſondern eine praktiſche in der Weiſe des Naturgeſetzes (oder der Naturideen) wirkſame Exiſtenz gewinne; kürzer: der Zuſammenhang zwiſchen den Ideen des Ethiſchen und des Phyſiſchen beſteht darin, daß vermittelſt des Pſychiſchen oder ſpeciell des Wollens die Sittlichkeit wirklich und die Wirklichkeit ſittlich werden ſoll.

Alles Wahre aber und alles Gute, alles Wirkliche und alles Ideale, alles Sinnliche und alles Sittliche, ſobald es in die Erſcheinung tritt, hat irgend eine Form. Auch für dieſe gibt es eine beſondere, eigene Idealität: auch ſie, die Form, unterliegt einer ſpecifiſchen Geſetzmäßigkeit; dieſe Idealität der Form iſt das Schöne. Wenn man die Idealität der Dinge überhaupt als eine Ordnung, als einen Kosmos im Gegenſatz zum Chaos bezeichnet, wenn man deshalb allgemein und mit Vorliebe das Ziel ſowohl der Erkenntniß wie der Geſtaltung des Univerſums im Begriff der „Weltordnung“ ausprägt: dann finden und ſchaffen wir alſo außer der natürlichen Weltordnung und der ſittlichen Weltordnung auch eine

äſthetiſche Weltordnung; in der Welt des Wirklichen manifeſtirt ſich die Idee des Wahren; in der Welt des Sittlichen die Idee des Guten; in der Form, welche ſie beide annehmen, ſoll ſich die Idee des Schönen darſtellen.*)

Der Zuſammenhang nun zwiſchen der Idee des Schönen und den Ideen des Guten und des Wahren iſt offenbar; denn es gibt keinen Inhalt, der nicht irgend eine Form annehmen müßte, und es gibt keine Form, welche nicht die Form eines Inhaltes wäre; ein abſolut formloſer Inhalt und eine abſolut inhaltsloſe Form ſind in der Wirklichkeit unmöglich, beide können nur als reine theoretiſche Abſtractionen gedacht werden. Iſt alſo Idealität das Ziel und der Trieb des Geiſtes, dann

*) Der Trieb des menſchlichen Geiſtes zu einer ſtreng moniſtiſchen Weltanſchauung — welchen andeutungsweiſe ſchon Herbart, aber ſcharfſinnig und eindringlich beſonders Thilo (ſ. die Wiſſenſchaftlichkeit der modernen Theologie) auf das äſthetiſche Bedürfniß zurückgeführt hat — die Neigung alſo, alle Ideen auf eine zu gründen, welche in den anderen nur gleichſam Ausſtrahlungen und Spiegelungen findet, oder von dieſen drei Ringen nur einen als den urſprünglich echten anzuſehen, — hat in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes bald die eine, bald die andere zu dieſem höchſten Range erhoben. Bei Plato iſt es die Idee des Guten, bei Spinoza die des Wahren, welche im Großen und Ganzen die Idealität überhaupt in ſich und die anderen Arten nur einſchließt; bei Schelling dagegen in einer Epoche ſeiner Entwickelung, ähnlich auch bei W. v. Humboldt, iſt es die Formgeſtaltung oder die Schönheit, welche als der letzte und einheitliche Adel alles Seins, Wirkens und Geſchehens angeſchaut wird; und in poetiſcher Form hat Rückert dieſer Richtung zugeſtimmt und ihr (z. B. in Waldſtille) einen claſſiſchen Ausdruck gegeben:

Was der Vogel ſinget,
Was die Quelle ſpringet,
Was die Blume blüht,
Was die Schöpfung rauſchet,
Mutter, nur belauſchet
Hab' ich Dein Gemüth.
Laß mich für die Erde
Sinnen, daß ſie werde,
Durch und durch verſchönt. . . .

wird ſich dieſe nicht bloß auf den Inhalt, auf ſeine natürliche, nützliche und zweckmäßige, oder ſeine ſittliche Beſchaffenheit, ſondern auch auf die bloße Form erſtrecken, auch in der Form der Dinge wird ſich eine Ordnung, ein Geſetz, eine aufſteigende Vollkommenheit, alſo eine Idee manifeſtiren, und dieſe Idee der Form iſt die Schönheit. — Wie innig aber auch die Beziehung der Form zu ihrem Inhalt gedacht werden muß und wie ſehr die Vollkommenheit von ihrer Angemeſſenheit für den Inhalt abhängig iſt: die Natur des Schönen wird dennoch verkannt, wenn man ſeine Selbſtändigkeit leugnet, ſeine eigene unabhängige, jeder anderen Art von Idealität, die dem Inhalt zukommt, gleichgeordnete Geltung nicht anerkennt. Die Form empfängt nicht ihre äſthetiſche Bedeutung oder ihren idealen Werth durch den Inhalt, deſſen Form ſie iſt, noch auch durch die Beziehung derſelben auf den Inhalt. Noch weniger aber beſteht der äſthetiſche Werth der Form darin, daß dieſe den Vorzug hat, den Inhalt auf eine vollkommene Art auszudrücken oder darzuſtellen, oder daß der Inhalt ſeine höchſte reale, inhaltliche Geltung und Wirkſamkeit in dieſer Form findet.*) Vielmehr ſo wenig wie irgend

*) Wenn Schopenhauer die roſigen Wangen eines Mädchens nur deshalb ſchön finden will, weil ſie das Zeichen der Geſundheit und Lebensfülle, oder die volle Büſte des Weibes, weil ſie die Vorausſetzung einſchließt, daß die wohlgerundeten Brüſte ein Kind am beſten nähren werden, — um von noch weiter abwärts liegenden Beiſpielen zu ſchweigen — dann läugnet er eben den ſelbſtändigen idealen Werth menſchlicher Wohlgeſtalt, welcher nach unſerer Auffaſſung neben dem praktiſchen der Geſundheit oder der Ernährung nicht bloß ſeine eigene Selbſtändigkeit bewahrt, ſondern ihn durch Adel und Hoheit übertrifft. Vollends in der ſchönen Büſte, welche der plaſtiſche Künſtler einer Venus oder Klythia geſchaffen, nur das Bild der reichlich ſäugenden Amme zu erblicken, heißt die Idealität des Schönen vernichten und einen der höchſten idealen Werthe im menſchlichen Gemüth durch einen der erſten und niedrigſten, wenn auch naturgeſetzlich nothwendigen, praktiſchen Werthe erſetzen oder verdrängen.

ein Inhalt, welcher irgend einen idealen Werth etwa als Ergebniß der Wahrheit oder der Sittlichkeit beſitzt, dadurch ſeinen Werth erfüllt, weil er in der Form des Schönen dargeſtellt oder Inhalt einer ſchönen Form wird, ebenſo wenig empfängt die Idealität der Form ihren Werth dadurch, daß ſie die Form dieſes oder jenes idealen Inhalts iſt. Einen zwingenden logiſchen Beweis für die unabhängige Idealität der Form kann man nicht erbringen; ob Einer in einer ſchönen Geſtalt, die er ſieht, ihre Schönheit neben oder in der Nährhaftigkeit erkennt, das wird immer von der individuellen Weltanſchauung des Denkers abhängen, deren Erfolg oder Ausdruck die eine oder andere Auffaſſung eben iſt. Denn auch die pſychologiſche Analyſe deſſen, was wirklich in unſerem Gemüthe bei dem Anblicke einer ſolchen Wohlgeſtalt vorgeht, aus welchen Elementen ſich das Urtheil oder Gefühl des Wohlgefallens zuſammenſetzt, bleibt nothwendig zuletzt auf das eigene Innere des Forſchers beſchränkt. Bleibt doch auch trotz des kategoriſchen Imperativs der letzte Grund ſittlicher Weltanſchauung der Individualität anheimgegeben; um wie viel mehr bleibt trotz der Sicherheit der äſthetiſchen Geſetze die Deutung derſelben eine individuelle, da die Regungen des äſthetiſchen Gewiſſens bei den meiſten Menſchen denn doch freier und leichter befunden werden, als die des ſittlichen Gewiſſens.

Der oft gehörten Meinung aber will ich an dieſer Stelle entgegentreten, als ob gerade die Fragen der angewandten Aeſthetik oder des Geſchmackes in ganz beſonderem Maße oder aus ganz beſonderen Gründen der individuellen Entſcheidung anheimfielen. Wenn man die ſprichwörtliche Meinung, daß über den verſchiedenen Geſchmack nicht zu ſtreiten ſei, in dem

Sinne nimmt, daß darüber nicht gestritten werden soll, weil jeder in Sachen des Geschmackes schlechthin Selbstgesetzgeber ist, dann bedeutet sie eine bloße Albernheit. Denn jeder Geschmack gründet sich — wenn er überhaupt irgend begründet ist — auf ästhetische Anschauungen, und diese gehen schließlich auf ästhetische Gesetze zurück, welche eine absolute Geltung haben, aber nur als Erfolg ernster wissenschaftlicher Arbeit zur sicheren Erkenntniß kommen.*) Versteht man aber unter jenem alten Satze, daß man auf den Streit des Geschmackes verzichten möge, weil er unzweckmäßig, nämlich ohne Aussicht auf den Erfolg einer Uebereinstimmung ist: dann mag er zwar als eine kluge Regel gelten; die Voraussetzung aber, worauf er sich gründet, als ob dies geistige Gebiet ganz vorzugsweise oder gar allein die Eigenthümlichkeit besäße, erfolglosen Streit zu erregen, ist ein einfacher Irrthum der Erfahrung. Auch auf vielen anderen Gebieten, von dem metaphysischen bis zum ökonomischen, vollends dem nationalökonomischen, auf dem der Politik und dem des Rechtes, um von der Theologie zu schweigen, gibt es end- und erfolglosen Streit; selbst da, wo die Principien fest oder gar übereinstimmend und die Thatsachen zweifellos sind, vereinigen sich die Menschen selten zu

*) Durchaus treffend bemerkt deshalb Gumprecht (in dem oben schon citirten Aufsatz): Der das musikalische Urtheil bestimmende Eindruck ist eine unmittelbare Thatsache der Empfindung, und auf diese sich zu berufen, steht Jedem frei. Breitesten Raum gewährt dem Spiele der Zungen und Meinungen eine Kunst, in der fast alles der verständigen Betrachtung und Beweisführung sich entzieht. Wo uns so oft die gewiegteste Kennerschaft die letzten Gründe für ihre Behauptungen schuldig bleiben muß, da ist es sehr natürlich, daß auch das vorwitzigste Laienthum die Befugniß in Anspruch nimmt, seine Stimme abzugeben. Ueber nichts wird leichtfertiger, unbesonnener, anmaßlicher geurtheilt als über musikalische Werke und Leistungen. Nicht bloß bieten sie Tag für Tag dem windigsten Gefasel unerschöpflichen Stoff, auch die Heuchelei thut sich mit Vorliebe an ihnen gütlich.

völlig gleicher Anſicht. Der Grund liegt eben darin, daß die Erſcheinungen verwickelt und ihre Beziehungen mannigfaltig ſind; ihre Unterordnung unter beſtimmten und feſtſtehenden Geſetzen iſt deshalb überaus mühevoll und überſchreitet bald die logiſche Fähigkeit, bald die logiſche Ausdauer um ſo mehr, weil die Streitenden der Methode entbehren, wie die complexen Erſcheinungen analyſirt und wie ſie dann auf die Principien bezogen werden ſollen. Genau dasſelbe, vielleicht etwas mehr oder weniger, aber durchaus nichts anderes ereignet ſich beim Streit um den Geſchmack. Der Grund aber, daß der ſtatiſtiſche Irrthum ſich faſt allgemein zum Nachtheil der Geſchmacksſtreitigkeiten ausſpricht, liegt darin, daß auf den anderen Gebieten die praktiſche Nothwendigkeit zu Entſcheidungen drängt, welche den pſychologiſchen Schein größerer Uebereinſtimmung erzeugen. Zehn Aerzte mögen über einen Krankheits-, zehn Juriſten über einen Rechtsfall ebenſo fern von logiſch begründeter, wahrhafter Uebereinſtimmung ſein: am grünen Tiſch oder am Krankenbette muß eine Entſcheidung getroffen werden, während der Geſchmacksſtreit ſich nach Belieben ausdehnt.

Und dennoch fehlt es auch an Beweiſen für wirkliche und namentlich praktiſche Uebereinſtimmung in Sachen des Geſchmackes ſo wenig, daß man ſich über jene Regel oder ihre Vorausſetzung billig verwundern muß. Die Geſchmacksrichtungen ganzer Zeiten, die Schulen der Künſtler zeigen hiſtoriſch ebenſo viele Einſtimmigkeit, wie die politiſchen oder ökonomiſchen Richtungen oder die Schulen des Rechtes, der Medicin oder der Philoſophie. Jene falſche Meinung aber zu bekämpfen, habe ich hier der Mühe werth erachtet, weil ich glaube, daß ſie einen äſthetiſchen Quietismus erzeugt, welcher am meiſten die von Zufall und Laune geleiteten Entartungen des Geſchmackes oder die Verletzungen eines guten und äſthe-

tiſch geſetzlich begründeten Geſchmackes verſchuldet. Claſſiſche Epochen dagegen (wie die unſrige um die Wende des vorigen Jahrhunderts) ſind ja meiſt auch von dem lebhaften Streit um äſthetiſche Fragen begleitet, und gewiß auch befruchtet.

Verſuchen wir nunmehr eine analytiſche Darſtellung deſſen zu geben, was thatſächlich in der Seele vorgeht, wenn wir ein Muſikſtück vernehmen. Zunächſt iſt uns nur eine Reihe von einzelnen und einartigen ſinnlichen Empfindungen gegeben; wir empfangen von außen her nichts mehr als eine Reihe von ſinnlichen Reizen, welche durch unſere Sinnes- und Seelenthätigkeit zu Empfindungen werden.*) Alles was ſich als inneres Ereigniß an dieſe Empfindungen anſchließt, was aus ihnen folgt, ſtammt aus unſerem eigenen Innern, iſt ein Erfolg unſerer, des Hörenden, eigenen Thätigkeit; meiſt ein nothwendiger, geſetzlich vor ſich gehender, indeſſen immer aus unſerer Thätigkeit ſtammender Erfolg. Vermöge einer an die Perception der Empfindungen ſich anſchließenden Apperception faſſen wir die gehörten Töne nicht bloß als einzelne, ſondern irgendwie als zuſammengehörige auf; die einzelnen Töne ſind für uns Theile eines Ganzen, beziehungsweiſe werden dann verſchiedene Ganze wiederum zu Theilen eines größeren Ganzen, Accorde werden zur Melodie, zur Harmonie, zum Rhythmus. Dieſe Apperception, welche ſich der einfachen Perception anſchließt, iſt jedoch nicht eine in der Zeit nachfolgende, ſondern beide ſind zeitlich mit einander verbunden; (vgl. Bd. II S. 44) weitaus in den meiſten Fällen (nur einzelne mit

*) Empfindung hier immer im ſtrengen Sinne als Element der Sinneswahrnehmung, von Gefühl unterſchieden gedacht. S. Bd. II S. 38 f.

ſchwierigen und uns noch ganz unbekannten Verbindungen ſind ausgenommen) hören wir nicht zuerſt einzelne Töne, zu denen wir ihre Verknüpfung ſpäter hinzudenken, ſondern wir hören unmittelbar nicht Töne, ſondern Tongebilde.

Ebenſo unmittelbar in demſelben Proceß nehmen wir mit den Tongebilden die in ihnen ſtattfindenden, objectiv gegebenen, Tonverhältniſſe wahr; die quantitativen Beziehungen der Höhe und Tiefe, der Intervalle, der Klangfarbe, des Tempos der Töne ſind die Eigenſchaften der Tongebilde, welche zugleich ſo zu ſagen mit der Tonmaſſe — mit der Summe der aus den Reizen gebildeten Empfindungen — zur inneren Wahrnehmung gelangen. „Das Urelement der Muſik, ſagt Hanslick, iſt Wohllaut, ihr Weſen Rhythmus. Rhythmus im Großen, als die Uebereinſtimmung eines ſymmetriſchen Baues, und Rhythmus im Kleinen, als die wechſelnd-geſetzmäßige Bewegung einzelner Glieder im Zeitmaß. Das Material, aus dem der Tondichter ſchafft, und deſſen Reichthum nicht verſchwenderiſch genug gedacht werden kann, ſind die geſammten Töne, mit der in ihnen ruhenden Möglichkeit zu verſchiedener Melodie, Harmonie und Rhythmiſirung. Unausgeſchöpft und unerſchöpflich waltet vor Allem die Melodie, als Grundgeſtalt muſikaliſcher Schönheit; mit tauſendfachem Verwandeln, Umkehren, Verſtärken bietet die Harmonie immer neue Grundlagen; beide vereint bewegt der Rhythmus, die Pulsader muſikaliſchen Lebens, und färbt der Reiz mannigfaltiger Klangfarben.“ Dieſe Verhältniſſe aber, welche die Form der Tongebilde ausmachen, durch welche ſie zu dieſen beſtimmten und von anderen unterſchiedenen Gebilden werden, ſind zugleich der Gegenſtand eines äſthetiſchen Urtheils, das heißt, ſie erregen in der Seele des Hörers Gefallen oder Mißfallen; auch dieſes Urtheil iſt meiſt der Zeit nach nicht merkbar getrennt von der bloßen

Auffaſſung der Gebilde, und es tritt allermeiſt nicht in der Form der Vorſtellung, ſondern in der des Gefühls auf. Nur für höhere und verwickelte Gebilde, nur für den gelehrten Muſiker, und auch bei dieſem nur in der nachfolgenden Ueberlegung treten die Urtheile als vorſtellungsmäßig gedachte hinzu; in der Regel aber wird nur äſthetiſches Gefühl durch die Wahrnehmung der Tonverhältniſſe erregt, unſer Gemüth wird angenehm oder unangenehm bewegt, äſthetiſch befriedigt oder verletzt. Keineswegs aber iſt es eine beſondere Eigenſchaft der Muſik, daß die Wahrnehmung ihrer Schönheit urſprünglich in der pſychiſchen Form des Gefühls ſich vollzieht, und daß dieſe urſprüngliche Form auch dann noch vorhanden ſein muß, wenn bei höherer geiſtiger Entwickelung aus demſelben deutliche Vorſtellungen und wiſſenſchaftliche Begriffe vom Schönen ſich gebildet haben. Vielmehr gilt es von aller, auch der plaſtiſchen, architektoniſchen und poetiſchen Schönheit, daß wir ſie zunächſt im Gefühl ergreifen oder von ihr ergriffen werden; aus ihm erſt entfalten ſich die äſthetiſchen Begriffe und die Erkenntniß äſthetiſcher Geſetze. Wie hoch wir aber auch in der Erkenntniß des Schönen ſteigen mögen: ein gegebenes Kunſtwerk wird nur dann einen vollkommenen Eindruck auf uns machen, wenn es nicht bloß unſer äſthetiſches Denken in Bewegung ſetzt und befriedigt, ſondern auch unmittelbar unſer Gefühl erregt, uns auf die pſychiſche Urquelle der Schönheit zurückführt. Und auch im Sittlichen verhält es ſich nicht anders. Das Rechtsgefühl iſt die urſprüngliche Form des Rechtsbewußtſeins; aber auch wenn klar gefaßte Rechtsvorſtellungen, wohldefinirte Rechtsbegriffe unſeren Geiſt erleuchten, muß unſer Gemüth für die concrete ethiſche Lebensführung vom Rechtsgefühl beſeelt ſein, welches eben ſo wie das religiöſe Gefühl zugleich der anfängliche Keim und die höchſte Blüthe

der (ethiſchen wie der religiöſen) Idee im menſchlichen Geiſte iſt. (Vgl. Ideale Fragen S. 50 f.) — Die Auffaſſung der Schönheit durch das Gefühl bedeutet alſo hiernach keine ausſchließliche oder eigenthümliche Beziehung desſelben zur Muſik; die falſche Meinung aber, als ob dies der Fall wäre, hat nicht wenig zur Verwirrung der Anſichten über die Wirkung der Muſik beigetragen.

Blicken wir zurück: alſo Tonmaſſen, durch eine Reihe quantitativ und qualitativ verſchiedener Reize erzeugt, ſind uns gegeben, denen beſtimmte Formen in den (gegebenen und durch entſprechende Apperception von uns aufgefaßten) Tonverhältniſſen zukommen; alſo objective Tongebilde, welche zu ſubjectiven Tonanſchauungen werden, die von dem äſthetiſchen Urtheil, meiſt in der Form des Gefühls begleitet ſind.

Die Tongebilde ſind aber nicht bloß ruhende Tonmaſſen; die Verhältniſſe, welche in ihnen hervortreten, ſind nicht bloß Verhältniſſe eines quantitativen aber paſſiven Daſeins; vielmehr werden ſie appercipirt als active, dynamiſche Erſcheinungen. Die Töne haben nicht bloß eine Geſtalt, ſondern auch Leben, ſie haben nicht bloß eine Form ſondern Bewegung; die Formen der Töne und ihre Verhältniſſe ſind Formen der Thätigkeit und Bewegung. Wenn wir andere ſinnliche räumliche Erſcheinungen wahrnehmen, dann iſt es entweder nur ihre ruhende Geſtalt oder auch die mit der Geſtalt verbundene, von ihr ausgeführte Bewegung; bei den Tönen nehmen wir ſtets ihre Action, ihre Bewegung wahr. Mag immerhin auch der Ton für das Denken des Phyſikers auf einer räumlichen veränderten Geſtalt der Luftmaſſe zurückgehen: nichts davon bringt in das einfache Bewußtſein des Hörenden; er nimmt

aus dem ſinnlichen Reiz in dem ſeeliſchen Proceß nur die Bewegung der Töne wahr; wenn wir die Beziehungen der Töne zu einander auffaſſen, dann ſind es Beziehungen von Handlungen, Bewegungen wie wenn wir lebendig agirende Weſen beobachten, nicht wie die ruhenden und paſſiven Beziehungen, welche zwiſchen den Linien einer Figur, den Flächen eines Körpers ſtattfinden. Wenn die plaſtiſchen Künſte uns ſinnliche Weſen in ihrer räumlichen Bewegung darſtellen, dann ſind es nur Bilder, nur Schein der Bewegung, ſind es nur jene in Wahrheit ruhenden Formen, welche die Dinge in irgend einem Moment der Bewegung dem Auge darbieten; in der Muſik aber treten uns die wirklichen Bewegungen ſinnlich entgegen und in die Nerven und in die Seele hinein. Dies iſt von einſchneidender Bedeutung für das ganze Weſen der Muſik und für die ganze nachfolgende Reihe pſychologiſcher Wirkungen, die ſich an es anſchließen. Ich hebe deshalb noch dies hervor: wenn wir von den Tonanſchauungen, von Tongebilden, auch von Klangfarbe und dergl. reden, ſo erwecken alle dieſe Wörter, weil ihre urſprüngliche Bedeutung und ihre vorwiegende Anwendung ſich auf die räumlich ausgedehnten Erſcheinungen bezieht, ſehr häufig die täuſchende Vorſtellung, als ob es ſich um ruhende Formen, um paſſive Verhältniſſe handle. Wollen wir uns dieſer Ausdrücke ohne Schaden bedienen und doch, von ihr redend, unſerer wirklichen pſychiſchen Auffaſſung der Tonreihen gerecht werden, dann dürfen wir nie vergeſſen, daß Töne und Tonverhältniſſe für unſere Seele, im engeren Sinne für unſer Gemüth niemals ruhende Weſen oder Geſtalten gleich Figuren ſind, ſondern Erſcheinungen von Bewegung.

Und wenn nun Bewegung ſelbſt wiederum entweder bloß eines Weſens Veränderung des Ortes im Raume iſt, oder

eine dynamiſche, intenſive Veränderung der Kraft und der Kraftäußerung: dann wird man bei genauer Prüfung finden, daß unſere innere Auffaſſung der Töne eine (natürlich unbewußte) größere Analogie mit den dynamiſchen als mit den örtlichen Bewegungen einſchließt. Ich rede aber hier durchaus noch nicht von irgend einer Symbolik in der Auffaſſung der Tonverhältniſſe, zu der wir ſehr bald kommen werden, ſondern einzig und allein von der einfachen Artbeſtimmung die wir dem Tonweſen im Proceß der Auffaſſung desſelben angedeihen laſſen, in welcher allerdings das Fundament, oder beſſer geſagt, die Wurzel enthalten iſt, aus welcher wir die Symbolik der Töne hervorſprießen ſehen werden. Nur iſt es wichtig den Gedanken feſtzuhalten, daß auch das äſthetiſche Gefühl oder das äſthetiſche Urtheil ſich zwar immer nur auf die Form, alſo auf die Verhältniſſe in den Tongebilden bezieht, daß aber dieſe nicht rein quantitative Beſtimmungen überhaupt, ſondern dynamiſche Beziehungen ihres Gegenſtandes betreffen.

Damit aber iſt der Proceß der Auffaſſung von Tonreihen noch nicht erſchöpft. Wir percipiren nicht bloß die Töne als dynamiſche Vorgänge, ſondern dieſer Perception ſchließt ſich ferner unmittelbar eine weitere Apperception derſelben durch analoge Anſchauungen ſinnlicher und dann auch ſeeliſcher Vorgänge an. Die Seele, welche die Tonempfindungen aufnimmt, iſt nicht leer; ſie hat durch andere vorgängige Proceſſe Anſchauungen aus anderen Empfindungselementen vorlängſt gebildet; nach der Aehnlichkeit mit dieſen faſſen wir die Töne, die Tonverhältniſſe und Tonbewegungen auf; wir denken dieſe und wenn wir davon reden, bezeichnen wir ſie ſprachlich als

Thätigkeiten und als Eigenſchaften derſelben, die wir ſonſt aus ſinnlichen Elementen anderer Art und Gattung gebildet haben. Solcher Thätigkeiten und Beſchaffenheiten der Tonreihen ſind z. B. Rauſchen, Wogen, Steigen, Fallen, Eilen, Hemmen, — Stark, Mild, Streng, Zart, Plötzlich, Gemach u. ſ. w.; Erſcheinungen alſo, die ſonſt aus räumlich ausgedehnten dynamiſchen Elementen gebildet ſind, treten hier als aus Tönen geſchaffen auf. Und wenn wir die Analogie mit inneren Vorgängen hinzunehmen, ſo hören wir in den Tönen ein Sehnen, Locken, Koſen, Scherzen, Rufen und Antworten, Jubeln und Jauchzen, Drohen und Mahnen u. ſ. w.

Die Tonformen erhalten demnach einen beſtimmten ſinnlichen und ſeeliſchen Charakter, der ihnen aus anderen ſinnlichen und ſeeliſchen Formen, die in unſerem Innern bereits vorhanden ſind, nach dem Maße der Analogie auf dem naturgeſetzlichen Wege des Apperceptionsproceſſes zuwächſt; oder die Tonvorgänge *bedeuten* für uns ſolche Vorgänge von anderer Art, mit denen ſie die gleichen formalen, quantitativen und dynamiſchen Verhältniſſe beſitzen. Die Töne ergeben bloße Tonanſchauung; aber dieſe wird zum Spiegelbild anderartiger Anſchauungen von gleichen Verhältniſſen der Theile zu einander; Wallen und Wogen, Anwachſen und Hinſchwinden, Eilen und Zögern ſind die gleichen Vorſtellungen die in uns erzeugt werden, ob ſie aus der Bewegung von Waſſermaſſen im Waſſerfall, oder von Gemüthselementen in der Gemüthsbewegung oder von Tönen in der Muſik erzeugt werden. In Bezug auf den *Act*, der ſich in unſerer Seele ereignet, und der aus dem Verhalten der Theile desſelben zu einander ſeine individuelle Geſtalt empfängt, iſt es deshalb gleich, ob es ſich in ihm um einen Kampf phyſiſcher Kräftemaſſen und ihre Ausgleichung in der Natur, um einen dramatiſchen Conflict und

ſeine Löſung im Luſtſpiel, um eine tragiſche Schuld und die Erlöſung in der Tragödie, oder endlich um eine Diſſonanz und ihre Auflöſung in der Muſik handelt. Der pſychiſche Vorgang iſt hier überall inſofern der gleiche, als das Verhalten der Theile zu einander, welches die Form des Proceſſes ausmacht, dasſelbe iſt.

Der weitere Erfolg aber für unſer inneres Leben, welcher ſich an dieſen Apperceptionsproceß anſchließt, iſt nun dieſer. Die Tonanſchauungen gleiten nicht als bloße, gleichſam paſſive Bilder auf der Spiegelfläche der Seele vorüber; ſie ſind nicht gleichgiltige, gleichſam theoretiſche Vorgänge; ſondern die Seele oder das Gemüth (oder wie man ſonſt das Subject unſeres Daſeins nennen mag) wird von denſelben ergriffen, in einen neuen, eigenen ſpecifiſchen Zuſtand verſetzt. Dieſe Zuſtände nun bezeichnet man in wie fern ſie ſich auf einzelne Gruppen unſerer Inhaltsvorſtellungen beziehen als *Gefühle*, in wie fern ſie aber aus der momentanen Geſammtthätigkeit der Seele ſich ergeben, als *Stimmungen*. Aus den erklingenden und vernommenen Tonreihen alſo entſtehen *Tonanſchauungen* und dieſe erzeugen *Seelenſtimmungen*; unſer Gemüth wird heiter oder trübe, froh oder gedrückt, ſchmelzend oder ſpannend, beſänftigt oder erregt u. ſ. w.

Dieſe Wirkung der Muſik iſt offenbar ganz verſchieden von jener erſten, und wir können ſie als *pathetiſche* bezeichnen, während jene die *äſthetiſche* war. Tonverhältniſſe erzeugen äſthetiſche Gefühle, Tonanſchauungen erzeugen pathetiſche Stimmungen in der Seele. Unter der Vermiſchung dieſer beiden Wirkungen hat die wiſſenſchaftliche Aeſthetik der Muſik ebenſo gelitten, wie die praktiſche der Muſikauffaſſung

und weiterhin des muſikaliſchen Geſchmacks darunter leidet. Dies um ſo mehr, weil die pathetiſche Wirkung ſowohl im Vergleich mit der muſikaliſch-äſthetiſchen, als im Vergleich mit derjenigen, welche in anderen Künſten hervortritt, außerordentlich ſtark iſt.

Wenige Accorde, ja einzelne Klänge von gewiſſen Klangfarben reichen oft hin, die mächtigſten Gemüthsbewegungen zu erzeugen; wer hat nicht die wunderbaren Wirkungen des bloßen Kuhreigens, eines Glockengeläuts, eines Waldhorns, eines Jodlers oder der ſchlichteſten Weiſe eines Volksliedes an ſich erfahren? Dieſe Wirkung beſteht ſicherlich nicht in der Anſchauung der Tonſchönheit, ſondern in der Erregung gewiſſer Seelenſtimmungen, theils auf dem Grunde rein phyſiologiſcher Einflüſſe, theils durch die Mitwirkung von allerlei Erinnerungen, die ſich daran knüpfen. Die Macht des rein nervöſen Eindrucks, oder die Gewalt der unmittelbaren Empfindung iſt beim muſikaliſchen Ton ſo viel größer als bei den andern Sinneswahrnehmungen. Der Blick mit welchem eine Statue, ein Gemälde uns anſehen, iſt ruhig, ſanft, kalt und beſcheiden im Vergleich zu dem Ton mit dem eine Melodie uns anruft, welcher vielmehr warm, energiſch und andringlich iſt. Eine der deutlichſten Offenbarungen dieſer Verſchiedenheit beſteht darin, daß ſchon eine kurze Tonfolge uns ergreifen und aufregen kann, während ein ähnlich kleiner Theil eines plaſtiſchen Kunſtwerks, ein kleiner Torſo eines Bildwerks oder Gemäldes vielleicht unſere Phantaſie oder unſere Bewunderung erregen, aber unſere Nerven niemals erſchüttern wird. Dagegen kann eine Orgel, eine Geige, eine menſchliche Stimme mit wenigen Accorden und ſofort mit dieſen ganz allein uns überrieſeln und Mark und Bein erſchüttern. Vielleicht iſt der Conſenſualismus des Gehörnerven mit denen der Haut, des

ſympathiſchen oder des ganzen Nervenſyſtems ſo viel ſtärker als beim Geſichtsnerven; ich kenne einen Mann, der nicht übermäßig und namentlich durchaus nicht krankhaft reizbar iſt, aber dennoch eindringliche Töne — nach ſeiner naiven Erfahrung — eben ſo ſchnell in den Augen wie mit den Ohren wahrnimmt, während ſtarke Tonmaſſen ihm mit kräftigem Druck auf ſeinen Bruſtkaſten einzudringen ſcheinen. Der Phyſiologie fällt die Aufgabe zu, dieſen Unterſchied der Sinnesnerven genauer darzuſtellen und zu erklären, und mir iſt nicht erinnerlich, ob ſie derſelben in der eben angedeuteten Richtung ſchon nahe getreten iſt. Meinerſeits will ich nur den Antheil hervorheben, den mir die pſychologiſche Verſchiedenheit an dem Phänomen zu haben ſcheint. Man mag es nun bloß als Thatſache faſſen, oder in ihr ſchon die Erklärung finden — ich will nicht darüber ſtreiten; — der Unterſchied der hier auftritt iſt jedenfalls dieſer: bei den übrigen ſinnlichen Wahrnehmungen ſchreitet unſere innere Thätigkeit ſofort von den bloßen Empfindungen zu der Auffaſſung der Dinge oder Ereigniſſe, welche uns durch die Empfindung dargeboten werden, fort; bei Farben und Linien, bei Druck und Stoß, ſelbſt bei Geruch und Geſchmack die auf uns eindringen, iſt ſofort die Frage wach: was iſt es für ein Ding oder Ereigniß, das da vorhanden iſt. Bei den Tönen aber iſt es die Empfindung ſelbſt, die uns ergreift und bei der wir zunächſt verharren; nicht ein Etwas, was jenſeits der Empfindung iſt, nicht eine Sache, eine Perſon, ein Ereigniß ſuchen wir als den Inhalt unſerer Wahrnehmung, ſondern die Töne ſelbſt, die uns erſchüttern, aufregen, beſeligen, ſind ein genügender Inhalt, der uns beſchäftigt. Vollends die menſchliche Stimme übt ſchon allein durch den Ton einen Reiz aus, der ſo ſtark und eigen und unergründlich iſt, daß man ihn gern als zauber-

haft bezeichnet. Wie oft haben die Dichter — mit Erfolg und mit Recht — als poetiſches Motiv die hinreißende Gewalt verwerthet, welche ein liebevolles oder liebenswerthes Weib über den Hörer ausübt, wenn ſie ihre Seele in genial geſetzten Tönen ausſtrömen läßt; wie oft wird da der Text und Alles über die Töne vergeſſen.*) Jetzt aber, meine ich, verſtehen wir den weitern Unterſchied wohl, daß dies nicht beim Gehör überhaupt, ſondern lediglich den muſikaliſchen Tönen gegenüber ſich ereignet. Beim Sprachlaut eilen wir mit unſerer Seelenthätigkeit ſofort von der bloßen Lautempfindung hinüber zu der Vorſtellung des Wortes und ſeiner Bedeutung; es iſt als ob wir gar nicht einen ſinnlichen Laut ſondern ſofort einen geiſtigen Gedanken aufnehmen; die Modificationen des Tones im Worte, die ja gelegentlich ſo viel für ſich ſelbſt neben der Inhaltsvorſtellung bedeuten können, verſchwinden im Allgemeinen mit der eingetretenen Empfindung und geben im Bewußtſein nur dem Gedanken des Wortes Raum; in der Seele des Sprechers und Hörers verdrängt die Wortvorſtellung als der *eigentliche* und *wirkliche* Inhalt und Zweck der Laut-Empfindung dieſe ſelbſt, ſo bald ſie als Mittel ihre Schuldigkeit gethan. Auch wenn wir einen anderen Schall, Ton, Laut in der Natur vernehmen, eilt unſer Bewußtſein über die bloße Empfindung zu der Frage: *was* da ſchallt, was tönt und was lautet? Der muſikaliſche Ton aber wirkt auf uns als er ſelbſt; nicht von wannen er kommt, nicht von wem oder was er kommt, nicht was er außer der Ton-

*) Schon das Alterthum kannte den beſtrickenden Zauber weiblichen Sanges ſehr wohl; und die gegen die Gluth der Sinnlichkeit ankämpfende Keuſchheit talmudiſcher Sittenlehre verbietet deshalb dem Weib, ihren Geſang vor Männern hören zu laſſen; ſie ſehen in der Stimme des Weibes eine Art ſeeliſcher Enthüllung, welche die Scheu und Scham verletzt, mit welcher die Empfindung des Weibes ſich in ſeine Seele zurückziehen ſoll.

empfindung bedeutet, feſſelt oder beſchäftigt unſere Seele, ſondern die nervöſe und ſeeliſche Erſchütterung allein iſt der unmittelbare Inhalt und hat die unmittelbare Wirkung auf unſer Gemüth. Von dieſer Seite betrachtet, iſt Muſik die ſinnlichſte, oder beſſer die nervöſeſte aller Künſte.*) — Es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß ſelbſt bei ausgeführter kunſtvoller Muſik die Wirkung derſelben auf den Laien vorwiegend eine ſolche elementare ſein wird; nur daß die größeren Tonreihen und ſchöneren Tonformen ſchon durch die bloße geordnete Anſammlung der elementar erregten Stimmungen eine, nicht immer größere, aber ſtets edlere und reinere Wirkung ausüben. Für den Muſikverſtändigen und theilweiſe auch für den Laien kommt dann die geiſtige Freude an der Tonanſchauung als ſolcher noch hinzu; die inneren muſikaliſchen Beziehungen der Compoſition, ihre melodiſchen und harmoniſchen Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, mit Einem Worte der muſikaliſch-geiſtige Gehalt gewährt ihm einen freien und lichtvollen Genuß an der reinen Anſchauung der Töne. Allein jene elementare Wirkung der Muſik iſt gewiß auch bei Fachmännern immer noch ſehr bedeutend, und dieſe geiſtige oder künſtleriſche bei den allermeiſten Laien gewiß nur ſehr gering. Sollte die Anſchauung des Schönen in den Tonverhältniſſen die weſentliche Wirkung der Muſik ausmachen, ſo würden Laien, bei ihrem durchaus mangelhaften Einblick in dieſelbe, niemals eine ſo deutliche und entſchiedene Wirkung an ſich erfahren können. Wenn „nur Derjenige, welcher die unvergeßliche, beſtimmte Anſchauung eben dieſes Tonſtücks mit ſich nimmt, es gehört und genoſſen“

*) Für die vergleichende Kunſtgeſchichte ergeben ſich daraus manche Eigenheiten der Muſik und der Muſiker ſowohl in perſönlicher, als in völkerpſychologiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht.

hätte: wie Viele von einem ganzen Concertpublikum hätten es dann gehört?

Und vergleichen wir die Musik etwa mit den plastischen Künsten, so werden wir schnell finden, daß jene viel mehr als diese Stimmungen erzeugt, während diese vorwiegend einzelne Gefühle erwecken. Beide, Gefühle und Stimmungen, sind, wie schon angedeutet, Zustände der Seele während einer gewissen inhaltlichen Thätigkeit, also während der Bildung von Anschauungen, Vorstellungen, Begriffen, Neigungen und Willensacten. Aber Stimmungen sind zwar starke, als solche bestimmte, aber allgemeine, gleichsam das Ganze der Seele treffende Gefühle, sind einzelne auf bestimmten Inhalt individuell sich beziehende Zustände. Das Gefühl der Lust an irgend einem Gegenstand ist durchaus verschieden von einer heiteren Stimmung, von der allgemeinen Freudigkeit der Seele. Eine heitere Stimmung verhält sich zu einzelnen Lustgefühlen etwa wie allgemeines Wachsein, Helligkeit und Energie des Bewußtseins zu einzelnen klaren und energischen Vorstellungen. Nur, daß die Stimmungen viel mannigfaltiger sind als Beschaffenheiten und Grade des Bewußtseins. Die plastischen Künste nun erregen neben den bestimmt ausgeprägten Anschauungen der gegebenen Objecte vielfach einzelne Gefühle; in der Musik tritt die Bestimmtheit der Anschauungen — welche ohnehin des über die bloßen Töne hinausgehenden Inhaltes entbehren — und die Erregung einzelner Gefühle weit zurück hinter der Erzeugung allgemeiner, wenn auch als solche bestimmter und energischer Stimmungen. (Vergl. übrigens Bd. II S. 262f.) Sind wir nun mit der Wirkung der Musik zu Ende? Durchaus nicht.

Das nächſte was das pſychologiſche Schauſpiel der inneren Vorgänge der Muſik uns darbietet, iſt dieſes: die akuſtiſchen Gebilde und Bewegungen werden für unſer Bewußtſein und unſer Gemüth zu Symbolen plaſtiſcher Gebilde und geiſtiger Bewegungen. Dies bedarf der näheren Erläuterung. Fragen wir von Neuem, welchen Inhalt bietet uns die Muſik? Wir haben wiederholt die Meinung ausgeſprochen, ſie hat keinen anderen Inhalt als die Tongebilde ſelbſt. Vergleichen wir ſie mit den plaſtiſchen Künſten. Hier ſehen wir in farbigen Umriſſen ein optiſches Gebilde in einfachen oder bunten Farben mit oder ohne körperliche Erfüllung. Allein dieſes Bild hat einen Inhalt, es ſtellt etwas dar, Dinge oder Ereigniſſe. In dieſen Linien zeigt ſich der Kopf des Appollo, ein Löwe, ein Baum; ein Kampf, ein Gewitter. Die plaſtiſchen Künſte zeigen uns ein Gebilde, aber dieſes Gebilde iſt ein vor und außerhalb der Kunſt ſchon vorhandener Gegenſtand. Die Muſik aber ſtellt keine Gegenſtände dar und keine Ereigniſſe. Aber wie? beſinnen wir uns doch genauer! Die plaſtiſchen Künſte entnehmen ihren Gegenſtand aus der Natur; aber dieſe Gegenſtände der Natur ſelbſt, ſie ſind doch auch nur optiſche Gebilde; ſie ſind doch auch nur aus Elementen in beſtimmten Formen, nach gewiſſen Verhältniſſen zuſammengeſetzt. Alles dies gilt doch nun auch von den Tongebilden. Nicht nach der Natur, ſondern aus der freien Schöpfung des Menſchen, ſind ſie doch Gebilde mit Formen und Verhältniſſen. Wo liegt der Unterſchied? darin! Die Dinge der Natur ſind ſinnliche Erſcheinungen, welche nicht bloß Formen und formale Beziehungen der Theile auf einander enthalten, ſondern welche phyſikaliſche, chemiſche, phyſiologiſche, pſychologiſche Proceſſe vollziehen, darin einer Geſetzmäßigkeit unterliegen, Energieen, Beziehungen der Nützlichkeit, der Zweckmäßigkeit und der Sittlichkeit für

einander enthalten; neben ihrer bloßen Geſtalt bilden ſie ein Syſtem von Kräften und Actionen und ihre wahre und eigentliche Bedeutung liegt nicht in der bloßen Geſtalt, ſondern in den Functionen, welche ſie (in Uebereinſtimmung mit ihrer Geſtalt) vollbringen, in dem Einfluß, welchen ſie auf andere Dinge üben und von ihnen empfangen. Die wirkliche Welt iſt eine wirkſame Welt voll Energie und Leben. Ihr gegenüber ſteht nun die Welt der Töne; rein morphologiſch betrachtet, ſtellt ſie auch eine Mannigfaltigkeit von Gebilden dar. Aber dieſe Welt von Gebilden hat in jener Welt der Wirklichkeit Nichts zu thun und von ihr nicht zu leiden. Die Welt der Töne iſt iſolirt; ſie werden gebildet und verſchwinden; Töne erklingen: damit entſtehen und vergehen ſie; ſie ſind nur akuſtiſche Proceſſe und Nichts weiter. Die plaſtiſchen Werke der Kunſt ſtellen die der Natur dar; ihre Bedeutung liegt darin, daß ſie die Natur abbilden. Die Dinge der Natur aber ſind nicht bloß plaſtiſche Formen, ſondern wirkliche und wirkſame Weſen. Ein lebendiges Weſen zeigt nicht bloß die Formen des Lebens, ſondern hat und iſt das Leben ſelbſt in ſeiner beſtimmten Geſtalt, und die Kunſt ſtellt das Leben dar, indem ſie die Geſtalt abbildet. Die Muſik aber zeigt uns nichts Anderes als plaſtiſch-akuſtiſche Gebilde, welche nichts Anderes ſind und nichts Anderes bedeuten, als ſie ſelbſt; Nichts als muſikaliſche Tonreihen mit muſikaliſchen Verhältniſſen und Bewegungen. Zweierlei haben wir freilich auch an ihnen ſchon als wirkſam erkannt; einmal erregen ſie, wegen ihrer bloßen Form gleich den künſtlichen oder den natürlichen Gegenſtänden anderer Art, äſthetiſche Gefühle und äſthetiſches Urtheil; ſodann erwecken ſie, von einer menſchlichen Seele vernommen, gewiſſe Stimmungen, ebenſo ſehr und noch mehr als dies durch die Wahrnehmung anderer künſtlicher oder

natürlicher Weſen geſchieht. Dazu nun tritt jetzt das Dritte: auch die muſikaliſchen Gebilde wirken kraft ihrer Aehnlichkeit mit anderen Gebilden (durch den Proceß einer ſymboliſchen Apperception jener durch dieſe) auf die menſchliche Seele in ähnlicher Art, wie die Gebilde denen ſie gleichen; das heißt, die Tongebilde, wenn ſie einem menſchlichen Ohre erklingen, werden aufgefaßt wie anſchaulich geſtaltete, oder wie lebendige, energiſche und ethiſche Weſen und Vorgänge. So wie wir in einem Gemälde nicht bloß das Abbild des Bildes, der Geſtalt eines Menſchen ſondern eben den Menſchen, nicht bloß die Form des Lebendigen, ſondern das Leben ſelbſt dargeſtellt ſehen: ſo erſcheinen uns auch die akuſtiſchen Gebilde nicht bloß als Tonformen, ſondern als die Weſenheiten und Energieen, deren Vorſtellung durch ſie vermöge ihrer Aehnlichkeit in unſerem Bewußtſein hervortreten. Dieſelbe Wirkung aber tritt, ja noch ſicherer und energiſcher tritt ſie dann ein, wenn anſtatt einer Aehnlichkeit mit der Sache eine Aehnlichkeit ihres Eindrucks auf uns ſtattfindet, alſo wenn durch die Töne unmittelbar Gemüthsbewegungen in uns erzeugt werden, welche denen gleich ſind, die andere Dinge oder Ereigniſſe in uns hervorbringen. Das nun iſt's, was ich die „ſymboliſche Apperception" genannt habe.*)

Die ſymboliſche Apperception, ob ſie gleich ein geſetzmäßiger pſychologiſcher Proceß iſt, iſt noch mehr als jede andere abhängig von der Individualität der Perſönlichkeit, welche ſie vollzieht; ſowohl der Reichthum der in der Seele vorhandenen Anſchauungen überhaupt, wie die Regſamkeit derſelben als auch das Vorherrſchen beider in dieſem oder jenem

*) Schon in der erſten Auflage mit denſelben Worten; doch iſt die Erläuterung und Analyſe des Proceſſes damals nur kurz angedeutet, im vorigen Bande aber weiter geführt.

Anſchauungsgebiete (etwa des natürlichen, des geiſtigen, des moraliſchen oder des religiöſen) wird die Energie und den Umfang des Symboliſirungsproceſſes beſtimmen und demnach wird daſſelbe Muſikſtück verſchiedenen Perſonen mehr oder minder tief, lebensvoll und ergreifend erſcheinen. Ohne Widerſpruch gegen die ſich gleich bleibende pſychologiſche Geſetzmäßigkeit, vielmehr in Folge derſelben, wird Jeder aus derſelben Compoſition andere Vorgänge heraushören.

Aber eben ſo wird, trotz der ſich gleichbleibenden äſthetiſchen Geſetzmäßigkeit, welche von der Individualität natürlich unabhängig iſt, dennoch auch das rein äſthetiſche Urtheil das ſich zunächſt nur auf die Formverhältniſſe in den Tonreihen bezieht, bei verſchiedenen Perſonen zuweilen ein verſchiedenes ſein. Dann nämlich, wenn die ſymboliſche Auffaſſung der Töne überwiegt, wenn dieſe ſich gleichſam an die Stelle der Tonreihe ſelbſt ſetzt, dann wird ſich eine gewiſſe, aller Phantaſie eigene, Ungebundenheit geltend machen und die Formverhältniſſe der ſymboliſchen Anſchauungen, welche nunmehr dem äſthetiſchen Urtheil unterliegen, werden häufig andere ſein, als die der Töne ſelbſt. Denn das äſthetiſche Urtheil ergeht und das äſthetiſche Gefühl wird erregt nicht bloß durch die objectiven Tonverhältniſſe, ſondern zugleich (einſtimmend und widerſtrebend) durch diejenigen Verhältniſſe, welche in ihrer ſubjectiven Widerſpiegelung, alſo in den pſychiſchen Elementen ſich finden; das heißt alſo, auch die inneren Erfolge der ſymboliſchen Apperception werden Anlaß und Gegenſtand des äſthetiſchen Urtheils.

Desgleichen aber richten ſich auch die Stimmungen, welche wir als die weſentlichſte Wirkung der Töne erkannt haben, nicht allein nach den Tönen die wir hören, ſondern ebenſo

nach den ſubjectiven Apperceptionen, mit denen wir ihre Wahrnehmung ergänzen.

Dies folgt ſchon aus dem einfachen pſychologiſchen Geſetz, daß jede Stimmung Erfolg der Geſammtheit aller gegenwärtigen bewußten und unbewußten Vorgänge in der Seele iſt. Die über den bloßen abſtracten Inhalt des Tones hinausgehenden, durch die Symbolik concret und inhaltsvoll (obgleich unbeſtimmt inhaltsvoll) gewordenen Vorſtellungen gehören zu den weſentlichen Urſachen der gegebenen Stimmung. Die quantitativen und qualitativen Verhältniſſe auch der an ſich gleichgiltigen Töne erlangen einen perſönlichen Werth durch die ſubjective, gleichſam ſchöpferiſche Thätigkeit, die wir an ihnen vollziehen, und von dieſen anhaftenden Werthen wird die Stimmung, welche die Töne ſelbſt hervorrufen, gekräftigt, beflügelt und vertieft.*) Schon das reine äſthetiſche Urtheil über die bloßen Tonverhältniſſe an ſich, weil es ſich auf die ſubjective zuſammenfaſſende Thätigkeit unſerer Seele gründet, hebt ihren Charakter als gleichgiltige Objecte auf; das Maß unſerer ſubjectiven Thätigkeit wird zum Maße des Werthes das wir den Objecten derſelben unwillkürlich beilegen. Mit Unrecht alſo wird (beſonders von Viſcher) gegen die formaliſtiſche Theorie immer wieder hervorgehoben, daß die Töne ihr ein an ſich werthloſes Object ſeien; aus der perſönlichen Thätigkeit bei der Auffaſſung ergibt ſich derjenige Werth, welcher, wenn irgend einer, ein wirklicher Werth iſt. Es darf aber auf der anderen Seite nicht geleugnet werden, daß ſich die

*) Unſere eigene Zuthat, grade weil ſie unſere eigene iſt, übt eine ganz beſonders erregende Gewalt auf unſeren inneren Zuſtand aus. Für die Ergriffenheit unſerer Seele, für Gefühl und Stimmung, alſo überhaupt für die ſubjectiv-perſönliche Beziehung zu ihrem Inhalt iſt die Apperception wichtiger als die Perception. Wir haben dieſelbe Thatſache auch im Proceß der Sprachbildung hervortreten ſehen. Vgl. 2. Bd. S. 144 f.

Art und das Maß dieſes Werthes erhöht, nach der Art und dem Maße eben der Thätigkeit, die das Object in uns erregt. Tritt alſo zu dem Acte der reinen Wahrnehmung noch der der ſymboliſchen Phantaſie hinzu, ſo wird auch beides, das äſthetiſche Urtheil über das Object und die pſychiſche Stimmung durch daſſelbe energiſcher, reicher und werthvoller werden.*)

Man wendet dieſe Symbolik an zur Deutung ſowohl ganzer Kunſtrichtungen, zur Charakteriſtik einzelner Meiſter, dann auch einzelner Kunſtwerke und in dieſen wiederum einzelner Theile. Dieſe Melodie, dieſen Rhythmus kennzeichnen wir durch irgend eine ſolche Gleichung. So ſpricht man überhaupt von dem Aufbau eines Tonwerks, bezeichnet aber Webers Muſe als

*) Mit kühner Entſchiedenheit hat Hanslick das Gleichniß hingeworfen, die Schönheit in der Muſik ſei wie die der Arabeske; dieſe biete unſerem Auge und unſerem Geiſte geſchwungene Linien und nichts weiter. Wenn nun Viſcher dagegen fordert, was ſchön ſein ſolle, müſſe uns angehen: ſo kann man dagegen fragen, ob uns denn die Schönheit nichts angeht? Was heißt denn dies, daß eine Sache mich angeht? Doch dies, daß in ihr irgend eine Zweckmäßigkeit vorhanden iſt, die ſich auf meine Perſon oder auf irgend ein denkendes und fühlendes Weſen (unmittelbar oder mittelbar) bezieht. Nun die Schönheit wäre wohl des Zweckes genug, Intereſſes genug, wodurch die Töne mich angehen. Ueber die Frage alſo, ob die Töne mich angehen, weil ſie ſchön ſind, oder ſchön ſind, weil ſie mich angehen, ſollte wohl kein Streit ſein. Ferner iſt bekanntlich darüber kein Streit, daß die muſikaliſchen Tonreihen gewiſſe Stimmungen erwecken, alſo auch wegen dieſer uns gar ſehr angehen. Endlich aber muß auch Hanslick, von jeder muſikaliſchen Theorie, die man daraus ableiten mag, abgeſehen, die reine Thatſache zugeſtehen, daß die Tonreihen durch unſeren Apperceptionsproceß von analogiſchen Vorſtellungen und Gefühlen begleitet werden, und daß ſie dadurch einen geiſtigen Gehalt gewinnen, welcher zwar ſchlechterdings nicht in ihnen liegt, aber von dem Hörer nach pſychologiſcher Geſetzmäßigkeit nothwendig in ſie gelegt wird. Sehen wir doch auch in der Arabeske zwar nur Linien, aber nothwendig begleiten wir ihren Lauf mit appercipirenden Gedanken, welche ihnen neben der bloßen Schönheit oder Unſchönheit, neben Symmetrie und Rhythmus oder chaotiſchem Belieben, zugleich Vornehmheit und Energie oder Plattheit und Schlaffheit, Reichthum und Größe oder Leerheit und Dürftigkeit, Originalität oder Gewöhnlichkeit in ihren Windungen u. dergl. m. zuſchreiben.

„keine architektoniſche, auch keine plaſtiſche, ſondern vielmehr maleriſche.“ Schubert ſei „keine architektoniſch befähigte Natur.“ Vom „Poetiſchen“ in der Muſik ſpricht man allgemein; aber nicht nur die Gattungen derſelben, die mehr lyriſche oder epiſche oder dramatiſche Natur hebt man hervor, ſodann alle möglichen Individuationen derſelben werden übertragen; Anmuth, Sanftmuth und Schwermuth, Reiz und Rührung, Tiefſinn und Hochſinn, Plattheit und Pedanterie, Adel und Vornehmheit werden der muſikaliſchen, wie der poetiſchen Compoſition zugeſchrieben. Tragik und Humor, Elegie und Harlekinade, Lachen und Weinen, Jauchzen und Grämen ſollen Ausdruck und Abbild finden. Bewegung, Zeichnung, Colorit, Temperatur und Seele wird den Tönen in allen Variationen zugeſchrieben. Wie dieſe Gleichungen durcheinander laufen, erkennt man aus ſolchen Urtheilen wie eins über Webers „Aufforderung zum Tanz“: Schwung und Feuer, Brillanz und Grazie, Schmelz und Innigkeit, Coquetterie und Leidenſchaft athmen in jenen Rhythmen, die uns ein „ganzes kleines Drama ohne Worte vorführen.“ Wahrheit, Größe, Tiefe und Kühnheit des Ausdrucks; Erregung der Empfindung, des Gefühls, Läuterung des Sinnes und der Geſinnung, aber auch Anregung der Phantaſie wird an muſikaliſchen Werken gerühmt; von Schubert ſagt Liſzt, daß „aus dem kleinſten Lied oft eine Miniaturoper wird, voll tragiſcher und dramatiſcher Paſſion.“ Farbenpracht, Feiergepränge, düſtere und heitere, ſchroffe und harmoniſche Beleuchtung werden in den Tönen *geſehen*; ſüßer Wohllaut, rhythmiſche Grazie, melodiſcher Reiz, Deklamation, Geſang, Poeſie werden in den (inſtrumentalen) Tönen *gehört*; Wahrheit, Ernſt und Tiefe; Empfindungen, Gefühle, Gedanken, Begegnungen und Lebenszuſtände werden in ihnen „gedacht“.

Dieſe ganze muſikaliſch-ſymboliſche Denk- und Redeweiſe iſt zuſammengedrängt und doch wiederum als beſondere Eigenheit desſelben gleichſam verdoppelt in dem Urtheil über Schumann, das ſich, aus guten Quellen geſchöpft, bei La Mara findet: als des Meiſters eigene Weiſe rühmt man, „in ſeinem Schaffen einen ſymboliſchen Ausdruck zu finden für irgend ein poetiſches oder wirkliches Erlebniß, das ihn eben erfüllt. Aus der alten abſolut-muſikaliſchen Sphäre tritt er in eine poetiſch-muſikaliſche — eine Richtung, die für die geſammte romantiſche Schule charakteriſtiſch iſt. Er zieht die äußeren anregenden Objecte mit hinein in ſeine künſtleriſche Darſtellung und regt ſo nicht allein den empfindenden, ſondern auch den denkenden Menſchen an; wie Liſzt ihn ſelbſt ja als „den Tonſetzer dieſer Epoche bezeichnet, der am meiſten Muſik denkt.“ Die Kunſt, in Tönen zu charakteriſiren und zu individualiſiren war ihm von je geläufig und mit Vorliebe pflegte er — ſchon von Kindheit auf — namentlich in ſeinen Pianofortecompoſitionen die muſikaliſche Porträt- und Genremalerei, in der er eine ganz unvergleichliche Virtuoſität an den Tag legt. — Es ſei hier nur beiſpielsweiſe an die Porträtſkizzen Chopins im Carneval, an die die Ueberſchrift „Mendelsſohn“ tragende „Erinnerung“ im Jugendalbum, an „Vogel als Prophet“ in den Waldſcenen ꝛc. erinnert. Dabei tummelt ſich ſein feiner Humor in voller Freiheit. Schumann gefällt ſich in einer myſtiſchen Symbolik, er gibt uns gerne Räthſel auf. Zuweilen deutet er durch eine kurze Ueberſchrift, einen Vers u. dgl. die poetiſche Grundlage an, ſich hiermit praktiſch den Anhängern der ſogenannten Programmmuſik anſchließend; zu anderen Malen überläßt er es uns ſelber, dem rothen Faden auf die Spur zu kommen, der das Geheimniß lichtet. Je weiter wir dem Lebens- und Schaffensdrange des Meiſters folgen, deſto unab-

weislicher drängt ſich uns die Erkenntniß auf, daß das Einzelwerk bei ihm weniger aus dem Bedürfniß entſprang, den Gegenſtand ſelbſt zu formen und zu ſchildern, als um der Gelegenheit willen, die es ihm bietet, den ihm innewohnenden Gefühlen und Gedanken durch den behandelten Stoff Ausdruck zu verleihen. Und ſo ſcheint es, als ſei der Schlüſſel zum Verſtändniß der Werke Schumanns darin zu finden, daß wir in ihnen mehr das Subject als das Object, mehr den Schöpfer und Urheber als das Geſchaffene ſuchen, wenn, wie dies zuweilen geſchieht, ſich die Schönheit des letzteren unſerem Blick entziehen will und das Eindringen in ſeine Tiefen uns erſchwert ſcheint.

Darauf, ob wir ſpeciell dieſem Urtheil über Schumann beiſtimmen, kommt es natürlich für unſeren Gedankengang durchaus nicht an; nur das vielſeitige Weſen der Symbolik konnte und ſollte uns daran deutlicher werden. Wenn uns aber dasſelbe ſehr Vieles und nicht eben Leichtes, aber deſto mehr Fragwürdiges zu denken gibt, ſo will ich mit einem anderen Urtheil die Erläuterung abſchließen, welches, gedrungen und eindringlich, beides zeigt: wie weitgehend dieſe Symbolik iſt, aber auch wie ſie in innigſter Verbindung mit der einfachen äſthetiſchen Beurtheilung der gegebenen Tonverhältniſſe ſich befinden kann.

Gumprecht über das Quintett A-Dur von Kiel ſagt: „Mit edler Klarheit und Durchſichtigkeit des Klangweſens und der formellen Geſtaltung, kurz mit vollendeter Beherrſchung des Techniſchen verbindet das Werk eine in unſeren Tagen äußerſt ſeltene Milde und Heiterkeit des Stimmungsgehaltes. Vom verzweifelten Sturm und Drang, dem Hangen und Bangen in ſchwebender Pein, dem fried- und freudloſen Hin und Her zwiſchen den Extremen der Empfindung, von allen

dieſen zur muſikaliſchen Signatur der Gegenwart gehörigen Dingen gewahrt man hier nirgends auch nur die leiſeſte Spur. Wir vernehmen eine Tonſprache, die immer gewählt, nie geſucht iſt, die es ebenſo wenig mit phraſenhafter Gemeinplätzlichkeit wie mit paradoxem Weſen hält, der ein warmes Herz in der Bruſt ſchlägt, über welches aber die Leidenſchaft keine Gewalt hat. Das Pathos iſt ihr ebenſo fremd wie ſeine Kehrſeite, die weibliche Gefühlsſeligkeit. Als den Grundcharakter des Ausdrucks möchten wir jene Sophroſyne bezeichnen, welche den Alten für die höchſte Tugend des Weiſen galt. Bald werden ernſtere, nachdenklichere, bald flottere, freudigere Töne angeſchlagen, aber das innere Gleichgewicht bleibt überall gewahrt. Durch ſeine Vielſätzigkeit gemahnt das Quintett an die Serenade, mit deren tändelnder Spielſeligkeit und galanten Neigungen es jedoch nichts gemein hat. Das Ganze trägt den Stempel einer dem Idealen zugewandten, beſchaulich in ſich gekehrten Künſtlernatur."

Nur an einem Beiſpiel einer einzelnen ſymboliſchen Vorſtellung will ich nun auch die Bedeutung derſelben erläutern und begrenzen. Wo der vergleichende Punkt in der äußeren Beſchaffenheit, etwa in der Art und dem Tempo der Bewegung liegt, wie bei der Grandezza, beim Rauſchen, Wogen, Stürmen der Tonmaſſen, iſt die Sache an ſich klar; genauer aber müſſen *ſinnliche* Analogieen geprüft werden, welche dennoch nur auf einen *inneren*, ſeeliſchen Vergleichungspunkt gegründet ſind. Im alltäglichen Geſpräch, in der Dichtung und nicht am wenigſten in der Muſik bedient man ſich mit Vorliebe der Bezeichnung des „Süßen". Man ſagt von einer Melodie, ſie ſei ſüß; mit Recht und ebenſo wie man ſagt: Dieſe ganze Geſtalt eines Kindes, dieſe Augen oder dieſe wohlgeformten Augenbrauen, jene ſchön geſchwungenen Lippen ſind ſüß.

Man darf aber deshalb nicht glauben, „süß“ sei von Haus aus eine allgemeine Anschauung, welche in verschiedenen Sinnessphären auf gleiche Weise gewonnen wäre; süß habe also hier überall gleiche und namentlich auch dieselbe Bedeutung wie bei der Süßigkeit des Zuckers, welche gleichsam nur zufällig die primäre Anwendung wäre.

Die Sache verhält sich vielmehr so: aus jener ganz bestimmten specifischen Empfindung des Geschmacks ist süß in der That eine allgemeine Vorstellung geworden; süß ist die Vorstellung dieser sinnlichen Wahrnehmung. In dem Worte und der Vorstellung süß ist aber von der sinnlichen Empfindung nur die besondere eigenartige Beziehung des Subjects zu dem wahrgenommenen Gegenstande appercipirt; Süßigkeit ist nur das persönliche sinnliche und geistige Verhalten zum süßen Object. Eben deshalb kann dieselbe auch auf andere Gegenstände als solche des Geschmackes angewendet werden. Mit demselben Recht, aber nicht mit derselben Bestimmtheit. Denn die im Object gegebene Ursache für unser persönliches Verhalten zu ihm ist eine durchaus verschiedene; dort beim Zucker etwa ist es ein einfacher sinnlicher Reiz, hier, schon wenn wir ein paar Augen süß nennen, ist es nicht ein einfacher sinnlicher Reiz, sondern allerlei Beziehung auf die Seele, die aus ihnen herausschaut; in den Brauen und Lippen sind es ästhetische Verhältnisse und noch Mancherlei, aus sinnlichen und seelischen Elementen complicirte Anziehungen; vollends bei einer Melodie werden es vielleicht schon einzelne angenehme Tonempfindungen, wesentlich aber die Tonverhältnisse und ihre melodiöse und rhythmische Gestaltung sein, die das Süße ausmachen. Ein einfacher süßer Ton, eine süße Farbe (etwa eine Blume) würden eine nahezu vollständige Analogie mit dem süßen Geschmack dar-

bieten, weil die einfache objective Beſchaffenheit die gleiche ſubjective Beziehung erzeugt; je mehr ſich der Gegenſtand complicirt, die Art ſeiner Beziehung auf das Subject reicher und mannigfaltiger wird, deſto mehr nimmt die Vorſtellung einen ſymboliſchen Charakter an; und in jedem gegebenen Falle wird es eine zwar dankbare aber nicht leichte Aufgabe der analytiſchen Pſychologie ſein, nachzuweiſen, worin es liegt, daß wir dem angenehmen Eindruck grade dieſen Charakter des Süßen beilegen. —

Es iſt bekannt genug, daß wir einer gleichen ſymboliſchen Auffaſſung gegebener Erſcheinungen auch ſonſt — außerhalb der Muſik — oft begegnen. Namentlich gilt dies von unſerer dadurch poetiſchen Auffaſſung der Naturgebilde und Naturereigniſſe. Schon wenn wir ſagen: der Wind heult, die See raſt, der Donner grollt: — dann iſt die Vorſtellung, welche wir als ſeine Bedeutung mit dem Worte verbinden, nicht die einfache Gleichung der ſinnlichen Wahrnehmung oder der rein phyſikaliſchen Anſchauung des Elements; vielmehr ſteckt in ihr ein Plus von ſeeliſcher Art; durch unſere Apperception denken wir — wie unbeſtimmt immer — etwas von einem beſeelten, wollenden, leidenſchaftlich bewegten Weſen dabei.*) Wir konnten deshalb auch (Bd. II

*) „Wenn ich ohne alle äſthetiſche Anſchauung mir den Berg betrachte, ſo werde ich in proſaiſcher Sprache einfach die objective Thatſache ausdrücken: der Berg iſt hoch. Der der Linie nachfühlende Dichter läßt die Thatſache aus einem Proceſſe hervorgehen, er bringt die Linie ins Rinnen, indem er ſagt: der Berg erhebt ſich hoch empor; aber rein äſthetiſche Anſchauung liegt erſt vor, wenn er ſich in den Berg hineinfühlt, wenn ihm ſeine Geſtalt zum Widerſcheine eines ſeeliſchen Innern wird; dann wird er ſagen: der Berg ſtrebt mächtig in die Höhe — oder auch, wenn die Form der Begrenzung eine ſpecialiſirte menſchliche Gefühlsweiſe ausſpricht: Der Berg ſtrebt in energiſchen Linien empor.“ So Karl du Prel in ſeinen Beiträgen zu einer Philoſophie der Lyrik. Wir können nicht zugeſtehen, daß

S. 198 f.) behaupten, daß die ganze Sprache, namentlich die vorwiſſenſchaftliche, von einer mythologiſchen Naturanſchauung gänzlich durchzogen iſt. Und ſo wie wir die Naturdinge durch unſere Apperception beſeelen und wie wir umgekehrt ſeeliſche Dinge durch Naturbilder anſchaulich machen, ſo beſeelen wir auch die Töne der Muſik, erfüllen ſie mit analogem aus Natur und Geiſt ſtammendem Inhalt, und umgekehrt umkleiden wir dieſe Inhalte mit Tonbildern, ihnen ein akuſtiſch-plaſtiſches Leben gewährend.

Wahre Poeſie zeigt uns deutlich den Weg, auf welchem auch die muſikaliſchen Töne durch ihre quantitativen und dynamiſchen Verhältniſſe zu (Apperceptionen) Bildern mannigfachſten natürlichen oder ethiſchen Anſchauungsinhaltes werden können. Denn überall iſt auch die Poeſie von analogiſchem, allegoriſchem, paraboliſchem, ſymboliſchem Denken erfüllt; wir erfaſſen die Dinge und Ereigniſſe, Göttliches und Menſchliches, Ethiſches und Hiſtoriſches, indem wir ſie nicht nach ihrem eigenen Inhalt, ſondern durch andere Dinge (ſubſtantiviſch) und andere Eigenſchaften und Thätigkeiten (attributiv) uns vorſtellen. An einem einzigen hervorragenden Beiſpiel, dem „Geſang Mahomets“ von Goethe, möchte ich die Sache noch klarer machen; der Kürze und Sicherheit im Verfolgen unſeres Gedankens wegen ſetze ich denſelben hierher:

Seht den Felſenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken

eine äſthetiſche Anſchauung erſt mit dieſer Beſeelung beginnt; aber wahr iſt, daß ſie in derſelben gipfelt; und zwar deshalb, weil das äſthetiſche Urtheil ſich auf die Formverhältniſſe bezieht, aber es trifft dieſelben nicht nur in der Geſtalt der einfachen Wahrnehmung des objectiv Gegebenen, ſondern in derjenigen Geſtalt, und in all den Beziehungen, die ſie durch unſere ſymboliſche Apperception für uns angenommen haben.

Nährten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen im Gebüſch.

Jünglingfriſch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelſen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen,
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie umſchlingen,
Ihm mit Liebes-Augen ſchmeicheln;
Nach der Ebne dringt ſein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an. Nun tritt er
In die Ebne ſilberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu Deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgeſpannten Armen
Unſer wartet,
Die ſich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu faſſen;
Denn uns frißt in öder Wüſte
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unſerm Blut; ein Hügel

Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu Deinem Vater mit!

Kommt Ihr Alle! —
Und nun ſchwillt er
Herrlicher; ein ganz Geſchlechte
Trägt den Fürſten hoch empor,
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter ſeinem Fuß.

Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Cedernhäuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern; ſauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Nur mit wenigen analytiſchen Bemerkungen will ich den Leſer einladen, dieſelben auf eigene Hand fortzuſetzen. Von Zeile zu Zeile, faſt von Wort zu Wort, ſchwingt ſich der Gedanke aus einem Reiche des Daſeins in andere, um je den Vorſtellungsinhalt auf poetiſche, d. i. ſymboliſche Weiſe zu charakteriſiren. Der hiſtoriſche Held wird als ein Strom, Werden, Laufbahn und Leiſtung im Bilde desſelben gedacht. Im Anfang ein „Felſenquell“ deſſen Eigenſchaft aber wieder menſchlich, „freudehell“ —; die Art aber wie das phyſiognomiſch Innerliche des „freudehell“ angeſchaut werden ſoll: „wie mit Sternenblick“, alſo mit Erhebung ins Makrokosmiſche. Des Quelles Anfang iſt ſeine „Jugend“; zugleich zwiſchen

Klippen und über Wolken wandeln sich die Wasserkräfte; aber diese sind „gute Geister“ und führen die Phantasie also ganz aus dem Reiche des Natürlichen hinaus. Der Mensch ist der Strom; aber der Strom wieder menschlich „jünglingfrisch“; der fallende Regen tanzt aus der Wolke; der steigende Wasserdampf „jauchzt nach dem Himmel“. Die Bewegung des Wassers über bunte Kiesel wird zum knabenhaften Jagen nach denselben; die Vereinigung der Nebenbäche mit dem wachsenden Bergstrom wird ganz im seelischen Bilde gedacht: der ethisch voranleuchtende Führer reißt die „Bruderquellen“ mit sich fort u. s. w. Nur dies will ich noch hervorheben: Schritt für Schritt wird das Natürliche zum Bilde des Menschlichen, aber das Menschliche selbst wird ganz und gar im Bilde des Natürlichen angeschaut; die Anziehungen der Jugend sind die Blumen für den Waldbach, aber die Blumen „umschlingen nicht bloß seine Kniee“ — sondern sie „schmeicheln ihm mit Liebesaugen“. So wird von Stufe zu Stufe das Gebäude der Phantasie übereinander aufgebaut. Dabei wird nun bald die eigene Natur dessen, was im Innersten gemeint ist, das appercipirte Object, bald die Natur des bildlichen Vergleiches, der appercipirenden Vorstellung zur Geltung gebracht und zum Motiv der Weiterführung des Gedankens benützt. —

Und jetzt denke man sich zu diesem Gedichte Goethes eine zutreffend charakteristische Melodie. Die einzelnen Accorde, Absätze, können keine bestimmten Vorstellungen darstellen; aber sie können als dynamische Vorgänge Abbilder (Symbole, Apperceptionen) von natürlichen Vorgängen anderer Art sein, sie können grade so gut und *genau aus demselben Grunde* wie die natürlichen Bilder des Gedichts Seelisches anschaulich machen, und sie können wiederum wie geistige

Bilder in der Dichtung das Natürliche beſeelen. Man kann, meine ich, mit aller Beſtimmtheit den Satz ausſprechen: ſo wie ſich im Goetheſchen Gedicht das durchgeführte Bild des Stromes zum Gedanken des hiſtoriſchen Helden Mahomet verhält, ſo wird ſich die Melodie zum Gedichte verhalten; ſie wird in Tönen eine poetiſch-ſymboliſche Faſſung der im Gedichte ablaufenden Gedanken ſein. Ja, man kann ſich ſehr leicht denken, daß die Melodie, wenn ſie in ihrem Aufbau, ihrem muſikaliſchen Gedankengang nicht ſowohl an das vergleichende Bild als an das verglichene Urbild, nicht an den Strom, ſondern an den hiſtoriſchen Helden ſich anſchließt, ein höheres, edleres, ſelbſt ein treueres Bild von Mahomet entwerfen kann, als das in der Dichtung enthaltene. Fließendes Waſſer oder fließende Töne, das mag an ſich gleich ſein, um ein Mittel zur Veranſchaulichung hiſtoriſcher Gedankenläufe herzugeben. Wenn aber das fließende Waſſer in Worte gefaßt, wenn es nicht als Element und mit ſeiner natürlichen Bewegung allein zum Bilde dient, ſondern mit den mannigfachen Naturvorgängen und Culturbeziehungen die dem Strom zukommen und in ſprachgeformten Gedanken hervortreten: dann wird ſich darin der Vorzug der Poeſie vor der Muſik offenbaren; dieſe dagegen indem ſie nur durch dynamiſch bewegte und äſthetiſch geordnete Formen ihres Elementes darſtellt, kann grabezu noch einen Vorſprung darin gewinnen, daß ihr Vergleichungsmittel (ihr Apperceptionselement) eben wenig von natürlichen Beziehungen erfüllt iſt und darum unmittelbarer, gleichſam auf kürzerem Wege ein Gleichniß von Ethiſchem und Hiſtoriſchem zur Anſchauung bringen kann; dadurch iſt die Muſik im Stande andere, vielleicht tiefere Analogieen zu erwecken als Sprache und Naturbild mit ihrer auch in aller Freiheit noch gefeſſelten Beſtimmtheit darbieten

können. Nun würde man zwar wenn der Text nicht dabei wäre, aus solcher Melodie niemals die bestimmten Vorstellungen der Dichtung noch auch des Helden, den diese feiert, empfangen; allein man beachte hier wohl — und das ist der Hauptgrund, weshalb ich dies Beispiel für so lehrreich halte, daß ich ihm diese Ausführung angedeihen lassen durfte — auch das Gedicht Goethes, vollkommen wie es an sich sein mag, würde niemals und Niemand ahnen lassen, daß es sich auf Mahomet bezieht, wenn die Ueberschrift es nicht verkündete. Wie wenig aber würde das Gedicht an seinem Werth und an seiner Wirkung verlieren, auch wenn wir die Ueberschrift nicht hätten! schier alle seine Vorzüge blieben dieselben; auch daß es einen Heros und zwar einen geistigen und zwar einen religiösen feiert, würde wohl außer Zweifel stehen, dieser heiße nun Mahomet oder sonstwie. Die Melodie aber würde auch diese bestimmten Vorstellungen, ohne Text, gewiß nicht erwecken; allein sie würde doch immer mit ihren eigenen Analogieen von gewaltigen und erhabenen Dingen und von einem Gange innerer Entwicklung und äußerer Machtentfaltung derselben zu uns reden können, so daß wir auf die Geschichte Mahomets und die Dichtung Goethes durchaus nicht angewiesen blieben, um von ihr ergriffen, erhoben, erleuchtet, fast möchte ich sagen, belehrt zu werden.

Die außerordentliche Wirkung der Musik nun werden wir daraus begreifen, daß ihr gegenüber eine Steigerung und gleichsam Verdoppelung jenes symbolischen Processes sich ereignet, indem wir zunächst die Tonformen wie reale, wirksame, sinnlich-concrete Wesen, und diese wiederum wie innerlich bewegte, lebendige, handelnde Personen auffassen, die gegen einander streiten, kämpfen, mit einander sich verbinden u. s. w.

In anderen Fällen wird umgekehrt der symbolisirende Proceß noch näher, unmittelbarer und deshalb wiederum energischer sein, wenn derselbe nämlich nicht auf die Analogie der objectiv gegebenen sinnlichen Form, sondern auf die der gleichen Gemüthsbewegung die erzeugt wird sich gründet (vgl. Bd. II S. 263), weil die musikalischen oder akustischen Gebilde, wie wir gesehen haben, sowohl unmittelbar als dynamische erscheinen und schon in ihren elementaren Theilen stimmungerregend wirken. Denn alle Apperception beruht auf einer Verwandtschaft entweder des aufzufassenden Objects mit anderen Erscheinungen, welche uns sonst gegeben waren, oder des von ihm empfangenen subjectiven Eindrucks mit den Eindrücken, welche andere Objecte in uns erzeugt haben.*)

*) Wie häufig die Betrachtung der objectiven Erscheinung und des subjectiven Eindrucks der Kunst noch durch einander gehen (was nach dem Obigen ja keinen Widerspruch aber eine zu wenig beachtete oder gar bearbeitete Verschiedenheit einschließt!), das zeigten mir neulich wieder einige Sätze von Louis Ehlert, welche ich hier aber nur deshalb nachfolgen lasse, weil sie in geistreicher Weise das Capitel der Symbolik von Seiten der sprachlichen Fassung derselben berühren. „Ein Kunstwerk zu beschreiben, welches der musikalischen Kunst angehört, erfordert nicht nur das Talent der Uebersetzung, sondern das größere der Umdichtung. Wenn man durch bloße Worte den Eindruck schildern will, den eine Melodie, eine Harmoniefolge, eine Tonfarbe hervorrufen, so muß man im Reich der Aequivalente gut zu Hause sein. Der echte Dichter kann freilich Alles: er braucht das zutreffende Wort und wir riechen den herbstlich ernsten Duft der Nelke, oder wir hören den zwischen Dreiklängen transatlantisch drängenden Nonenaccord. Der bloße Gelehrte, der Registrator kann dies nicht. Nun ist es klar, daß derartige Bildersprache nur an eine congeniale Natur gerichtet sein kann. Einem Bauer kann ich nicht klar machen, was helldunkel ist, wenn ich es nicht verstehe, meine Worte helldunkel zu färben. Will ich Jemandem eine Melodie beschreiben (erst war vom „Kunstwerk" — sogleich vom „Eindruck einer Melodie" und jetzt ist wieder von der „Melodie" selbst die Rede —), so muß meine Sprache diese Melodie schon halb singen. Es ist dies eine innere Form der Onomatopoetik, welche die stellvertretenden Bilder ohne sinnliche Nachahmung zu finden weiß. Wer sich jemals in solchem Reflexleben versucht hat, weiß, daß alle Erfolge auf diesem Gebiete

Jetzt nun ſehen wir, wie der Streit um den Inhalt oder Gehalt der Muſik, durch den Einblick in den wirklichen pſychologiſchen Vorgang ſich löſen wird. Selbſt der entſchiedenſte Vertreter der formaliſtiſchen Richtung, der eben ſo ſcharfſinnige wie kenntnißreiche Hanslick hatte ſich neben der ſtrengen Feſthaltung des Gedankens, daß der gegebene Inhalt eines Muſikſtückes ſchlechterdings in Nichts anderem, als in den Tonreihen mit ihren Formen und Verhältniſſen beſtehen kann, zu dem Ausſpruch bewogen gefühlt: „Gedanken und Gefühle rinnen wie Blut in den Adern des ebenmäßig ſchönen Tonkörpers; ſie ſind nicht er, ſind auch nicht ſichtbar, aber ſie beleben ihn.“

Wir verſtehen jetzt, woher dieſe Gedanken und Gefühle kommen, welche in den Adern des Tonkörpers rinnen; es iſt kein pſychologiſches Geheimniß, ſondern ein ganz begreiflicher, auch in anderen Gebieten des geiſtigen Lebens auf ähnliche Art ſich vollziehender pſychologiſcher Proceß, durch welchen wir mit innerer Nothwendigkeit den Inhalt oder Gehalt, ſinnliche und ſittliche Anſchauungen, Gefühle und Gedanken an die Tonreihen anknüpfen. Plaſtiſche und hiſtoriſche, von Ideen und Gemüthsbewegungen erfüllte Anſchauungen ſind es, die wir als den Inhalt der Tonreihen aus ihnen zu empfangen glauben, weil ſie beim Anhören jener mit Nothwendigkeit in unſerer Seele auftauchen. Und wenn nun thatſächlich und unleugbar zehn verſchiedenene Perſonen beim Anhören desſelben Muſikſtückes den Inhalt desſelben zehnfach verſchieden

ſeeliſcher Zeichenkunſt relativ bleiben.“ — Wohl ſelten wird, wie hier, der Vortrag einer Theorie ſo glücklich ſein, faſt in jedem Wort zugleich ein Beiſpiel ihrer Anwendung wenigſtens auf einem Nachbargebiete zu enthalten: wie deutlich wird hier das Treffen mit der „ſeeliſchen Zeichenkunſt“, welche im Reich der „Aequivalente“ zu Hauſe iſt, und zugleich die durchgreifende „Relativität“ dieſer Bilderſprache illuſtrirt!

denken, ſo beruht dennoch die Wirkung desſelben auf der Deutung und Bedeutung, welche ein Jeder den Tonreihen gibt und geben muß; für jeden erwächſt der Gehalt, der für ihn in der Muſik gegeben iſt, aus der Apperception, mit welcher er ihre Tonreihen aufnimmt. Darin aber iſt der Proceß bei allen Hörern der gleiche, daß keiner die bloßen objectiv gegebenen Töne oder die bloßen Tonempfindungen in ſeiner Seele hat. Damit iſt aber auch die Frage entſchieden, ob es eine objectiv nothwendige Deutung der Muſik, Auffaſſung ihres Gehaltes gibt? Nur die Zudringlichkeit in der Behauptung beſtimmter Bedeutung hat immer etwas Herausforderndes. Die hiſtoriſch nachweisbare Entlehnung ihrer eigenen Melodie für faſt widerſprechende Texte bei Meiſtern wie Bach und Händel ſollte zur Vorſicht mahnen. Schon Hanslick hat die Thatſache hervorgehoben, daß „viele der berühmteſten und ob ihres frommen Ausdrucks bewundertſten Stücke im „Meſſias“ aus den weltlichen, meiſt erotiſchen Duetten herübergenommen ſind, welche Händel für die Kurprinzeſſin von Hannover auf Madrigale von Mauro Ortenſio geſetzt hatte. Die Muſik zu dem zweiten Duett: „Nein, ich will euch nicht trauen, blinder Amor, grauſame Schönheit; ihr ſeid zu lügenhafte, ſchmeichleriſche Gottheiten!“ verwendete Händel unverändert in Tonart und Melodie für den Chor im erſten Theil des Meſſias: „Denn uns iſt ein Kind geboren“ u. ſ. w.

Und mit Recht bemerkt Ehlert: „Vielfache Uebertragungen aus weltlichen Cantaten haben hier (im Weihnachtsoratorium Bachs) nachweisbar ſtattgefunden. Es iſt dies ein dunkler Punkt bei Bach und noch mehr bei Händel. . . . Der Bewunderung beider wird hier Gelegenheit zu geiſtreichen Ausflüchten geboten, und weder Spitta noch Chryſander haben es daran fehlen laſſen. Wenn man aber in der erſten Altarie

des Weihnachtsoratoriums ſich an den ſüßen Wendungen erfreut, welche dem Ausrufe „den Schönſten", „den Liebſten" gelten, und man erfährt nachher, daß ſie urſprünglich auf die Worte: „ich will nicht", „ich mag nicht" componirt worden ſind, ſo beneide ich Diejenigen, die das nicht verſtimmt." — Schon eine einzige ſolche Thatſache, ihre bloße Möglichkeit bei einem wirklichen Meiſter der Tonkunſt, muß uns zur beſonnenſten Erwägung und reiflichſten Prüfung rufen, ſobald wir von der „Bedeutung" in der Muſik reden wollen. Nur muß man auch nicht wegen ſolcher Thatſachen, wie viele und ſchlagende ihrer auch ſeien, die Flinte ins Korn werfen; unabweisbar wie auf der anderen Seite die Bedeutung der Muſik iſt, muß man viel mehr ſo lange ſcharf und ſchärfer zielen, bis man den wahren Sinn der Bedeutung trifft. Ich glaube, daß das lediglich auf Grund pſychologiſcher Thatſachen oben ausgeſprochene Verhältniß zwiſchen Bedeutung auf der einen und Unbeſtimmtheit und Individualität der Bedeutung auf der anderen Seite einigermaßen im Stande iſt, die unleugbare Diſſonanz nicht zu beſeitigen aber — aufzulöſen.

Nach der Entwickelung, welche die Muſik ſeit über hundert Jahren faſt ſtetig in der Richtung auf charakteriſtiſche Ausprägung eines vorſchwebenden Gefühls-, Stimmungs- oder gar Gedankengehaltes unſtreitig genommen hat, kann man heute ſagen: auf Seiten des Componiſten mag es eine, (vielleicht auch nicht abſolute ſondern immer noch nach Zeit und Stunde individuell verſchiedene) Nothwendigkeit geben, für dieſe Gedanken, die er jetzt denkt — für einen Text oder ein Programm — und für die Art, wie er ſie grade denkt, für die Stimmung, die ſich in ſeinem Gemüth daran anſchließt, dieſe beſtimmte Melodie und dieſen Rhythmus

zum Ausdruck zu machen; auf Seite des Hörers bleibt dennoch die Vieldeutigkeit derſelben beſtehen, denn ſie iſt durchaus von der hiſtoriſch-empiriſchen Perſönlichkeit abhängig. Selbſt Naturobjecte plaſtiſcher Art erzeugen andere Gedanken und Stimmungen je nach den Individuen und ihrer Lage; man braucht nur zu vergleichen wie die Sonne, die Allen gleich vom Himmel leuchtet, in einem Gedichte bei Hebel oder bei Goethe oder Byron erſcheint.

Aber noch mehr: auch jeder Einzelne — von ſeiner Verſchiedenheit gegen Andere ganz abgeſehen — braucht keine beſtimmten Gedanken plaſtiſcher, theoretiſcher oder ethiſcher Art zu haben, die er als Gehalt derſelben an eine gehörte Muſik anknüpft; er weiß nicht, welchem Inhalt dieſe Muſik analog iſt, alſo nicht beſtimmt, was ſie ihm bedeutet. Dennoch wirkt ſie auf ihn durch Bedeutung, durch Analogie mit anderen Vorgängen, nur daß dieſe Analogie — dies wird vielleicht am häufigſten der Fall ſein — nicht zum Bewußtſein durchbricht. Es ſind dunkle Vorſtellungen, welche aufkeimen, aber nicht zu feſter Klarheit gelangen. Aus dem ungeheuren Schachte der unbewußten Vorſtellungen, welche in unſerer Seele ruhen, wird irgend eine Gruppe aufgeregt, vielleicht eine ganze Schicht derſelben in Bewegung geſetzt, aber ſie ſteigen eben nur auf die Schwelle des Bewußtſeins ohne dieſelbe zu überſchreiten und in die helle Beleuchtung anſchaulichen Denkens zu rücken. (Vergl. über die Mitwirkung der Vorſtellungen außerhalb des Bewußtſeins Bd. II S. 227f.) Gibt es doch Vorſtellungsinhalte genug, welche nach ihrer eigenen Beſchaffenheit ſo weitſchichtig, aus ſo mannigfachen Theilen zuſammengeſetzt und in ſich ſelbſt ſo wenig geordnet ſind, daß ſie als Gruppen faſt immer nur unklar, fließend und ſpringend ins Bewußtſein treten. Man denke an ſolchen viel-

gestaltigen Inhalt, wie für jeden Einzelnen „Heimath", „Liebe", „Vaterland", „Erlösung" u. dgl. ausmachen. Wird nun eine solche Gruppe durch eine Tonreihe, vollends nur durch Analogie der Stimmungsverhältnisse, welche in den Tönen einerseits und in den Vorstellungen andererseits stattfinden, in Bewegung versetzt, dann werden oft nur unklare, versprengte Theile von ihr emporstreben. Zu Gunsten der oft erfahrenen, gewaltigen und wie eine geheimnißvolle Macht überwältigenden Wirkung der Musik macht sich dann aber noch das psychologische Gesetz geltend: je dunkler die Vorstellungen, desto energischer und bestimmter sind die Gefühle, welche sie begleiten.*) Je unbestimmter also die Bedeutung ist, welche wir einer Musik beilegen, desto einflußreicher wird sie dennoch auf die, namentlich gefühlerregende Wirkung derselben für uns sein.

*) Das Räthselhafte, darum Magische und Mystische, das sich leicht an das Unbestimmte in der Wirkung der Musik anschließt, mag oft genug dazu dienen, den Reiz noch zu erhöhen und zu verstärken. Aber so allgemein wie Robert Schumann mit feinsinniger Betrachtung seine Vermuthung ausspricht, dürfen wir ihm nicht beistimmen. „Keiner anderen Kritik, sagt er, wird das Beweisen so schwer, wie der musikalischen. Die Wissenschaft schlägt mit Mathematik und Logik, der Dichtkunst gehört das entschiedene, goldene Wort, andere Künste haben sich die Natur, von der sie die Form geliehen, zur Schiedsrichterin gestellt, — aber die Musik ist die Waise, deren Vater und Mutter Keiner nennen kann. Und vielleicht ist es, daß gerade in dem Geheimnißvollen ihres Ursprunges der Reiz ihrer Schönheit liegt." — Allein nicht jeder hat von diesem Räthsel eine Empfindung oder ein Bewußtsein; wem sich die Füße bei der Tanzmusik regen, wessen Augen bei einem Allegro von Beethoven aufleuchten oder wessen Lippen bei seinem Scherzo sich kräuseln, wessen Herz bei einer Bachschen Arie erhoben wird, der weiß nichts von dem Räthsel, das sich in seiner Seele begibt. Für Schumann und seines Gleichen wird sich das Räthsel desto zudringlicher einstellen, je eindringlicher die Wirkung der Musik gewesen ist; und manchem gelehrten Musiker mag aus diesem Räthsel ein Reiz zuwachsen, und ein Ersatz für den natürlichen Genuß der Musik entstehen, der in der schulmäßigen Durchdringung ihrer Gesetzmäßigkeit im Technischen verloren gegangen ist. Immerhin ist dies nicht Empfindung der Musik, sondern Empfindung über Musik.

Ueberhaupt darf man die Unbeſtimmtheit (welche Allem anhaftet, was, außer der Tonreihe ſelbſt, nur als ihre pſychiſche oder phyſiologiſche Folge mit ihr verbunden iſt), nicht wie eine ſchwache oder eine Schattenſeite der Muſik betrachten; vielmehr gründet ſich ein beträchtlicher Theil ihrer ſpecifiſchen Wirkung grade auf die qualitative ſowohl logiſche wie pſychologiſche Unbeſtimmtheit deſſen, was in ihr und durch ſie in unſerem Geiſte entſpringt, was aber weiter unten in anderem Zuſammenhange noch erläutert werden muß.

Zunächſt aber will ich noch zweier pſychologiſcher Ereigniſſe gedenken, welche zwar als Folgen der Auffaſſung muſikaliſcher Tonreihen eintreten, aber doch nicht mehr zur eigentlichen Wirkung der Muſik ſelbſt gehören, ſondern deren eine gleichſam diesſeits der Grenzen derſelben, alſo vor der geiſtigen Aufnahme des eigentlich Muſikaliſchen, deren andere aber jenſeits auf der Grenze desſelben eintritt.

Beginnen wir mit dieſer letzteren. Die eigentliche Wirkung der Muſik haben wir als eine dreifache erkannt; ſie war erſtens eine rein äſthetiſche, in der Auffaſſung der Tonformen, der Wahrnehmung ihrer Schönheit, theils ein äſthetiſches Urtheil, theils ein äſthetiſches Gefühl. Die zweite haben wir dann als pathetiſche bezeichnet, welche in den phyſiologiſchen Erregungen und ſeeliſchen Stimmungen beſteht, welche durch ſie erzeugt werden. Drittens aber waren es ſymboliſche Anſchauungen, welche den rein akuſtiſchen Inhalt in idealen Gehalt umwandeln, indem ſie ihn mit dynamiſchen lebendigen Anſchauungen der Phantaſie oder mit ethiſchen, religiöſen und ſonſtigen Ideen oder doch mit auf Ideen bezogenen oder auf ſie gerichteten Gemüthsbewegungen erfüllt oder beſeelt.

Zu diesem symbolischen Gehalt der Musik nun (welcher seiner Natur nach fast immer unbestimmt, begrifflich nicht definirbar ist, vielmehr aus schwankenden und schwebenden, im Unterschied etwa von optischen fest umschriebenen Einzelbildern nur aus allgemeinen Vorstellungen besteht) gesellen sich wohl für jeden musikalischen Hörer, am meisten aber für den Laien ganz bestimmte Anschauungen und Vorstellungen; mit anderen Worten: wir denken in Folge der Anhörung einer musikalischen Tonreihe wirklich an bestimmte Dinge, Personen, Ereignisse und Erlebnisse, sei es, daß wir an wirkliche Vorgänge, an früher gewonnenen Erfahrungsinhalt erinnert, sei es, daß wir zu bestimmten Schöpfungen der Phantasie geleitet werden, die aus erlebten Elementen der Erfahrung sich frei zusammensetzen. Bestimmte Bilder also von Erlebnissen werden entweder ins Gedächtniß gerufen oder frei geschaffen, und neben dem Ablauf der Tonreihen erscheinen sie in unserem Bewußtsein bald in naher Begleitung derselben, bald in frei schwebendem Spiel des Gedankenlaufs, der uns sogar aus dem Bereich der Töne, oft bis zum Entschwinden derselben, hinweglockt.

Diesen thatsächlich unleugbaren Erfolg rechne ich gleichwohl nicht mehr zur specifischen Wirkung der Musik als solcher. Diese in der Seele des Hörers auftauchenden Gedanken und Bilder, ob sie gleich in seinem Bewußtsein mit psychologischer Nothwendigkeit hervortreten mögen, sind doch dem musikalischen Werke welches sie hervorruft durchaus zufällig. Denn einmal steht es absolut außer allem Zweifel, daß der Componist und der Spieler diese bestimmten Bilder weder vor der Schöpfung der Tonreihe noch während, noch nach derselben ebenfalls gedacht haben. Sodann aber ist es

ebenſo unzweifelhaft, daß jeder einzelne Hörer lediglich je nach dem concreten Schatze ſeiner Erinnerungen, nach der Beweglichkeit ſeiner Vorſtellungen und der Erregbarkeit ſeines Gemüths oder nach der Fruchtbarkeit ſeiner Phantaſie dieſe oder andere Bilder in ſeinem Bewußtſein aufleuchten ſieht. Man vergißt, daß dieſe von dem wirklichen muſikaliſchen Inhalt ab- und weiterſchweifenden Erinnerungen oder Phantaſieen nicht ihm ſelber zugehören; daß er in ſeiner Leerheit von concreten Bildern, da ſein eigenes Bild rein akuſtiſcher oder allenfalls ſymboliſcher Art iſt, den Schein dieſer Zugehörigkeit begünſtigt; daß man *bei* der Muſik ſo Vieles denken kann, weil man *in* ihr nur die Tonformen zu denken hat; — dies Alles, ſage ich, vergißt man um ſo leichter, weil man nicht bedenkt, daß auch an die Anſchauung plaſtiſcher Kunſtwerke, die doch objectiv gegebene Bilder und Vorſtellungen zunächſt erzeugen, ſich für jedes Individuum noch andere und andere Reihen von Vorſtellungen anſchließen, nur daß wir hier durch die vor uns ſtehenden Objecte ſehr ſchnell und ſehr deutlich zu dem Bewußtſein kommen, daß dieſe angeknüpften Vorſtellungen *uns* und nicht der Sache angehören. Womit indeſſen keineswegs beſtritten werden ſoll, daß manche Kunſtkenner auch plaſtiſchen Werken gegenüber ihre ſubjectiven Apperceptionen und Aſſociationen wegen ihrer perſönlichen Nothwendigkeit oder Vorzüglichkeit für objective Wahrnehmungen halten. Die Thatſache, daß überhaupt Gedächtniß und Phantaſie erregt werden, daß ſie in dieſer *beſtimmten Richtung* (etwa der Sehnſucht, der Wehmuth, der moraliſchen Erhebung oder religiöſen Vertiefung) oder in dieſem Grade erregt werden, folgt allerdings aus der Beſchaffenheit der Muſik und ihrem Zuſammentreffen mit dieſer empfänglichen Seele; jede *Beſtimmtheit* des hervorgerufenen *Inhalts*

aber ist nicht durch das musikalische Werk sondern durch die persönliche Individualität bedingt.

Deshalb sind auch die Laien nicht ganz im Unrecht, wenn sie musikalische Kunstwerke nach dem Reichthum und der Lebendigkeit der erregten Bilder, und nach der Innigkeit der Gefühle, welche diese begleitet, zu schätzen pflegen; gar sehr aber sind diese Laien und vollends musikalische Kritiker im Unrecht, wenn sie diese lediglich associativ, also von Seiten der Sache selbst zufällig auftauchenden Bilder irgend wie zur Wirkung oder gar zum Wesen des Musikstücks hinzurechnen und sie als zur autenthischen Interpretation desselben gehörig oder berechtigt betrachten. Der Unterschied zwischen den durch Analogie erzeugten symbolischen allgemeinen Anschauungen (die wir der Musik selbst zugerechnet haben) und der bestimmten associirten Vorstellungen, mit einem Worte der Unterschied der appercipirten und der bloß associirten Vorstellungen liegt auf der Hand; jene werden in Folge der formalen Gleichheit der Bewegung, diese in Folge des zeitlichen Zusammentreffens im Bewußtsein erzeugt. Unter dem Namen der Ideenassociation pflegt man (und leider nicht bloß unter psychologischen Laien) immer noch alle und jede Art der Verknüpfung zweier psychischer Elemente zu verstehen, welche beim Proceß der Erinnerung einander hervorrufen. Die heutige Psychologie unterscheidet bereits fünf verschiedene Arten der Verknüpfung; hier interessirt uns indeß nur der eine Gegensatz, ob zwei Vorstellungen mit einander im Wechselverhältniß der Reproduction in Folge ihrer Gleichheit und Aehnlichkeit stehen, oder in Folge ihres zufälligen Zusammenstehens in einer Reihe, in welcher sie im Bewußtsein zusammengetroffen sind. Für das Auftauchen gedächtnißmäßiger oder phantasiegeborener Vorstellungsreihen durch ein Musikstück wird zu-

weilen die Analogie der Anſchauungen, noch öfter die Gleichheit der Stimmung das erſte Glied der Vermittelung zwiſchen beiden bilden, alſo nach dem aſſociativen Princip der Gleichheit wirken; iſt aber die analoge Anſchauung oder die gleiche Stimmung erzeugt, dann ſchließt ſich an dieſe für jedes Individuum diejenige (objectiv zufällige) Reihe von Vorſtellungen, welche früher einmal zeitlich mit ihr im Bewußtſein geſellt war. Laien und muſikaliſche Kritiker laſſen ſich immer wieder über den pſychologiſchen Sachverhalt täuſchen, weil ſie das durchaus unwillkürliche, unfreiwillige, alſo urſachlich nothwendige Auftauchen ihrer beſtimmten Vorſtellungen bei der gehörten Muſik mit dem innerlichen Zuſammenhang verwechſeln, oder kürzer geſagt: ſubjectiv nothwendige Verknüpfung für objectiv gegebenen Zuſammenhang nehmen. Sie meinen einen Eid darauf leiſten zu können, daß dies doch wenigſtens für ſie ſelbſt der wirkliche Inhalt der Muſik ſei, weil ſie ohne all ihr Wollen und Zuthun dieſen Inhalt in Folge der Muſik haben denken müſſen; aber ſie vergeſſen, daß dieſe Gedanken, welche ihre eigenen ſind, zwar nothwendig, und in Folge der Muſik nothwendig, von ihnen gedacht werden, daß aber dieſe Gedanken nicht der Inhalt der Muſik ſind noch zu ihm gehören. Ganz vortrefflich iſt dagegen die Anmerkung, mit welcher Prof. Ehrlich ſeine Aufſätze über die „muſikaliſch-äſthetiſche Litteratur ſeit 1850“ in Weſtermanns Monatsheften, Mai 1881, ſchließt. „Im Adagio der „Eroica“ iſt eine Stelle nach der fugirten Durchführung, wo ein einzelnes as der Violine von dem as der Bäſſe beantwortet wird, dann mit einem Male ertönen die Hörner und Trompeten mit dem Quartett zuſammen. So oft der Verfaſſer dieſe Stelle hört oder auch nur in der Partitur betrachtet, überkommt ihn ſofort eine und dieſelbe Erſcheinung:

er steht allein auf einer unendlichen, unübersehbaren Einöde, unten Alles finster, oben hell, die Posaunen des jüngsten Gerichts ertönen, die Engel erscheinen, die Gräber der Erde öffnen sich. Das ist sein subjectives Empfinden*) bei dieser

*) Genauer wäre zu sagen: die psychologische Folge seines subjectiven Empfindens; und was die stetige Wiederkehr derselben betrifft, so könnte sie lediglich durch die einmal stattgefundene Verknüpfung bewirkt sein; nur das erste Mal würden der specifische Charakter der Tonreihen und die subjective Erregung der Phantasie als Ursachen wirken, in allen folgenden nur das Gesetz der Reproduction nach der Association. Für diese Vermuthung spricht die Thatsache, daß auch der Anblick der Partitur dieselbe Vorstellungsreihe hervorruft, was aber wohl schwerlich der Fall wäre, wenn nicht die frühere Erzeugung derselben durch den vollen Eindruck der betreffenden Tonmassen bewirkt worden wäre. Gehört doch auch Herr Prof. Ehrlich mit zu den hervorragenden Musikern und Musikkennern, an welche ich mich im Interesse meiner gegenwärtigen Untersuchung mit allerlei Fragen gewandt hatte, deren wesentlicher Kern (da ich die Details hier übergehen muß, weil sie zum Gerüst, aber nicht zum Bau unserer Theorie gehören) dahin ging: wie verhalten sich die inneren Erfolge gehörter Noten zu denen bloß gelesener? ich habe zum Theil ganz ausgezeichnete, von feiner und tiefer Beobachtung zeugende Antworten erhalten, welche geeignet sind die alte von Sokrates bis Hegel gleichmäßig wiederholte Klage, daß die Künstler vom Wesen und Wirken ihrer Kunst so wenig deutlich erkennen und zu sagen wissen, verstummen zu lassen. Neben den mannigfachen und werthvollen Verschiedenheiten in den speciellen Antworten tritt der eine Gedanke gleichmäßig hervor: daß der Stimmungsgehalt und die ideale Erregung überhaupt bei den gelesenen Noten weit hinter dem der gehörten Töne zurückbleibt, daß dies um so mehr der Fall ist, wenn das Lesen nicht wiederholend nach, sondern vorangehend vor dem Hören stattfindet; und daß nur in manchen Fällen der, besonders wiederholenden, Lectüre die technische Seite der musikalischen Gedankenfügung lichtvoller und übersichtlicher wird. Das Letztere findet vielleicht in demselben Maße statt, in welchem die pathetische Erregung und die rein elementare Tonwirkung abnimmt. Denn die ästhetische Wirkung beruht auf den Verhältnissen in den Tönen; es kommen aber dabei nicht bloß die Töne als psychische Elemente, als innerlich in der Seele gehörte Töne in Betracht, sondern auch die nervöse Erregung, aus welcher die Empfindungen entstehen. Auch in diesen physiologischen Erregungen finden bestimmte Verhältnisse statt; sie werden durchaus nicht immer dieselben sein, welche wir in den Tönen als seelischen Inhalt antreffen. Gleichwohl wirken beide Arten von Verhältnissen in der ästhetischen Wahrnehmung zusammen. Selbst für die Charak-

Stelle — aber wenn sie ein Anderer in einer künstlerischen Beurtheilung der Eroica in solcher Weise deuten wollte, wäre er der Erste sich dagegen zu erklären."

Mir hat es außerdem wenigstens nach meiner eigenen Erfahrung scheinen wollen, als ob das Auftreten begleitender Vorstellungsgruppen im umgekehrten Verhältniß zu der Energie und Bestimmtheit der unmittelbar erzeugten Stimmungen sich befinde. Von dem Vorhandensein der Stimmung gibt es für Andere und für uns selbst kein sichereres Kennzeichen als die völlig unwillkürliche physiognomische Bewegung im Gesicht. Bei einem ganzen Concertpublicum aber wird man schwerlich Jemand entdecken, dessen Lippen, ja dessen ganzes Gesicht nicht von einem fast an Lachen grenzenden Lächeln umspielt ist, sobald etwa das Menuetto in Haydns C-Dur-Quartett (Op. 20) zu Gehör kommt. Auch der morose und pedantische Zuhörer wird sich einer grundmäßig heiteren Seelenbewegung nicht entziehen und auch der physiognomisch verschwiegenste einer Offenbarung derselben sich nicht widersetzen können; ob sich aber im Bewußtsein derselben irgend welche komische Anschauungen erheben werden, ist mir im höchsten Grade zweifelhaft. Ebenso haben wir bei den getragenen Tönen eines gespielten oder gesungenen Chorals das geringste Bedürfniß nach bestimmten religiösen Vorstellungen; ihrer kann die Seele

---

teristik verschiedener Musik ergibt dies ein sehr feines und schwieriges Capitel, auf welches weiter unten bei Erwähnung des Gesangs Bachscher Arien hingedeutet wird. Daß wir aber je dahin kommen werden, beides, sowohl die beiden Verhältnisse von einander im concreten Vorgang zu scheiden, oder die ästhetischen Gesetze auch auf die physiologischen Vorgänge zu beziehen, scheint mir wenig Hoffnung vorhanden. Die musikalisch-akustische Seite der Tonmassen und die psychologische der Tonvorstellungen bieten uns klare Objecte für die ästhetische Gesetzmäßigkeit; die physiologischen Vermittelungsvorgänge aber werden vielleicht niemals fest zu umschreiben sein.

um ſo mehr entrathen, je ſicherer und ſtärker die religiöſe Stimmung iſt, welche durch die Töne allein ſchon bewirkt, allenfalls auch durch zweifellos aufſtrebende, aber durchaus und ſchlechthin unbeſtimmt bleibende Erinnerungen unterſtützt wird. Je ſtärker und klarer der nervöſe Anruf in unſere Seele bringt und hier von dem Stimmungserfolg ausgelöſt wird, deſto geringer wird der Trieb ſein, dieſen wiederum in beſtimmte Vorſtellungen um- oder fortzuſetzen.

Daß unter gegebenen Umſtänden für beſtimmte Perſonen und in beſtimmten Momenten ſich an ein Muſikſtück auf Seiten des Spielers wie auf Seiten des Hörers ganz beſtimmte Vorſtellungsreihen anknüpfen oder beſſer, daß die Muſik mit ihrer Unbeſtimmtheit ganze Reihen von Vorſtellungen glücklich vertreten und erſetzen kann, allein weil ſie dieſelben in Bewegung ſetzt, das wird Niemand leugnen. Aber darin iſt Muſik nicht ſehr verſchieden von irgend welcher anderen ſinnlichen Andeutung, welche Gedankenreihen auf die Bahn des Bewußtſeins bringt, deren wir oben beim Tact S. 36 Erwähnung gethan haben.

Auch ein Blick, ein Wink, ja ein ſcheinbar rein Negatives, ein beredtes Schweigen kann die erregende Urſache ganzer Gedankenketten ſein.

Neuerdings hat Paul Heyſe in einer der ſchönſten Novellen, die ſeit lange geſchrieben worden ſind, in der „Dichterin von Carcaſſonne“ erzählt, wie ein kleines Stücklein inſtrumentaler Muſik zum Schlüſſel wird, welcher zwei Seelen gegen einander aufſchließt. Ich will aber den Vorgang mit ſeinen eigenen Worten erzählen, deſſen ganze Bedeutung freilich erſt aus der Kenntniß der ganzen Novelle gewonnen werden kann; indeſſen werden Abſicht und Wirkung der Muſik daraus vollkommen deutlich. „So waren ſie eine halbe Stunde gezogen, da traten

dem guten Kinde die Thränen in die Augen, indem ſie das erbärmliche Schickſal ihres Vaters erwog, und Alles, was ſie je an Groll gegen ihn in der Bruſt getragen, ſchmolz in dieſen weichen Fluthen dahin. Da ſie nun nicht wußte, wie ſie ihren Kummer vor ihm verbergen ſollte, und zugleich ihn gern hätte wiſſen laſſen, daß ſie nicht als ein fühlloſes Püppchen da oben thronte, während er die ſcharfen Steine des Wegs mit nackten Sohlen trat, nahm ſie plötzlich ihr Inſtrument zur Hand und ſpielte eine ſo wehmüthig ſanfte Melodie, daß es dem Vater war, als finge die eigene Seele des Kindes an zu klingen, und er einen dankbar aufleuchtenden Blick zu ihr hinaufſchickte. Da lächelte ſie mitten unter ihren Thränen, und die beiden ſahen ſich unverwandt an und wußten ohne Worte, was Jedes dem Andern gern geſagt hätte.“ Was hier in die Erſcheinung tritt, iſt nichts weiter als eine Reihe von ſchönen Tönen, die als Ganzes eine wehmüthig ſanfte Melodie ausmachen, alſo durch ihre eigene muſikaliſche Beſchaffenheit in jedem muſikaliſchen Hörer eine ſanft wehmüthige Stimmung erzeugen würden; was aber in dem Gemüthe des ſpielenden Kindes und des hörenden Vaters vorgeht, was dort als Urſache die Tonreihe erklingen läßt und hier als Erfolg derſelben vernommen wird, iſt nicht bloß das Wohlgefallen an muſikaliſcher Schönheit, noch auch die bloße allgemeine Stimmung ſanfter Wehmuth. Vielmehr iſt in dem Kinde eine Reihe von Gedanken und Gefühlen, die ſich auf das ganze Schickſal des Vaters und des Kindes Verhältniß zu ihm beziehen, welche es mit Worten wohl ausdrücken möchte, aber nicht könnte; und in der Seele des Vaters entſteht das Verſtändniß, alſo wiederum Gedanken und Gefühle, welche zwar gewiß nicht die mathematiſche Gleichung oder die ſprachlich fixirte Bedeutung von jenen enthalten, aber doch

den weſentlichen Kern derſelben widerſpiegeln, und daran ſchließen ſich eigene, dem Herzen des Vaters ſelbſt angehörige Gedanken und Gefühle. Es ſind gar nicht bloß allgemein muſikaliſche, ſondern individuell beſtimmte ſympathiſche Gefühle, welche in den Tönen ihren Ausdruck ſuchen und auch auf beiden Seiten finden; es ſind auch Gedanken, wirkliche, aber nicht beſtimmte Gedanken, die auf beiden Seiten gedacht werden; Gedanken, denen es an der Beſtimmtheit fehlt, um in Worte gefaßt werden zu können; Gedanken, welche zwar nicht eben ſo klar, wohl aber eben ſo ſtark wie durch Sprachtöne ausgedrückt, nicht eben ſo beſtimmt aber eben ſo ſicher wie aus jenen gedeutet werden. Es ſind Gedanken von der pſychologiſchen Beſchaffenheit, wie wir ſie denken, bevor ſie die Feſtigkeit erreicht haben, um von uns in Worte gefaßt zu werden;*) oder auch wie ſie nach und neben den gewählten

*) Die pſychologiſche Charakteriſtik ſolcher Gedankenkeime in dem Stadium, das ihrer vollen Entwickelung zur Sprachform zuweilen vorangeht, iſt bis jetzt noch nicht verſucht worden. Sie bildet eine äußerſt ſchwierige Aufgabe der Sprachpſychologie, auf welche hinzuweiſen ich mich hier begnügen muß. Nur einer hiſtoriſchen Thatſache, welche im Bereiche unſeres Gegenſtandes ſpielt und an ſich ſchon höchſt intereſſant iſt, will ich gedenken, weil die Nothwendigkeit und die Schwierigkeit der Unterſuchung an ihr klar wird: Leſſing hat ſeinen Laokoon zuerſt franzöſiſch ſchreiben wollen, weil er glaubte, daß die deutſche Sprache es ihm unmöglich machen würde, die Gedanken, die ihm vorſchwebten, auszudrücken. Er hatte dieſe alſo in einem gewiſſen Sinne und Grade ſchon gedacht; ſchwerlich hatte er ſie aber urſprünglich franzöſiſch d. h. in franzöſiſchen Worten gedacht; und doch iſt, daß er ſie in deutſchen concipirt hatte, gegen die Vorausſetzung; denn er hätte ja dann nicht nach einer anderen Sprache als Mittel der Darſtellung auszuſehen brauchen. Wie alſo waren dieſe Gedanken im Verhältniß zur Sprache beſchaffen? — Meiſter der Ueberſetzungskunſt, wie Gildemeiſter, Geibel und Heyſe könnten wahrſcheinlich dem Pſychologen mit ihrer Beobachtung zur Hand gehen. Denn ſie müſſen Erfahrung darüber haben, wie ein Gedanke geartet iſt, nachdem er dem Gewande des Originals ſich entwunden und doch das fertige neue Gewand noch nicht gefunden hat. Noch fruchtbarer würden vielleicht die Beobachtungen deſſen ſein, welcher aus

Worten in uns leben und uns die Worte als unzulänglich erſcheinen laſſen, um ſie ganz und voll auszudrücken; dergeſtalt, daß unſere Gedanken (trotz ihrer Unbeſtimmtheit, die ſich ja in der Unfähigkeit, ſie in die deckenden und treffenden Worte vollkommen paſſend zu kleiden, kenntlich macht, oder) wegen dieſer Unbeſtimmtheit doch die Beſtimmtheit für uns haben, daß wir ſie mit den in die Worte geprägten vergleichen und darob Unzufriedenheit mit dieſen unſeren Worten empfinden können.

Schließlich haben wir noch einer Wirkung der Muſik zu gedenken, welche ſich dadurch von allen anderen unterſcheidet, daß ſie zunächſt eine ganz allgemeine, aus jeder Art von Muſik hervorgehende iſt und daß ſie auch dann eintritt, wenn eine ſcharfe und genaue Auffaſſung des grade erklingenden Muſikſtückes nicht vorhanden iſt. Neben, vor und nach der Wahrnehmung der beſtimmten Tonverhältniſſe, neben dem Gefühl für die beſonderen Schönheiten, der Erregung von eigenartigen Stimmungen u. ſ. w. liegt in dem Erklingen von muſikaliſchen Tönen überhaupt eine ſpecifiſch-äſthetiſche, aber ganz allgemeine Wirkung, weil unſer Verhältniß zur ſinnlichen Umgebung dadurch verändert und veredelt wird. Unſere Sinne

---

einer fremden Sprache in eine andere fremde überſetzte — etwa aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche — falls nicht die Mittlerdienſte der Mutterſprache ihm die Sache verdunkeln.

Ob wir dieſe Sache vielleicht nie verſtehen, mit unſerem discurſiven Denken jenen außerhalb desſelben liegenden Zuſtand der Gedanken nie erfaſſen werden??

Uebrigens kann man, beiläufig bemerkt, die Dienſte, welche die Geiſtesarbeit Leſſings auch der deutſchen Sprache geleiſtet hat, an der einfachen Thatſache ermeſſen, daß es nach ihm wohl keinem deutſchen Denker mehr zweifelhaft war, ob er ſich etwa für ſeine Gedanken lieber der franzöſiſchen Sprache bedienen möchte oder ſollte.

ſind geöffnet und mannigfache Reize bringen von der umgebenden Welt auf ſie ein; in Folge der gegebenen Geſtaltung der Welt aber zeigt ſich die Sphäre des Ohrs im natürlichen Zuſtand am wenigſten begünſtigt. Die ſichtbare Welt zeigt uns zwar eine bunte Mannigfaltigkeit von Bildern; unter dieſen aber ſind ſehr viele wohlgeordnete Geſtalten, zweckvolle Erſcheinungen, ſchöne Formen; die allgemeine Erregung des weltumfaſſenden Aethers beſtrahlt die feſten Körper und offenbart uns Schönheit und Ordnung in vielen einzelnen Gebilden vom Kryſtall bis hinauf zu den thieriſchen Geſtalten und zu ihrem ſichtbaren Ausdruck der Kraft, des Lebens und der ſeeliſchen Bewegung. Auch die Luft wird bewegt und erſchüttert und dieſe Bewegung bringt als Schall und Ton in unſer Ohr; aber hier iſt alles chaotiſch. Alle Schönheiten der plaſtiſchen Künſte ohne Ausnahme finden ihr Vorbild an wirklicher Schönheit, an idealen Formen in den gegebenen Erſcheinungen der Natur; für die akuſtiſche Schönheit aber bietet uns die Natur nirgend ein Vorbild.

Die plaſtiſchen Künſte brauchen die natürlichen Formen nur zu erreichen, ſie allenfalls in Gruppen zu ordnen und zu idealiſiren; die Muſik muß ihre Formen frei ſchaffen und erfinden. Muſik iſt deshalb die menſchlichſte aller Künſte, weil ſie allein das abſolute Erzeugniß und Zeugniß von des Menſchen Originalität iſt. Sie entlehnt nicht von der Natur oder anderen Werken des Geiſtes, ſie belehnt dieſelben vielmehr mit den Begriffen und Formen der Harmonie, des Rhythmus, der Melodie.

Mit der ſeltenen Ausnahme des Vogelgeſangs (den wir deshalb ſogar ſchon wie eine äſthetiſche Erſcheinung aufzufaſſen geneigt ſind) iſt die Luft nur von chaotiſchem Schall und Geräuſch erfüllt. Hier zeigt uns die Natur nirgends Zweck,

Ordnung oder ſchöne Form. Das Auge ſieht die Theile eines Kosmos, das Ohr hört nur Elemente des Chaos. Die Phantaſie derer, welche das Univerſum überhaupt als einen ſinnvollen, geſetzmäßigen Kosmos angeſchaut haben, mußte ihm deshalb eine Sphärenharmonie andichten, welche mit der Bewegung der Geſtirne ertönt. Unſer leibliches Ohr jedoch vernimmt Nichts von derſelben, unſere Seele empfängt von dorther keinen kosmiſchen Eindruck.

Ja noch mehr: alles Werden und Wachſen, alſo alle zweckvolle ſchöpferiſche Thätigkeit in der Natur vollzieht ſich ſchweigend; wenn ſie uns hörbar wird, wenn der Wind pfeift, der Donner rollt, die Waſſer toſen, dann droht ſie mit Zerſtörung und Störung des heilſamen Weltlaufes.

Jetzt aber ertönt Muſik: da iſt unſere geiſtige Atmoſphäre auf einmal verändert, weil eben die phyſiſche Atmoſphäre verändert iſt. Die tongeformten Schallwellen erfüllen den Raum, die Bewegung, mit welcher die Luft erzittert, iſt eine geſetzliche, geordnete, die Schönheit gebärende. Ja durch die Muſik gewinnt die Tonwelt und das Gehör ſogar einen Vorſprung vor allen anderen Arten ſinnlicher Offenbarung. Denn der Theil der Natur, welchen unſere Sinne in einem Moment umſpannen, iſt in Bezug auf die ſichtbaren Erſcheinungen zwar von mancherlei ſchönen und formvollen, dazwiſchen aber zugleich von unſchönen und gleichgiltigen erfüllt; kaum das Ganze einer ſchönen Landſchaft, deren Schönheit ohnehin überwiegend ein Erzeugniß unſerer ſubjectiven Auffaſſung iſt — wie die Geſchichte des Gefühls für Naturſchönheit deutlich beweiſt — oder der geſtirnte Himmel macht eine Ausnahme. Denken wir aber etwa an die gehörte Muſik in der Kirche, dem Saal, dem Theater; ſie erfüllt den ganzen Raum, den unſer Sinn ergreift, erfüllt ihn völlig mit akuſtiſch-plaſtiſcher Ordnung

und idealer Geſtaltung, verſetzt das eben noch unbewegt oder chaotiſch bewegt geweſene allumſpannende Element der Luft in eine von Ideen geleitete und von Geſetzen geregelte Bewegung. So überflügelt alſo die muſikaliſche Schönheit die aller anderen Arten, weil ſie das ganze Stück ſinnlichen Daſeins, welches uns jetzt als unſere Welt umgibt, einheitlich durchdringt, jedes Partikelchen derſelben gleichmäßig erfüllt, und darum auch die ganze Anzahl fühlender und denkender Weſen, im gleichen Moment und auf gleiche Art erregt, und ſie dadurch in eine geiſtige Genoſſenſchaft, in eine wahre Gemeinde (ebenſo wie das gehaltvolle Wort es thut) verwandelt, um ſo mehr, weil die Töne unwillkürlich, auch ohne Abſicht und leibliche Richtung der Hörenden auf alle zugleich eindringen. Damit vergleiche man die Verſammlung Vieler in einer Gallerie, oder ſelbſt vor einem Bauwerk, und man wird das Springende, Getrennte und Willkürliche zur Herſtellung der Auffaſſung des Werkes leicht entdecken.

Dieſe geiſtige Erfüllung, Belebung und Idealiſirung der ganzen Atmoſphäre, in der wir uns befinden, dieſe Durchdringung und Sättigung der ſinnlichen Umgebung mit den freien Formen der Schönheit iſt es wohl beſonders, weshalb der Culturmenſch in allen Stunden feſtlicher Erhebung und gemüthbewegender Feier der Muſik nicht entrathen kann. Die Muſik hat da für jede reizvolle Schau und für jedes ergreifende Denken vor Allem die äſthetiſche Baſis in der ſinnlichen Welt zu ſchaffen, die Luft, die wir athmen, mit idealer und geiſtig erregender Form zu ſchmücken.*) Sowie die Tänzer und

*) Zwar für den leiblichen Athmungsproceß wird die Luft durch ihre muſikaliſche Geſtaltung nicht verbeſſert; aber indem ſie zugleich an unſer Ohr bringt, empfängt ſie durch die von ihr getragene Schönheit einen Nahrungswerth zur Belebung unſeres geiſtigen Organismus. Es tritt

Tänzerinnen von der Muſik faſt nur den Rhythmus aufnehmen, welchem ſich die Bewegungen ihres Körpers anſchließen (während die Regung des Gemüths theils von der phyſiologiſchen Rückwirkung dieſer, theils von den Beziehungen zu den Perſonen, mit denen getanzt wird, geleitet werden), ſo bereitet alle Feſtmuſik bei Aufzügen und vollends an der Tafel nur einen belebenden Odem der Feierlichkeit überhaupt.

Und wenn es nicht wenige Menſchen gibt, welche am beſten denken und ſchreiben können, ſobald Muſik an ihr Ohr ſchlägt; wenn man von Milton und Schiller, von Alfieri und Warburton weiß, daß ſie durch Muſik in den ſchöpferiſchen Zuſtand ſich haben verſetzen laſſen, und dann Dichtungen geſchaffen, die doch ſelten genug auch nur eine Beziehung zu denjenigen Gedanken gehabt haben werden, welche man an die gehörte Muſik auch nur anknüpfen konnte: dann muß man ſagen, daß es nicht einzelne beſtimmte Gefühle, auch nicht charakteriſirte Stimmungen, wie etwa der Freude, der Sehnſucht, der Wehmuth, der Hingebung ſind, die ihnen aus der Muſik zuſtrömen, ſondern nur die allgemeine, akuſtiſch vermittelte Innervation und der melodiſche geiſtige Anhauch aus den formvoll geordneten Elementen des Tones, welche die Seele über den alltäglichen Zuſtand erheben und zum Widerklingen in Harmonieen anderer Art und Kunſt auflegen. Die Muſik

---

hierbei indeſſen nur gleichſam ſymboliſch dasſelbe zu Tage, was die Muſik von allen anderen Künſten inſofern unterſcheidet, als dieſe indem ſie der in der Natur gegebenen Formen ſich bedienen, welche bei jedem Weſen mit der inneren biologiſchen Zweckmäßigkeit zuſammenhängen, eine mittelbare Beziehung zu den Naturzwecken zur Anſchauung bringen; die muſikaliſchen Formen aber deuten ſchlechterdings in keiner Weiſe auf irgend eine Zweckbeziehung natürlicher Proceſſe, ſondern aus dem freien Geiſte original geboren, wirken ſie, zwar durch Vermittelung des ſinnlichen Elementes und ſinnlicher Wahrnehmung, doch nur wieder auf den Geiſt des Menſchen zurück.

iſt dann wie ein Licht, das mit erwärmendem Strahl ins Gemüth bringt und die künſtleriſchen Keime zum Treiben bringt, wie ein Thau, der es erquickt und kunſtfriſch macht.

Hiermit ſchließt die Reihe der Wirkungen der Muſik, die man von einander begrifflich unterſcheiden muß. Daß die fünf verſchiedenen Arten der Wirkung, die wir kennen gelernt haben, nicht in jedem Werke derſelben alle zuſammen, und wenn zuſammen nicht alle gleichmäßig hervortreten werden, daß vielmehr in der Weiſe des Uebergewichts des einen oder des anderen Elements und in der Art ihrer Vereinigung, mit Beſonnenheit angewendet, vorzügliche Kategorien gegeben ſind, um Epochen, Meiſter und einzelne Werke zu charakteriſiren, das bedarf wohl keiner langen Auseinanderſetzung.

Aber auch der Zuſammenhang derſelben mit pſychologiſchen Richtungen und Culturſtrömungen anderer Art wird dabei offenbar werden. So zweifle ich nicht, daß das Aufkommen Goetheſcher (und Byronſcher) Dichtungsweiſe mit der Ausbildung des Charakteriſtiſchen und Symboliſchen in der Muſik und der Vertiefung und Verfeinerung und Verbreitung des Gefühls für Naturſchönheit aus der gleichen Wurzel ſtammen. Die Gefühlsanalogieen*), von denen Goethes Gedanken ſowohl nach der Richtung der Sachen wie nach der Richtung der Wörter allezeit gleichſam in der Schwebe ſind, machen ſeine Welt zu einer überall ſymboliſch bezogenen und beleuchteten. Wie weit das Quellen und Leben und Weben ſolches analogiſchen Denkens von bewußter ſteifer und froſtiger Allegorie

*) Die An-, Ein- und Zufühlungen, wie Robert Viſcher ſagen würde, der denſelben in ſeiner Schrift „über das optiſche Formgefühl" mit feinem Sinn analytiſch nachgegangen iſt.

entfernt ist, kann man mit psychischem Augenmaß schon ermessen. Zwischen Goethe und Jean Paul herrscht darin eine größere Aehnlichkeit als sie beide selbst, als die Romantiker nach ihnen und vollends manche unserer Litterarhistoriker sich haben träumen lassen.*)

Mancher Widerspruch in dem Urtheil speciell auch über Musik löst sich mit dem Einblick in diesen Wandel psychischer Lebensform. Als einen Beleg in Bezug auf die letztere möchte ich anführen, wie Byron sich noch wegen des Bildes: „Musik von ihrem Antlitz hauchend" (die Braut von Abydos) vertheidigen mußte; er beruft sich dabei auch ausdrücklich „auf den Mann, der Musik in ihm selbst hat", während heute eine der vulgärsten Redensarten von jeder Sache verlangt, daß „Musik drin" sei, wenn sie eine Eigenheit oder Vollkommenheit des Reizes bieten soll.

Zugleich zur Erläuterung und zur Befestigung der gewonnenen Anschauungen soll es dienen, wenn ich jetzt noch einige hier schon gestreifte, sonst aber von der musikalischen Aesthetik und Psychologie vernachlässigte oder umstrittene Punkte in helleres Licht zu setzen versuche. Wir haben bisher die Frage nach dem Inhalt der Musik meist von der Seite des Hörers ins Auge gefaßt; richten wir dieselbe auf die Seite des Componisten. Wie sehr es sich dabei um eine Aufgabe der psychologischen

---

*) Das, wodurch Montaigne fast ohne Nachfolge unter den älteren psychologischen Schriftstellern so weit hervorleuchtet, ist vor Allem seine Kunst, innere Zustände, Gemüthsverhältnisse sinnlich, und mit Sokratischem Eifer und Anstrich derb sinnlich, zu bezeichnen. Diese Kunst bezeugt nicht bloß die seltene Tiefe seiner Beobachtung, sondern es macht sie fruchtbar, es leitet auch das Auge des Lesers, mit ihm in die Tiefen des Gemüths durch das Glas seiner Bilder hinein zu schauen. Auch als Stilist zeichnet er sich durch diese sinnliche Fülle vor den meisten seiner Landsleute aus.

Analyſe und nicht der unmittelbaren Erfahrung handelt, geht wohl ganz unzweideutig daraus hervor, daß die einfachen Zeugenausſagen der Tondichter über das, was ſie ſich bei ihren Tonſchöpfungen gedacht haben, oder welcher Inhalt für ſie ſelbſt in den Tönen ausgedrückt werde, ſehr weit von einander abweichen. Wir ſehen muſikaliſche Epochen und Schulen ſich grade danach unterſcheiden, ob ſie logiſch-beſtimmte, ſcharfgeprägte Gedanken darzuſtellen vermeinen, oder mit einer ganz entfernten Beziehung auf Gedankeninhalt an den Tongebilden ſelbſt als Quelle und Ziel ihres Schaffens ſich genügen laſſen. Ein Zugeſtändniß, daß die einem Tonwerk vorausgehenden und daran angeknüpften Gedanken in ihm nicht den congruenten oder zweifelloſen Ausdruck finden, wird in dem von vielen Meiſtern mit Vorliebe gebrauchten Kunſtausdruck gegeben, daß in dieſe Muſik Erlebniſſe, Reflexionen, namentlich ironiſche Beziehungen „hineingeheimnißt“ ſeien. Nicht offenbar dargeſtellt, ſondern myſteriös angedeutet iſt alſo der Gedankeninhalt, der dem Tonſchöpfer vorgeſchwebt.

Unzweifelhaft wird die Seele des Tondichters von irgend welchem nicht bloß aus Tönen beſtehenden Anſchauungs- und Gedankeninhalt erfüllt ſein, während — oder vorſichtiger geredet: bevor er ſein Tonwerk componirt.

Man hat zunächſt ein großes Gewicht darauf gelegt, daß jene Gedanken doch unzweifelhaft die Urſache der Tonſchöpfung ſind; wäre der Meiſter nicht von jenen Gedanken erfüllt, er würde doch nicht und nicht ſo componiren. Das iſt wahr. Aber daraus folgt nur nicht, daß die Tonreihen, weil ſie die Wirkung der Gedanken ſind, auch der Ausdruck, die Darſtellung derſelben ſind. Sehen wir einmal vom künſtleriſchen Schaffen ab und denken an die Ereigniſſe des Lebens. Irgend eine Anſchauung, Wahrnehmung, ein Denken von Thatſachen

regt den Menſchen auf; die Folge iſt: das Aufſteigen eines beſtimmten Affectes, etwa des Zornes, mit ſeinem phyſiognomiſchen Ausdruck. Jene Gedanken ſind die Urſache, der Zorn iſt die Wirkung, welche thatſächlich und ſinnlich in die Erſcheinung tritt. Aber ſtellt der Zorn die Thatſachen dar, oder die Gedanken derſelben, welche ihn erzeugt haben? Jene Gedanken alſo haben in dem Affect ihre Folge, ihre Wirkung, aber nicht die Form ihrer Darſtellung. Wir können — um dies noch zu ſagen — von dem Affect auf irgend welche zornerregende Gedanken in der Seele des Zornigen mit Sicherheit ſchließen, nimmermehr aber auf dieſe beſtimmten. Die Anwendung auf die Muſik ergibt ſich von ſelbſt.

Viſcher wird die weitgreifende Aus- und Umbildung, welche ich meinen Gedanken über Muſik hier im Vergleich zur erſten Auflage gegeben, wohl erkennen und vielleicht auch anerkennen, daß ich weit davon entfernt bin, eigenſinnig bei der früheren Faſſung überall zu beharren. Wenn er ſich aber wundert, daß ich Weſen und Wirkung der Muſik von einander ſcheide, ſo muß ich bei dieſer Scheidung allerdings ſtehen bleiben. Soll es nicht auf einen bloßen Wortſtreit über den Begriff des „Weſens“ hinaus kommen, dann muß man, glaube ich, zugeſtehen, daß das Weſen einer Sache in ihrer eigenen Natur und Beſchaffenheit beſteht; die Wirkung der Sache aber iſt von den andern Sachen oder Seelen auf welche ſie wirkt, d. h. auch von der Natur dieſer anderen und von den zufälligen Beziehungen zu ihnen abhängig; und auch die zufällige Beziehung der Sache zu ihrer Urſache oder ihrem Erzeuger modificirt ihre Wirkung. Das Weſen einer gegebenen Flaſche Rheinweins iſt ein beſtimmtes und ſich gleich bleibendes; und obgleich im Allgemeinen eine gewiſſe Wirkung des Rheinweins zu ſeinem Weſen gehört, iſt die phyſiſche oder pſychiſche

Wirkung derſelben eine ſehr verſchiedene je nach der leiblichen oder gemüthlichen Verfaſſung des Trinkers, welcher ſie leert. Die Muſik oder jedes Muſikſtück hat in der gegebenen Tonreihe mit ihren muſikaliſchen Verhältniſſen ihr äſthetiſch beſtimmtes, ſich gleich bleibendes Weſen, wer immer ſie erzeugen, wer ſie vernehmen mag. Die Wirkung derſelben aber iſt von der individuellen Beſtimmtheit des Componiſten, des Spielers und des Hörers durchaus abhängig. Wollte man ſagen, daß doch jedes Muſikſtück je nach dem Spieler und Hörer „weſentlich“ verſchieden iſt, ſo würde das eben nur ein Spiel mit Worten ſein.

Nun aber weiter: Naturanſchauungen, menſchliche Perſonen, Handlungen, logiſch beſtimmte Gedanken, hiſtoriſche Ereigniſſe können durch die Tonreihe nicht ausgedrückt und nicht dargeſtellt werden. Das Ausdrücken iſt vorzugsweiſe der Sprache, das Darſtellen der plaſtiſchen Kunſt entlehnt. Prüfen wir die Gleichniſſe, um den Thatbeſtand für die Muſik genauer feſtzuſtellen. Die Gedanken, welche wir durch den Sprachlaut ausdrücken, ſind *auch in der Seele* in Sprachform gedacht; Begriffe, Vorſtellungen von Handlungen, Charaktere u. ſ. w. werden nicht erſt formlos gedacht und dann in die Sprachform gegoſſen, die Sprachlaute werden nicht an die Gedanken angeknüpft, ſondern die Gedanken werden in und mit dieſer Form gedacht. Der Muſiker aber hat eben dieſe ethiſchen oder hiſtoriſchen Gedanken, welche er angeblich ausdrücken ſoll, ebenfalls in der Seele, aber er hat ſie *wie jeder Andere* in logiſch beſtimmter und ſprachlich geſtalteter Form; jene keimartigen noch ungeformten Gedanken, deren oben S. 149 Erwähnung geſchehen, ſind bei dem Componiſten eben ſo wie bei jedem anderen Menſchen nur Ausnahmen von der Regel; wirkliche und reife Gedanken aber können nicht in den

Tonreihen ausgedrückt werden; die Tonreihen als Folgen der Gedanken ſind nach Form und Inhalt ein Neues, ein Anderes.

Auch der plaſtiſche Künſtler hat indem er ein Gebilde ſchafft nur dasſelbe was vorher in ſeinem Geiſte, in der Phantaſie geſchaut iſt, nun zur Darſtellung gebracht; genau in derſelben Form, wie er den Inhalt in der Seele gedacht hat. Beim Muſiker aber ſoll eine dem Inhalt, wie er ſonſt in unſerer Seele — auch des Muſikers — lebt, fremde Form hinzukommen.

Nun aber tritt freilich die Frage dringend an uns heran, ob nicht derſelbe Inhalt, ſo wie er für den Redenden urſprünglich ſofort die Sprachform angenommen, in der Sprachform gedacht wird, und darum im Sprachlaut*) auch ſinnlich ausgeprägt werden kann, für den Muſiker eine zweite Form in Tönen annehmen kann? Denn auch der Sprachlaut als ſolcher iſt ja von Haus aus dem Innern des Gedankens, dem logiſchen, ethiſchen Gehalt desſelben ein Fremdes, Sinnliches; nur durch die pſychologiſche Verknüpfung beider ſind beide, Inhalt und Form, Eins geworden. So könnte man ſich alſo vorſtellen, daß der Meiſter der Muſik den logiſchen und ethiſchen Gehalt ſofort ſich in dieſe anſtatt der Sprachform umſetzt.

Allein anſtatt dieſem Gedanken durch eine lange dornenvolle Widerlegung zu begegnen, will ich den directen Beweis führen, daß, wo immer die Kunſt einem natürlichen oder logiſchen oder ethiſchen Gehalt eine Form geben ſoll, es weder ihre Fähigkeit, oder was noch wichtiger, es gar nicht ihre Aufgabe iſt, genau denſelben Inhalt in einer anderen

*) Vergl. über innere und äußere Sprachform Bd. II S. 133.

Form zu wiederholen; daß ſie vielmehr mit der Form dem Inhalt ſelbſt eine ihren eigenen Mitteln entſprechende Geſtalt gibt, andere Theile, Beziehungen des Inhalts aufſucht, aus welchen der gleiche geiſtige Werth und Gehalt hervorleuchtet.

Stellen wir uns der Einfachheit wegen nun nicht mehr die Inſtrumentalmuſik, ſondern die Melodie zu einem Texte vor,*) in welchem alſo die beſtimmten natürlichen oder ethiſchen Gedanken vorhanden ſind, welche durch die Muſik wiedergegeben werden ſollen. Und nun vergleichen wir damit zunächſt eine andere, nämlich die plaſtiſche Kunſt, etwa die Malerei, wenn ihr die gleiche Aufgabe zufällt. Es iſt nur eine ganz flüchtige, oberflächliche Rede, zu ſagen: ein Gemälde, welches etwa einen poetiſchen Text begleitet — illuſtrirt — ſtellt *denſelben Inhalt* dar, welchen der Dichter mit ſeinen Worten dargeſtellt hat. Es iſt ein ganz abſtractes Denken, welches im Bilde und im Verſe denſelben Inhalt ſieht. Denken wir etwa an den Schluß der Bürgſchaft von Schiller; er ſoll bildlich dargeſtellt werden; alſo dieſer gleiche Inhalt ſoll maleriſch vorgeführt werden. Das iſt unmöglich; und was wirklich geſchieht, iſt die Darſtellung eines anderen Inhalts, als welcher — natürlich *genau* genommen — unter den Worten gedacht wird. Ich lege kein Gewicht darauf, aber es iſt zu lehrreich um davon zu ſchweigen, daß die letzten zwei Strophen nur in einer Mehrheit von Bildern wiederzugeben ſind. Das Volk und die Freunde in der Mitte. Dann der Thronſaal, Boten bringen die Wunder-

*) Sonſt aber ſtimme ich für die theoretiſche Unterſuchung durchaus dem bewährten Grundſatz Hanslicks zu: „Was die *Inſtrumentalmuſik* nicht kann, von dem darf nie geſagt werden, die *Muſik* könne es; denn nur ſie iſt reine, abſolute Tonkunſt."

mähr. Dann ſtumme Scene; der König blickt ſie lange verwundert an. Ein neues Bild: der König redet; denn der ſchweigende und der redende König können nicht ein Bild ſein. Von dem nun, was der Dichter erzählt, kann der Maler genau genommen ſehr wenig darſtellen; und wenn er ſich darauf ſtemmte, ſo würde er von dem Inhalt und Werth ſeiner Kunſt ſich ſo weit entfernen, wie er der anderen ſich wider Natur und wider Kunſt zu nähern ſuchte. Das Staunen des Volkes kann man malen; auch das Weinen der Freunde, ob auch das „vor Schmerzen und Freude?“ — es wäre eine gewiß glänzende und wohl nicht unlösbare Aufgabe für einen Meiſter der Malerei; wenn er ſie löſt, würde er in der vorderſten Reihe ſtehen. Die Augen Aller und zwar ſehr zahlreicher Perſonen auf einem Bilde mit Thränen gefüllt; würde dem Maler kaum als ein dankbarer Vorwurf erſcheinen. — Daß der König ſie „lange“ anblickt, läßt ſich wohl ſchwer und unmittelbar gewiß nicht darſtellen; daß er redet, wohl! auch daß die Rede gütig ſei, allenfalls; aber was der König ſagt, kann kein Apelles und kein Raphael, kein Meiſſonier und kein Menzel malen.

Dahingegen malt uns der Maler, muß er uns malen, wovon der Dichter uns nichts erzählt.*) Der Himmel über dem Platze, die Architektur des Platzes; die Geſichter der Menge — in denen maleriſch nicht bloß „Staunen“, ſondern Augen, Naſen, Haare u. ſ. w. zu ſehen iſt — ihre Geſtalten, ihre Gewänder. Ferner der König auf dem Throne und alſo im Thronſaal; er und die Freunde müſſen beſtimmte charakteriſtiſche Geſichter erhalten; von den Freunden erzählt uns der Dichter in der letzten Strophe gar Nichts mehr; der Maler

*) Den Grundgedanken, daß der Dichter uns Vorſtellungen gibt, der Maler Anſchauungen, könnte der Leſer am beſten im 2. Bd. S. 352 genauer verfolgen.

aber hat uns, während der König redet, von den hörenden Freunden vom Schönsten zu erzählen, was der Pinsel erzählen kann. — Genug! Was man so denselben Inhalt heißt, ist ganz und gar nicht derselbe Inhalt, sondern ein ganz anderer wie er sich um denselben Stoff zu gestalten, oder demselben Inhalt Form und Ausdruck zu geben, aus der Natur einer jeden Kunst und des eigenthümlichen Verhaltens der sinnlichen Erscheinung zu ihren Ideen und Vorstellungen mit zwingender Nothwendigkeit ergibt. Obgleich es sich also in unserem Gedicht um einen Inhalt handelte, der es mit optischen und plastischen Erscheinungen zu thun hat, so ist doch offenbar der Inhalt eines Gemäldes, welches ihn, wie man meint, darstellen soll, in Wahrheit ein ganz anderer. Das Bild ist nicht etwa bloß sichtbar und die Worte sind hörbar, sondern wir bekommen hier etwas ganz Anderes zu sehen, als wir dort zu hören bekommen. Der malerische Inhalt bezieht sich auf den poetischen Gedanken, aber er wird durch malerische Gedanken, weil in malerischen Formen, ausgedrückt.

Und nun denke man sich — was ja auch durch gute Meister, z. B. Franz Schubert geschehen — unseren Text in Musik gesetzt: Die Melodie, mit welcher sie den Text begleitet, wird weder die bestimmten Vorstellungen des Dichters ausdrücken, noch die malerischen Anschauungen des Malers darstellen; sie wird es nicht, weil sie es nicht kann; aber sie will es auch nicht; sie hat etwas Besseres zu thun; denn sie wird und will nicht, was wir von den anderen Künsten je nach ihrer Art Vollkommenes besitzen, auf unvollkommne Weise wiederholen, sondern sie schafft uns ein Neues, Drittes, Eigenartiges, das eben so sehr — und sogar noch mehr von beiden unabhängig ist, als jene beiden von einander; sie erzeugt ein neues Kunstwerk, das, weil es aus anderen

Formen beſteht, auch einen anderen Inhalt hat. Die Seele des Gedichts zieht nicht bloß ein neues Gewand, ſondern einen anderen Leib an, mit welchem auch ihr Leben ein anderes Wirken und ein anderes Geſetz gewinnt. Gerade ſo wie derjenige, der zu einem Lied ohne Worte, zu einer Sonate, einer Symphonie einen Text dichten wollte, ein neues Werk ſchaffen, d. h. neuen Inhalt in den anderen Formen darſtellen müßte.

Das Darſtellungsmittel der Muſik, die Tonreihen mit ihren Formen und Verhältniſſen, beſitzt eben keinerlei objectiven Zuſammenhang mit der Welt der Begriffe und Vorſtellungen. Denn während die plaſtiſchen Künſte in den Linien, Farben und Körpern, in Licht und Schatten die Mittel verwenden, welche zugleich das Fundament für den Aufbau der ganzen ſinnlichen Erfahrungswelt, alſo auch der Welt der Begriffe bis hinauf zu metaphyſiſchen Theorieen ausmachen, und durch den ſinnlichen phyſiognomiſchen Ausdruck die ganze Skala der Gemüthsbewegungen einſchließlich der ethiſchen Erhebungen und des religiöſen Aufſchwungs anſchaulich erfaſſen können: bleibt die Maſſe der muſikaliſchen Töne ein objectiv iſolirtes Erſcheinungsgebiet. Einzig und allein in der äſthetiſchen Geſetzmäßigkeit der Formen und Verhältniſſe findet eine objective Einheit zwiſchen der muſikaliſchen Tonwelt und der aller anderen Geſtaltungen ſtatt.

Wohl werden Reichthum der Ideen und Anſchauungen, Energie des Gemüths, religiöſe Tiefe und ſittliche Kraft als Bedingung für hervorragende Tonſchöpfungen erkannt: aber zwiſchen beiden vollzieht ſich gleichſam nur eine Perſonalunion in der Seele des ſchaffenden Meiſters; denn auch die ſymboliſche Apperception der plaſtiſchen, dynamiſchen und ethiſchen Erſcheinungen durch Tonformen, welche wir als das energiſchſte

Band zwiſchen der Muſik und der Welt erkannt haben, beruht ja vorwiegend auf dem ſubjectiven pſychologiſchen Proceß und ſeiner Abhängigkeit von der empiriſchen Ichheit, in welcher er ſich ereignet. Eben daher kommt auch die faſt abſolute Unſicherheit in der Verknüpfung der Tonreihen mit gegebenen Vorſtellungsreihen anderer Art. In wie fern der Componiſt auf den Apperceptionsproceß und ſeine Erfolge im Zuhörer rechnet, in ſo fern könnte man ſagen, daß er den daraus folgenden geiſtigen Gehalt in ſeine Tonreihen gelegt hat. Allein der Abſtand zwiſchen den Gemüthszuſtänden des Tondichters, welche in den Tönen nach Entäußerung und Objectivirung ſtreben, und denjenigen, welche im Hörer durch die Töne entſtehen, iſt in der Regel zu groß; der Weg von dem productiven Gedanken zur Tonmaſſe und der von der Tonmaſſe zum receptiven Gedanken iſt zu verſchieden, als daß man von einem identiſchen geiſtigen Gehalt *in den Tönen* reden könnte. Die wahre Genialität des Componiſten wird ſich deshalb auch nicht darin zeigen, daß er ſeiner eigenen Gemüthslage vollkommen charakteriſtiſchen Ausdruck geben, ſondern daß er mit Sicherheit im Hörer diejenige Gemüthslage erzeugen wird, welche er beabſichtigt. Und bewähren wird ſich dieſe Genialität am meiſten dadurch, daß er die Individualität der Zuhörer überwindet und in weiten Kreiſen zu gleichen und gemeinſamen Apperceptionen fortreißt. Je eigenartiger, beſtimmter, prägnanter und urſprünglicher die Tongebilde ſind, deſto ſicherer werden ſie die Hörer zu beſtimmten und gleichartigen Apperceptionen leiten oder zwingen. Ja ſo hoch, meine ich, kann der Tondichter ſich erheben, eine ſolche *dynamiſche* Hoheit, Klarheit und Energie kann er ſeinen Tongebilden verleihen, daß ſie der ſymboliſchen Apperceptionen ſchadlos entrathen und vielmehr zu Idealen einer freien und genialen

Geſtaltung werden, denen ethiſche und plaſtiſche Erſcheinungen nachzuſtreben haben.*)

Aber auch hier auf dieſem höchſten Gipfel muſikaliſchen Gehaltes angekommen, darf man, um bei der beſonnenen Wahrheit zu bleiben, nie vergeſſen, daß die Geſtaltung der Muſik, ebenbürtig neben jeder anderen ſtehend, doch von ihrer eigenen Art iſt, daß ſie in ihrer eigenen Logik denkt, ihre eigene Sprache redet, ihr eigenes Ethos und religiöſes Pathos hegt, daß aber alles dieſes zerſtört oder entwerthet wird, wenn man ſie zur lautmaleriſchen Gleichung des logiſchen Gedankens oder der Wortvorſtellung oder des ſittlichen und religiöſen Gefühls zwingen will.

Steht doch auch innerhalb der Sprache ihre Lautmalerei auf der unterſten Stufe des Sprachprincips und vermag nur als begleitendes eingefügtes Element eine berechtigte immerhin ſehr beſcheidene Stelle zu gewinnen. Nur auf den unterſten Stufen der Cultur- und Kunſtentwickelung wird die Muſik, wie viele Reiſende uns erzählen, gleichſam wie eine Sprache als Zeichen für mitzutheilenden Inhalt benutzt,**) etwa wie bei uns noch in den Signalen der Kriegs- und Feuerwehr.

Dieſe wären beiläufig geſagt ein hübſches Object, um an ihnen die ſymboliſche Bedeutung nachzuweiſen, wobei wahrſcheinlich auch die Grenze derſelben und die Nothwendigkeit zum rein Conventionellen überzugehen ſich herausſtellen möchte. Für Angriff, Verfolgung wird es zweifelloſe, lautliche Bilder geben, ob auch für Sammlung, Schlafengehen, Abkochen?

---

*) Man denke an die oben S. 131 angenommene Hypotheſe einer adäquaten Melodie zu Mahomets Geſang.

**) Vgl. G. Simmels vortreffliche „Pſychologiſche und ethnologiſche Studien über Muſik“ in unſerer Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft Bd. XIII S. 289 f.

Gegen die Hoffnung, daß es Melodieen gäbe, welche der völlig adäquate musikalische Ausdruck etwa für eine Dichtung sind, sprechen zuweilen historische Thatsachen mit einer wahrhaft erschreckenden Deutlichkeit; erschreckend, weil sie jede objective Deutung und Bedeutung der Musik zu vernichten drohen. Ich beschränke mich darauf, ein einziges Beispiel solcher Art anzuführen. Franz Schubert hat Goethesche Dichtungen, darunter den Erlkönig, die Mignonlieder u. s. w. componirt. Seit zwei Generationen gelten diese Melodieen als vollkommenste musikalische Interpretationen der Gedichte. Aber Schubert hatte sie Goethe geschickt, und dieser hat so wenig Gefallen daran gefunden, daß er kein Wort des Dankes dafür hatte. Bedenkt man nun, daß hier alle individuellen Hemmungen fehlen, alle individuellen Bedingungen für die Erkenntniß gegeben sind: eine bestimmte Gedankenreihe in der Dichtung; ein so volles Verständniß derselben, wie es nur ihr Autor haben kann; und dieser Autor ein Mann, der neben der universellen, fast möchte man sagen in ihm personificirten Aesthetik lebhaftes Interesse für Musik mit genügender Erfahrung in ihren Formen besitzt; — so könnte man an jeder objectiven Bestimmtheit und Schätzung der Beziehung zwischen Melodie und Text verzweifeln.

In der That ist die Bestimmtheit des musikalischen Gedankengehaltes, — wenn dieser nicht in den akustischen Gebilden und ihren ästhetischen Beziehungen, sondern in der Gleichung mit plastischen Anschauungen oder mit Begriffen, Ideen und Gesinnungen gefunden wird — eine sehr geringe. Sehr im Unrecht aber scheinen mir die begeisterten Verehrer der Musik, wenn sie dies als einen absoluten unersetzlichen Mangel beklagen, oder gar die Tondichter, welche denselben durch die Weise ihrer Composition soviel wie möglich zu überwinden

ſuchen; vielmehr ſollten ſie erkennen, daß in und mit dieſem Mangel einer der herrlichſten, weil der ganz ſpecifiſchen, ihr allein unter allen Künſten zukommenden Vorzüge der Muſik gegeben iſt. Aus bloßen Luftſchwingungen, dem indifferenten und dennoch das Gemüth ergreifenden Stoffe, bildet ſie eine Welt, welche die Seele durch die Schönheit ihrer Formen befriedigt; die Gebilde aber, welche ſie in dieſen Formen erzeugt, ſind fern von den Nöthen und Kämpfen, von den Mängeln und Leiden, von Zweifeln und Härten, welche die übrige Welt erfüllen und unſer inneres Leben bedrängen; das reine und freie Spiel einer aus aller Wirklichkeit und allem Schlechten, Böſen und Gemeinen glücklich entflohenen originalen Formenwelt, welche zu ihrer ſteigenden Vollkommenheit Nichts weiter als der fließenden Quellen ſchöpferiſcher Kraft bedarf. Die Welt vergeſſen, welche zwar aus der Klarheit logiſcher Formen, Feſtigkeit phyſikaliſcher Geſetze, Strenge moraliſcher Forderungen und Hoheit religiöſen Bewußtſeins im Großen und Ganzen eine Harmonie erkennen, aber ſelten in der engen Wirklichkeit erleben läßt, vielmehr nur mit einer ungeſtillten Sehnſucht alle die Reibungen, alle die Härten und Schwächen des Daſeins, alle drückenden Laſten des Schickſals zu überwinden trachtet: — dies vollzieht ſich durch die Schöpfung und den Genuß der Muſik in ſo weit, als ihre Formen eben von denen der übrigen ſinnlichen und ſittlichen Welt und ihren Weſenheiten verſchieden ſind und ſtatt ihrer nur die eigene, rein muſikaliſche Beſchaffenheit an ſich tragen.*)

*) Halte man dieſen Gedanken noch mit dem oben S. 150 f. ausgeführten zuſammen, und man begreift dann vielleicht am eheſten die frühe und weite Verbreitung dieſer Kunſt im Menſchengeſchlecht, welche durch dieſen allgemeinen Charakter eine abſolut wahre Anziehung ausübt, wenn auch die ſpeciellen äſthetiſchen Huldigungen dieſer oder jener Muſik von Nachäffung und conventioneller Lüge nicht frei ſind.

Indeſſen iſt das Streben des menſchlichen Geiſtes nach einer durchgängigen Einheit des Bewußtſeins ein ſo natürliches, daß wir wohl begreifen, wie hervorragende Meiſter der Tonkunſt ſich dazu gedrängt fühlen, die Unſicherheit im Gedankengehalt der Muſik zu überwinden und ihn durch die Beſtimmtheit derjenigen Anſchauungen, Begriffe und Vorſtellungen, welche ihre muſikaliſch-ſchöpferiſchen Kräfte in Bewegung geſetzt haben, in der Form eines begleitenden Programms zu beleuchten. Auch die Einſichtigen, welche ſich von falſcher und vergeblicher Tonmalerei fern halten, ſuchen und erreichen durch das Programm, die unwillkürlich eintretende ſymboliſche Apperception der Tonreihen in vorgezeichnete begriffliche Bahnen zu lenken.

Und wenn der große Meiſter der neunten Symphonie ihren gewaltigen muſikaliſchen Gedankengehalt aus den wallenden Wogen der Unbeſtimmtheit auf die Inſel der Dichtung rettet und in den ſprachgeformten Gedanken des Chors zum Ausdruck bringt: dann mag dies als Ausnahme berechtigt und auf eine innere Nothwendigkeit inſofern gegründet ſein, als die großartige Form der Tonmaſſen ſelbſt eine ſo große Summe ſymboliſcher Apperceptionen veranlaßt hat, daß die Erregung der Seele übermächtig wird und deshalb in den feſtgeformten Gedanken des Liedes eine Erlöſung ſucht.*)

Wird es aber als ein lautes Geheimniß, gleichviel ob als Wahrheit oder Erfindung herumgegeben, daß der ſchöne Götterfunken, die Tochter des Elyſiums, welche in den rauſchenden Wogen der Töne gefeiert wird, dennoch nicht die Freude welche nur die Maske hergibt, ſondern die Freiheit ſein ſoll,

*) In Mendelsſohns Symphoniecantate iſt wohl mehr Freiheit als innere Nothwendigkeit des Uebergangs aus der reinen Inſtrumental- in die Vocalmuſik.

dann wird die Incongruenz des in den Tonmaſſen unbeſtimmt fluthenden und des in Worten klar gedachten Ideengehaltes immer wieder beſtätigt.

Ob aber Webers Verſuch, in der Ouvertüre zu Euryanthe dem ſchwebenden und ſchwankenden Gehalt der Tonmaſſen anſtatt durch Worte (eines Programms oder einer Dichtung) vielmehr durch ſtumme lebende Bilder eine feſte Form zu geben oder die frei ſchweifende muſikaliſche Schönheit an die maleriſche zu feſſeln und in ihr gleichſam zur interpretirenden Anſchauung zu bringen, ein berechtigter iſt, dies werden wir ſogleich bei der Rückkehr zu der Frage erörtern, wie Muſik und Malerei zuſammenwirken können. Denn die bloße Thatſache, daß die zuweilen vorgenommene Einſchiebung des lebenden Bildes einen „Erfolg“ gehabt habe, werden wir wohl weder als einen äſthetiſchen noch als einen pſychologiſchen Beweis der inneren Berechtigung dieſer Verbindung anſehen.

Zuvor aber dürfte eine kleine ausdrückliche Auseinanderſetzung mit dem Dichter der Lieder ohne Worte um ſo mehr gerechtfertigt ſein, als dieſer nicht bloß überhaupt ein claſſiſcher Zeuge über das, was die Muſik ſagen will, ſondern zugleich einer von den in der Rede beholfenen Muſikern iſt. Seine Anſicht von der Beſtimmtheit der Bedeutung in der Muſik, welche dadurch die Sprache gradezu übertreffen ſoll, hat etwas Herausforderndes. „Die Leute,“ ſagt er einmal in einem ſeiner Briefe, „beklagen ſich gewöhnlich, die Muſik ſei ſo vieldeutig, es ſei ſo zweifelhaft, was ſie ſich dabei zu denken hätten, und die Worte verſtände doch ein Jeder. Mir geht es gerade umgekehrt. Und nicht bloß mit ganzen Reden, auch mit einzelnen Worten; auch die ſcheinen mir ſo vieldeutig, ſo unbeſtimmt, ſo mißverſtändlich im Vergleich zu einer rechten Muſik, die Einem die Seele erfüllt mit tauſend beſſeren Dingen,

als Worten. Das, was mir eine Muſik ausſpricht, die ich liebe, ſind mir nicht zu unbeſtimmte Gedanken, um ſie in Worte zu faſſen, ſondern zu beſtimmte. So finde ich in allen Verſuchen, dieſe Gedanken auszuſprechen, etwas Richtiges, aber auch etwas Ungenügendes. Dies iſt die Schuld der Worte, die es eben nicht beſſer können.

Habe ich bei dem einen oder dem anderen Lied ein beſtimmtes Wort, oder beſtimmte Worte im Sinne gehabt, ſo mag ich die doch keinem Menſchen ausſprechen, weil das Wort dem einen nicht heißt, was es dem andern heißt, weil nur das Lied dem einen dasſelbe ſagen, dasſelbe Gefühl in ihm erwecken kann, wie im andern, — ein Gefühl, das ſich aber nicht durch dieſelben Worte ausſpricht. Das Wort bleibt vieldeutig und die Muſik verſtehen wir doch recht."

Auf die Vieldeutigkeit der Worte alſo, auf den Mangel an Congruenz desſelben mit dem Gedanken und daraus folgenden Mangel an Einſtimmigkeit in dieſem beruft ſich Mendelsſohn. Wir haben derſelben im vorigen Bande ein ganzes Capitel, das 4. gewidmet; unſerem Leſer alſo iſt ſie geläufig. Wenn aber dagegen die Sicherheit und Beſtimmtheit im Inhalt der Muſik geprieſen wird, ſo beruht das auf einer bloßen Selbſttäuſchung, und es iſt ſehr intereſſant zu ſehen, wie dieſe ſich ſelbſt verräth. Worte ſeien vieldeutig, unbeſtimmt, mißverſtändlich im Vergleich zu einer rechten Muſik, „die Einem die Seele erfüllt mit tauſend beſſeren Dingen, als Worten." Ich will dem liebenswürdigen Streiter für eine Herzensſache gewiß nicht mit pedantiſch ſtrenger Deutung des Wortes zu nahe treten, ſondern dies ganz nur ſo nehmen, wie er es gemeint hat; aber auch ſo hat es die Uebertreibung allzuſtarker Vorliebe verrathen. „Mit tauſend beſſeren Dingen" erfüllt eine rechte Muſik die Seele als mit Worten; mit tauſend ja;

aber nicht mit zehn, am wenigſten mit Einem. Und mit beſſeren, wie wir geſehen haben, recht oft; aber mit beſtimmteren? Die Erregung der Seele des muſikaliſch geſtimmten Menſchen iſt eine ſichere, tiefe, mannigfaltige; das iſt die Thatſache. Wenn nun aber die Sprache dieſen muſikaliſch entſtandenen Seeleninhalt nicht beſchreiben kann, ſo liegt die „Schuld“ nicht an ihr allein, ſondern ganz ebenſo an dem Inhalt; denn es fehlt viel, daß er in beſtimmten, oder gar zu beſtimmten Gedanken beſtände; vielmehr ſind dieſe für die Sprache zu unbeſtimmt. Das Wahre an der Sache iſt einzig und allein dieſes: die Beſtimmtheit iſt eben in beiden Gebieten eine verſchiedene; nicht als eine größere oder geringere, ſondern eben als eine andere ſtellt ſie ſich dar. Daraus folgt allerdings, daß es gewiſſe Inhalte geben kann, — und es werden nicht im Sinn der Logik oder der Aeſthetik, der Phyſik oder der Pſychologie beſtimmte ſondern unbeſtimmte ſein — welche eher durch die Beſtimmtheit der Muſik, als durch die der Sprache zu faſſen, dem Gemüthe nahe zu bringen, einem Anderen mitzutheilen ſind. Für logiſch unbeſtimmte Gedanken hat oft Muſik die rechte Beſtimmtheit.

Aber — die muſikaliſche Inhaltsfrage wird am eheſten klar, wenn man dies beachtet — das Gleiche gilt nicht nur von Tönen, ſondern ebenſo von plaſtiſchen und realen Vorgängen. Ein Augenaufſchlag, eine Bewegung, eine Beleuchtung können auch eine gewiſſe Seelenſtimmung beſſer ausdrücken, als Worte, und man kann von der anderen Seite jene ſinnlichen Erſcheinungen ebenſo wenig mit Worten beſchreiben, wie die Seelenſtimmung, welche ſie ausdrücken. Daß aber in einem Augenaufſchlag, in eines Abends oder eines Bildes Beleuchtung beſtimmte Gedanken enthalten ſeien, würde man daraus mit Unrecht ſchließen. Ich kann dem Ausſpruche Naumanns:

„Die Tonkunſt ꝛc. S. 72“ beiſtimmen: „Da, wo es ſich um das Unendliche und Ewige handelt, kann das Wort nur andeuten, während die Muſik ſich bei ſolcher Gelegenheit als die Kunſt erweiſt, der es gegeben iſt, dem Unausſprechlichen Ausdruck zu verleihen.“ Jedoch nur deshalb und nur in dem Sinne kann hier vom „Ausdruck“ des Unausſprechlichen geredet werden, weil dieſes neben dem logiſchen Gedanken des Ewigen und Unendlichen in einer allgemeinen Erregung der Seele gegenwärtig wird, welche beim Tondichter in ſeinen Tönen ſich entladen, beim Hörer durch dieſelben erzeugt werden kann. Alſo genau genommen, wird nicht das Unausſprechliche ſelbſt, das mit Worten unſagbar iſt, in Tönen geſagt, dargeſtellt, ausgeſprochen, ſondern nur die analoge und ebenfalls unſagbare Erregung der Seele wird hervorgerufen. — Vollends aber iſt es irrig, in der Vieldeutigkeit der Worte den Grund zu ſehen für ihre Unzulänglichkeit den muſikaliſchen Inhalt auszuſagen. Auch hier verräth ſich der Autor ſelbſt mit ſeinen eigenen Worten. Das Lied kann dieſelben Gefühle in dem Einen erwecken wie im Andern; muß es das auch? Das Gefühl ſpricht nicht durch dasſelbe Wort ſich aus; thut es aber das niemals? Das Wort bleibt vieldeutig und die Muſik verſtehen wir doch recht. Wirklich? wer ſind denn dieſe „wir“? Doch nicht alle Menſchen? Werden nicht doch die Menſchen im Allgemeinen über die Worte einſtimmiger ſein, als über die Muſik? werden ſie jene nicht beſſer verſtehen? Und ſelbſt der ganz und gar Muſikaliſche, an den wohl Mendelsſohn gedacht hat: wird er auch in allen Stunden, in allen Lagen mit einer Tonreihe dieſelben Gedanken ſo verbinden, wie mit dem Worte (trotz aller Differenzen), im Weſentlichen dieſelbe Vorſtellung verknüpft iſt?

Was zu dieſer Täuſchung immer wieder den Anlaß gibt, iſt alſo auf der einen Seite die völlige Identität der Ton-

reihen mit ſich ſelbſt und die Unmöglichkeit ſie mit Worten zu umſchreiben; auf der anderen Seite die zweifelloſe Sicherheit in der Erregung des Gefühls, zu welchem Mendelsſohn ohne Bedenken übergeht, während vorher von dem beſtimmten Gedanken die Rede war.*)

Damit aber kommen wir ſchließlich in Bezug auf die Frage, welcher Inhalt mit den Tonformen verbunden ſei, zu einer häufig hervorgetretenen Anſicht, welche wir etwas genauer zu erwägen haben. Man gibt willig zu, daß plaſtiſche Bilder ſelten, Begriffe und Vorſtellungen gar nicht durch muſikaliſche Tonreihen ausgedrückt werden können. Das Weſen der Muſik aber — dies wird in mancherlei Variationen gelehrt — beſtehe darin, Gefühle auszudrücken.**) Gefühle alſo und ſetzen wir gleich hinzu Stimmungen, die man ja füglich als ſeeliſche Gemeingefühle bezeichnen kann, ſollen den eigentlichen Inhalt der Muſik ausmachen. Muſik: Gefühl; das iſt's; das ſcheint des Räthſels Löſung. Wenn muſikaliſche Tonreihen erklingen, dann werden dadurch — vielleicht nicht beſtimmte Vor-

---

*) Als dankbaren Stoff zum weiteren Nachdenken und genauerer Beobachtung will ich hier noch die Frage anfügen: mit welchem Recht oder in welchem Umfang man wohl behaupten dürfe, daß die Muſik eine internationale oder beſſer interlinguiſtiſche Sprache des Gefühls ſei? Vielfache Erfahrungen zeigen, daß die Söhne und Töchter des einen Volkes die Muſik des anderen eben ſo wenig verſtehen, wie ſeine Sprache. Vielleicht kann man ſagen, daß die Muſik der Nationen von gleicher Culturſtufe ſich nur dialektiſch unterſcheidet, während verſchiedene Culturſtufen eine verſchiedene muſikaliſche Sprache reden. (Vgl. Simmel a. a. O. S. 300.)

**) Die Ausſprüche der Muſiker ſelbſt über ihre Kunſt ſind hier beſonders zahlreich; ſie ſind aber auch reich an Widerſprüchen nicht nur bei verſchiedenen, ſondern auch bei denſelben Meiſtern. Die Gefühle ſind ſchon dem Pſychologen ein Kreuz, und man glaubt ein Räthſel ſchnell zu löſen, wenn ein neues Räthſel die Löſung des alten iſt.

ſtellungen, Anſchauungen, Begriffe, aber — jedenfalls Gefühle im Hörer erregt. Im Componiſten aber muß, gleichviel was und worüber er gerade denkt, jedenfalls das Gefühl erregt ſein. Das ſind nun Alles unzweifelhafte Thatſachen; nicht beſtritten ſollen ſie werden, aber aufgeklärt. Der Aufklärung aber bedürfen ſie in hohem Grade. Ganz treffend hebt Franz Liſzt die Unmittelbarkeit des Zuſammenhanges hervor, wenn er ſagt: „Das Gefühl incarnirt ſich in der Muſik, ohne, wie in ſeinen übrigen Erſcheinungsmomenten, in den meiſten Künſten und vornehmlich in denen des Worts, ſeine Strahlen an dem Gedanken brechen, ohne die Nothwendigkeit, ſich mit ihm verbinden zu müſſen.“ In welchem Sinn aber oder in welchem Proceß vollzieht ſich dieſe „Incarnation“?

Bemerken wir zunächſt, daß wir von Gefühlen und Stimmungen im eigentlichen Sinne reden; in dieſem bedeuten ſie nicht, wie man nach ſchwankendem Sprachgebrauch wohl zu ſagen pflegt, unklare Vorſtellungen, undeutliche Begriffe, ſondern lediglich die Zuſtände der Seele während des Denkens irgend welcher Inhaltsvorſtellungen (vgl. Bd. I S. 284 f.); alſo Gefühle der Luſt, des Schmerzes, der Liebe und des Haſſes, des Mitleides, der Ehre, religiöſe, ſittliche Gefühle der Hingebung, des Wohlwollens u. ſ. w.

Wenn man nun ſagt: die Aufgabe oder die Leiſtung der Muſik iſt es, Gefühle auszudrücken, ſo haben wir dabei dreierlei zu unterſcheiden; zunächſt die Gefühle des Componiſten, von denen ſeine Seele erregt iſt, und welcher ſie entſtrömen, von denen er ſich gleichſam befreit in und mit der Schöpfung der muſikaliſchen Gebilde. Die beſtimmte Bewegung ſeines Gemüthes prägt ſich in den Tönen aus. Mendelsſohn ſchreibt gelegentlich des 2. Liedes ohne Worte an ſeine Schweſter (Henſel, die Familie Mendelsſohns), „iſt Dir's zu ſchlecht, ſo

kann ich nicht helfen, mir war ſo als ich Euren halb ängſtlichen, halb erfreuten Brief bekam."

Davon verſchieden ſind die Gefühle, welche in der Seele des Hörers durch dieſe Töne erregt werden. Auf den erſten Blick ſcheint die Sache ungemein einfach: dieſelben Gefühle, welche in der Seele des Componiſten die Melodie, die Harmonie, den Rhythmus dieſer Tonreihe hervorgerufen haben, kehren durch das Anhören derſelben in der Seele des Hörers wieder. Religiöſe Erhebung hat dieſen Choral geſchaffen; ſie wird ſich im Herzen des Hörers widerſpiegeln. Idylliſches Behagen wird aus den Tönen, die es erzeugt hat, in das Gemüth des Hörers überſtrömen. Aber ſo wird ſich die Sache in den ſeltenſten Fällen verhalten können. Irgend ein harter Verluſt hat den Tondichter getroffen; von einem tiefen Schmerzgefühl iſt er ergriffen und er gibt ihm Ausdruck in Tönen; werden die Hörer oder ſollen ſie von dem gleichen Gefühl des Schmerzes ergriffen werden? Des Componiſten hat ſich über irgend ein Erlebniß Verzweiflung bemächtigt, welche ihm Tonreihen auspreßt; ſollen die Hörer auch von Verzweiflung ergriffen werden? In aller Naivetät hat Franz Schubert es ausgeſprochen: „Meine Erzeugniſſe in der Muſik ſind durch den Verſtand und durch meinen Schmerz vorhanden; jene, welche der Schmerz allein erzeugt hat, ſcheinen die Welt am meiſten zu erfreuen." Wenn er dies dem moraliſchen Charakter der Hörer oder ihrem Verſtändniß zum Vorwurf macht (denn er fährt fort: „Keiner, der den Schmerz des Andern und Keiner, der die Freude des Andern verſteht"), ſo iſt es nur ſein pſychologiſcher Irrthum über die Wirkung der Muſik, der ihn dazu verleitet. Wenn der Tondichter einen tiefen Schmerz empfunden, wenn er demſelben in Tönen einen vollkommenen Ausdruck

gegeben: dann werden wir allerdings eine hohe äſthetiſche Freude an der Vollkommenheit dieſes Ausdrucks empfinden. Und wird, und darf ihn das kränken? Hat er die Töne geſetzt, nur um uns ſein Schickſal zu erzählen? nur um unſer Mitgefühl zu erwecken? — Will er uns, die Hörer, nur zu Genoſſen ſeines Schmerzes machen und uns nicht die Kunſt ſeines Ausdrucks genießen laſſen? Gleichwohl wird die Seele des Hörers durch dieſe Melodie unmöglich von Jubel oder Luſt erfüllt, ſie wird vielleicht von einer gewiſſen Wehmuth neben der äſthetiſchen Freude, ſchwerlich aber etwa von Mitleid bewegt werden. Nehmen wir ein anderes Beiſpiel und allgemein für alle Künſte: der Bildhauer in einer Gruppe, der Maler in einem Bilde, der Dichter in einem Liede, der Componiſt im Geſange ſtellen auf eine vollkommene Art die „Mutterliebe“ dar: ſollen die Beſchauer und Hörer, ſollen auch Männer und Knaben „Mutterliebe“ fühlen? Die Darſtellung der Liebe zweier Verliebten erzeugt nicht Verliebtheit.

Wir müſſen an das Dritte, an die dritte Form, wie das Gefühl mit den Tönen verbunden iſt, denken: in den Tönen iſt das Gefühl enthalten, in ihnen iſt es ausgedrückt, dargeſtellt. Gleichviel was der Schöpfer des Kunſtwerks jetzt ſelbſt gefühlt hat, er ſoll das Gefühl das ſich an das Object knüpft zum Ausdruck bringen: eine Mutter im Schmerz über den Tod ihres Kindes ſei der Vorwurf; der Maler, der Dichter, der Componiſt iſt keine Mutter, er hat kein Kind verloren; nicht ſein actuelles und reelles Gefühl, ſondern ſeine künſtleriſche Anſchauung dieſes Schmerzes ſoll er in Worten, im phyſiognomiſchen Ausdruck des Bildes, in Tönen zur Darſtellung bringen. Auch in der Seele des Aufnehmenden wird nicht das Gefühl des Mutterſchmerzes, ſondern nur eine Anſchauung desſelben aus dem Kunſtwerk empfangen werden.

Der speciellen Psychologie der Musik stelle ich demnach die Aufgabe — deren Lösung dieses Ortes nicht ist —, anstatt vom Gefühl als Inhalt der Musik überhaupt zu reden, vielmehr an einzelnen Beispielen genau darzulegen: in welchem Sinne eine Tonreihe Ausdruck eines Gefühles ist, welche Art von Gefühlen in der Seele des Componisten, und welche davon durchaus verschiedene in der Seele des Zuhörers entstehen werden. Andeuten will ich nur dieses: im Bewußtsein des Tondichters ist ein wirkliches Erlebniß, eine Erinnerung oder eine durch die Phantasie frei geschaffene Anschauung vorhanden; an diese schließen sich gewisse Gefühle an, denen er im Tonwerk Ausdruck gibt. Der Hörer aber empfängt nur die Tonreihe; Nichts von den Vorstellungen des vom Künstler Erlebten oder in der Phantasie Gedachten wird ihm dargeboten; aber aus der Tonreihe allein sollen in ihm Gefühle entspringen. Ueberall sind hier Verhältnisse von Ursachen und Wirkungen; aber ganz andere Ursachen und ganz andere Wirkungen finden auf beiden Seiten statt; an dem Bestand — der Beschaffenheit der Tonreihe aber hat die Wissenschaft nachzuweisen, wie Gefühle in ihr enthalten, ausgedrückt, wie sie als Wirkung von Gefühlen aus der Seele ihres Schöpfers hervorgegangen und wie sie zur Ursache von Gefühlen in der Seele des Hörers werden.

Dabei wird nun namentlich zur Aufklärung der Thatsache, daß durch Töne Gefühle ausgedrückt werden, Folgendes zu erwägen sein. Die Töne können nicht die Gefühle bedeuten, wie in der Sprache, noch auch sie darstellen, wie in der Plastik; aber sie können und sollen die Gefühle wirklich erzeugen. Wenn Wörter ausgesprochen und vernommen werden: etwa Tugend, Gerechtigkeit, Friede, Baum, Haus u. dergl., dann müssen diese Vorstellungen schon vorher in der Seele des Hörers vor-

handen, mit der Vorstellung des Lautkörpers verbunden gewesen sein; durch das Hören der Laute wird die Vorstellung, die Bedeutung die ihnen zukommt *erinnert*, ins Bewußtsein gerufen. Das Hören der Laute erzeugt, schafft keine Vorstellungen, als nur die Vorstellungen des Lautes selbst. Die musikalischen Töne aber erinnern nicht an frühere Gefühle, die mit ihnen verbunden waren, sie bedeuten nicht als *Zeichen* diese Gefühle, sondern sie sollen dieselben *erzeugen*. Aus diesem jetzigen Proceß der nervösen Erregung und der geistigen Vorstellung dieser Töne sollen die Gefühle wirklich entstehen. Nicht der Proceß der Erinnerung, der sich an sie anschließt, sondern der der Erregung den sie bewirken, verleiht den Tönen diese Bedeutung; sie die Töne allein sind die Ursache, deren Wirkung diese Gefühle sind. Dies ist der wahre Sinn der Incarnation des Gefühls in der Musik. In einem gegebenen Fall soll dasselbe Gefühl, welches im Componisten durch Erlebnisse, Anschauungen entstanden ist, im Hörer durch die Töne, welche wahrgenommen werden, entstehen. Nicht weil diese Töne jene *Anschauungen* tonmalerisch *darstellen*, auch nicht weil sie das *Gefühl* tonmalerisch *abbilden*, sondern weil sie als nervöse Reize und Vorstellungen der Tonverhältnisse die Gefühle erwecken.

Denn malerische Darstellungen sind plastische *Abbilder* des Inhalts, den sie darstellen; es sind dieselben, etwa verkleinerten, Linien, oder auch dieselben Farben, welche an den Gegenständen selbst wahrgenommen werden; die Abbilder erzeugen eine ähnliche Anschauung wie die Urbilder selbst und erregen deshalb auch neben den ästhetischen die gleichen pathetischen Gefühle, wie die Urbilder. Die musikalische Tonreihe dagegen ist nicht das Abbild von Gefühlen; die Gefühle werden nicht in den Tönen angeschaut, sondern weil wir durch diese

Töne die bestimmten Empfindungen in Nerven und Gemüth empfangen, entspringen aus denselben Gefühle.

Aber ein Unterschied findet nicht bloß zwischen dem Componisten und dem Hörer theils in Bezug auf die geistigen Vorgänge überhaupt, welche den Tönen vorangehen oder nachfolgen, theils in Bezug auf das Verhalten des sinnlichen Tons zum Innern des Gefühls statt; sondern wir haben nun schließlich im Componisten selbst ein mehrfaches Verhalten desselben psychologisch genau zu unterscheiden, welches bisher nur gelegentlich angedeutet ist.

Immer festgehalten, daß Dinge und Personen, Erlebnisse, Handlungen, Situationen und Gesinnungen nicht in Tönen gemalt, sondern daß nur die Seelenzustände, also vornehmlich die Gefühle, die durch jene erregt werden, in Tönen zum Ausdruck kommen: so wird der Componist in seinem Tonwerk (es mag nun rein instrumental oder einen gegebenen Text begleitend sein) entweder seinen eigenen inneren Zustand, seine persönliche Erregung als persönliches Erlebniß in Tönen ausströmen; oder er wird die aus allgemein menschlichen oder bestimmten historischen Thatsachen hervorgehenden Gemüthszustände zum Ausdruck bringen. Aus Beobachtung oder Erinnerung, aus Geschichte oder Reflexion, aus Wahrheit oder Dichtung wird er einen Gedankengehalt vor seiner Seele haben, dessen Gemüthserfolg (wie er in Anderen eben so wohl, wie in ihm selbst auftritt) er in Tönen zur Darstellung bringen wird. Dort wird sein eigenes wirkliches Gefühl, hier wird die (historische oder poetische) Anschauung eines solchen ausgedrückt; jene Composition werden wir als lyrische bezeichnen können, diese als epische oder dramatische. Aber beides kann dann noch stattfinden: der Erguß des persönlichen Gefühls kann sich — wie dies bei Goethe so oft der Fall war — in

einer objectiv erfaßten fremden Perſon und Situation zur Darſtellung bringen; umgekehrt kann an der Auffaſſung objectiver Ereigniſſe, an der epiſchen oder dramatiſchen Geſtaltung derſelben entweder vorzugsweiſe das allen Gemeinſame, das Sachliche hervortreten, oder die eigene perſönliche Beziehung zu ihm ſich geltend machen, ſo daß wir wie bei der Dichtung auch bei der Compoſition von einer mehr objectiven oder mehr ſubjectiven Stellung des Schöpfers zu ſeinem Werke werden reden dürfen.

So mannigfach verſchieden alſo ſtellt ſich die pſychologiſche Thatſache dar, die man wie eine ganz einfache damit meinte ausſprechen zu können, daß in der Muſik Gefühle ausgedrückt werden.

So viel über den Unterſchied der Muſik und der Plaſtik in Bezug auf Inhalt und Wirkung derſelben; wobei wir die Erörterungen über die plaſtiſche Kunſt um ſo mehr beſchränken durften, als die Anſicht über dieſe einfacher und weniger beſtritten iſt.

Die Beantwortung unſerer urſprünglichen Frage hängt aber weſentlich ab von der Betrachtung des zweiten pſychologiſchen Unterſchiedes unter den Künſten. Außer dem nämlich, daß ſie ſich durch das unterſcheiden, *was* die Seele von dem Kunſtwerk empfängt, unterſcheiden ſie ſich, wie geſagt, auch dadurch, *wie* ſie es empfängt.

Das Bild ſteht vor unſeren Augen fertig, die Muſik *entſteht* vor unſeren Ohren. Müſſen nun aber auch beide *in unſeren Organen* erſt entſtehen, ſo iſt doch für die Art dieſer Entſtehung dadurch ein weſentlicher Unterſchied gegeben. Beide beſtehen als Ganze aus einem Complex einzelner Theile;

von der vollständigen Auffassung aller einzelnen Theile hängt der vollständige ästhetische Genuß des Ganzen ab. Aber die Theile verhalten sich in beiden verschieden zu einander und zum Ganzen. Jedes Musikstück besteht aus einer Reihe von Accorden, welche man als eine zwar nicht einfache und gerade, sondern aus mehrfachen Parallelen gebildete und auf- und absteigend gebogene, doch aber in Einer Richtung fortgeschwungene Linie sich denken kann; jedes Bild bildet eine Fläche, auf welcher man ungefähr die Hauptfiguren als Centrum zur Peripherie des Ganzen — oder allenfalls als zwei Centra in der Parabel betrachten kann. Dies gilt wenigstens ganz unzweifelhaft für die subjective Empfängniß beider Kunstwerke. Ist ein Bild vor unseren Augen entrollt, so fassen wir mit dem ersten Blick das Ganze ins Auge, oder mindestens einen größten und sicher immer den hervorstechendsten Theil; wir erhalten sogleich eine noch unbestimmte und unvollständige, aber eine totale Anschauung des ganzen Bildes. Durch ein ferneres Hinsehen wird die Anschauung beides, bestimmter und vollständiger; wir unterscheiden genauer die einzelnen Theile der verschiedenen beziehungsweise Ganzen, wie die Glieder und Stellungen jeder einzelnen Figur, und setzen sie und die verschiedenen Ganzen (Figuren) selbst wieder zusammen, kurz wir ordnen unsere Anschauung; zu diesem Behufe suchen und sehen wir Einzelnes, was im ersten Blick noch gar nicht oder undeutlich gesehen war. Hier geht gleichsam das Ganze den Theilen voraus, ist mindestens mit ihnen fast zugleich. Bei der Musik aber empfangen wir nothwendig erst die einzelnen Theile der Reihe nach durchs Ohr, ehe sie sich in der Seele zu einem Ganzen bilden können; hier gehen die Theile dem Ganzen nothwendig voraus; und nicht bloß successiv, sondern in einer durchaus bestimmten Succession sind die Theile

vom Anfang bis zum Ende gegeben, während in dem Bilde der Fortſchritt von Theil zu Theil durchaus frei und willkürlich iſt.*) Hier auf dem Bilde geſchieht jeder weitere Blick in Beziehung auf das bereits gewonnene Totalbild, jede neue Vorſtellung hat ſchon ihre beſtimmte Richtung und den Sinn, das Totalbild zu ergänzen; dort iſt jeder neue Ton in ſeiner Bedeutung ſo lange unbeſtimmt, bis erſt die folgenden, ſammt den vorausgegangenen, ihm ſeinen Werth und ſeine Wirkung anweiſen. Im Gemälde alſo iſt der Fortſchritt der Auffaſſung vom Ganzen zum Einzelnen, um wieder zum vollendeten Ganzen zu kommen, dabei durchaus unbeſtimmt und relativ willkürlich; in der Muſik vom Einzelnen zum Ganzen, dabei beſtimmt und unwillkürlich; zugleich iſt dort auch die Dauer ſo jeder einzelnen Theilanſchauung wie der Geſammtauffaſſung durchaus unbeſtimmt, man kann bei dieſem oder jenem Zuge, Figur, Gruppe und bei dem Ganzen im Ganzen länger oder kürzer verweilen, ein Bild in einer Stunde und in einer Minute anſehen; hier in der Muſik iſt die Dauer für die Empfängniß ſowohl jedes Accordes, wie der ganzen Melodie beſtimmt geboten. Kurz das Moment der Zeit, wie es im Maß der Intervalle überhaupt und im charakteriſtiſchen Tempo beſonders objectiv zum Weſen der Muſik gehört, iſt auch ſubjectiv für die Auffaſſung derſelben weſentlich und feſt beſtimmt;

*) Wir hoffen ein anderes Mal den Proceß der Auffaſſung eines Bildes mit Rückſicht auf die Kunſtſchöpfung und pſychologiſche Zeitmeſſung ausführlich darzuſtellen. Leſſings Beantwortung der Frage: „Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung eines Dinges im Raume? Erſt betrachten wir die Theile desſelben einzeln, hierauf die Verbindung dieſer Theile und endlich das Ganze. Unſere Sinne verrichten dieſe verſchiedenen Operationen mit einer ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie uns nur eine einzige zu ſein bedünken .....“ iſt zutreffend genug für eine Zeit, da weder die phyſiologiſchen Geſetze des Sehens, noch die pſychologiſchen der inneren Apperception entdeckt waren. Heute kann darüber genauer geredet werden.

für die Malerei aber bleibt es, wie objectiv ganz fern, ſo ſubjectiv für die Auffaſſung ein Medium von beliebigem willkürlichem Gebrauche.*)

Es bleibt endlich noch der Unterſchied hervorzuheben, der in dem Bisherigen bereits eingeſchloſſen angedeutet liegt, daß das Werk der Malerei als Ganzes nicht bloß ſogleich gegeben und aufgefaßt wird, ſondern überhaupt objectiv und materiell vorhanden iſt und bleibt; das Werk der Muſik aber iſt als Ganzes für den Zuhörer überhaupt niemals ſinnlich gegenwärtig, ſondern je mit der Entſtehung der Theile verſchwinden ſie auch. Die Auffaſſung einer Melodie als eines Ganzen iſt demnach lediglich ein Erfolg der Seelenthätigkeit. Die Compoſition des Muſikers muß jeder Zuhörer noch einmal im eigentlichen Sinne des Wortes componiren (zuſammenſetzen) und mit der Hilfe ſeines Gedächtniſſes die verklungenen Töne zurückrufen; der Maler fordert auch, daß man ſeine Gemälde in der eigenen Seele wiedererzeuge, aber er bietet dazu das ganze Original ſogleich und bleibend, und was bei der Muſik nur die Anſtrengung des Gedächtniſſes erreicht, wird hier durch eine wiederholte Anſchauung geboten. — Dem Gemälde gegenüber iſt uns der Verſuch geſtattet, das Totalbild wiederholentlich von anderen und anderen Punkten aus ſich neu geſtalten zu laſſen, um zu immer tieferem Verſtändniß zu gelangen, und jeder erneute Blick auf das immer noch daſtehende Bild wird ergänzend und correctiv dazu beitragen; ſolche Verſuche werden wir bei allen größeren Schilderungen, wie die Schule zu Athen, Abendmahl, Schlachtgemälde u. dgl. zu machen uns immer veranlaßt ſehen. Gleiche Verſuche mit den einzelnen Paſſagen der Muſik in rein genießender oder kritiſcher Abſicht

*) Vgl. Pabſt a. a. O. S. 70.

anzuſtellen, würde nur durch eine große Anſtrengung des Gedächtniſſes möglich ſein, und gewiß wird man eine Beethoven'ſche Symphonie in ſolcher Weiſe nur bei häufiger Wiederholung oder auf dem Notenblatte anſchauen können, alſo auch nur derjenige, welcher mit dem bloßen Leſen der Noten zugleich innerlich die Töne hört. Wohl zuweilen iſt, wie wir geſehen haben, der Eindruck der Muſik ſo ergreifend und ſprechend zugleich, daß es im Gemüthe iſt, als ob man Geſtalten ſähe, als ob Bilder vor der Seele ſchwebten, aber eine freie und beliebige Ordnung und Umſtellung dieſer phantaſtiſchen Bilder wird wohl kaum dem erregteſten und zugleich beſonnenſten Zuhörer möglich ſein.

Verſuchen wir nun die Frage nach dem Erfolge einer Zuſammenwirkung beider Künſte — der Malerei und Muſik — hiernach zu beantworten. Es iſt denkbar, daß eine gewiſſe Cantate, nachdem ſie gehört worden iſt, gerade eine ſolche Stimmung in der Seele zurückläßt, wie ein beſtimmtes Gemälde, wenn es angeſchaut wird, ſie erzeugt; wird auch die objective Gleichheit der äſthetiſchen Formen niemals, ſo kann eine ſubjective Gleichheit im Grade und der Art der Schönheit und des Wohlgefallens an derſelben vorhanden ſein; ja, wir wollen die ideale Vorausſetzung machen, daß eine gewiſſe Muſik bei ſtark erregbaren Geiſtern ſowohl eine dem plaſtiſchen Werke entſprechende ſymboliſche Apperception herbeiführen, alſo auch Aſſociationsproceſſe einleiten wird, welche gerade ſolche Phantaſiegebilde hervorzaubert, als in einem beſtimmten Bilde dargeſtellt ſind, was z. B. bei ſehr charakteriſtiſchen Momenten, wie des Heroiſchen oder Schmelzenden, möglich iſt

und in der Seele deſſen, der zugleich Muſiker und Maler wäre, leicht zuſammen treffen würde.

Was aber wird in der Seele des Zuſchauers geſchehen, wenn ſelbſt die beiden objectiv ſo harmoniſch zu einander paſſenden Kunſtwerke zu gleicher Zeit durch die verſchiedenen Organe auf ſie eindringen? Denken wir uns eine beſtimmte Zeit, welche durch die Dauer der Muſik ja gegeben iſt, und dieſe zerfällt, wie ebenfalls durch die Muſik geſetzt iſt, in verſchiedene Zeitmomente.

Sogleich in dem erſten Moment wird eine totale Anſchauung von dem Gemälde in die Seele bringen —; er wird ein bedeutender, für ein ganz neues und eigenthümliches Gemälde vielleicht der bedeutendſte Moment ſein*); zumal bei Transparentbildern dürfte dies gewiß der Fall ſein, da hier die Macht der Farbenverhältniſſe an ſich in den Vordergrund tritt mit ihrer ſinnlichen Wirkung, und dieſe wird im erſten Moment am ſtärkſten ſein. Beides ſogar trifft bei den Transparentgemälden um ſo eher zu, da es ſich bei dieſen, ſo zu ſagen, ephemeren Kunſtwerken gewiß weniger um die genaue künſtleriſche Ausführung des Beſonderen, als um die Totalkraft ſowohl der Compoſition und der Motive als der Farbenreize, der Licht- und Schattengebungen handelt.**) — In den folgenden Momenten wird das Auge aus dem Mittelpunkt

*) „Von dem erſten Blicke hängt die größte Wirkung ab.“ Leſſing.

**) Bei dem oben erwähnten Beiſpiel des lebenden Bildes in der Ouvertüre zu Euryanthe (dieſe „kniet betend am Sarge Emmas, deren Geiſt vorüberſchwebt, während Eglantine das Ganze belauſcht“) dürfte das Schaurige der Geiſtererſcheinung vollends ſo ſchnell und ſo vorwiegend wie immer möglich in die Seele des Hörers eindringen; viel ſpäter erſt könnte die „belauſchende“ Eglantine einen Eindruck machen; jene entführt unſere Phantaſie in die Geheimwelt, dieſe führt uns in die geläufigen Formen der alltäglichen zurück und erinnert mehr an Geheimpolizei.

nach dem Umkreis ſchweifen, das noch Ungeſehene zu erfaſſen und mit dem Andern zu verbinden, das nur ungenau Erblickte genau zu beſchauen ſuchen; dann wird die Seele ſich von dem Ganzen allgemach zum Einzelnen wenden, deſſen Kunſtwerth an ſich und ſeine Bezüge zum Ganzen prüfen; das Intereſſe des Geiſtes nimmt hier offenbar eine veränderte Richtung, der äſthetiſche Genuß dauert zwar fort, wird im günſtigen Falle durch entſprechende Wahrnehmungen erhöht, im Ganzen aber wird er dadurch nicht ſowohl erworben als befeſtigt — die Seele iſt eines günſtigen Eindrucks vom Bilde bereits habhaft geworden und will nun ſeiner auch ſicher werden. Treten ja noch in dem Einzelnen beſonders vortreffliche und gelungene Züge hervor, ſo wird die Freude an denſelben meiſt eine iſolirte, immer eine auf den allgemeinen Eindruck nur mittelbar bezogene ſein; es gleicht dies nur dem letzten Pinſel des Malers, mehr für den Kenner ausſchließlich berechnet, mehr dem Geiſte und dem Geſetze eine Genugthuung, als dem Gemüthe Erregung zu bereiten.

Nun die Muſik! Die erſten Accorde werden vor der Gewalt des maleriſchen Eindrucks von dem Gemälde kaum in der Seele vernommen werden; ſie müſſen nach der Natur aller Harmonie und Melodie aufſteigender und einleitender Art ſein, einen tieferen Eindruck nicht ſowohl bereitend als vorbereitend, und ihnen gegenüber iſt die Seele ſchon befangen von den mit aller Macht des ſinnlichen Reizes einſtrömenden Farben und Geſtalten. Iſt die Muſik aber von jener Art, welche mit dem erſten Anklang kräftig, geräuſchvoll und pomphaft ihr Thema ankündigt, dann iſt es deſto ſchlimmer; die Töne fordern Aufmerkſamkeit und verſprechen einen Genuß, den ſie aber noch nicht bieten; das Bild aber bringt ſich ſogleich und ganz dar, das gibt einen Streit, der Beides verwirrt. In

den folgenden Momenten werden die muſikaliſchen Verhältniſſe ſich heben, klarer geſtalten, ſie würden noch ſtärker eindringen, wenn die vorangehenden Töne ebenfalls gehört und in ihrem Zuſammenhange mit ihren Motiven aufgefaßt wären; aber da die Seele dort mit dem Auge vor dem bleibenden Bilde im bloßen Schauen und Aufnehmen bereichert und damit genußreich angefüllt wird, hier aber nur durch ein Feſthalten und Erinnern aller entſchwindenden Töne einen Eindruck erlangt, wird dieſer nur ſchwach ſein, und gerade deshalb um ſo mehr, weil die Größe des Eindrucks jedes Folgenden bedingt iſt durch die Klarheit und Gegenwart des Vorigen. Es kommt aber noch dazu, daß die Vocal-Muſik zwar auch eine fortſchreitende aber durchaus nicht als einfache Reihe fortſchreitende iſt; vielmehr werden wir weiter unten den pſychologiſchen Proceß, wie er ſich in der Auffaſſung eines Geſangſtückes abſpielt, genau analyſiren und dann finden, daß es eine mehrfache Reihe parallel ablaufender Elemente iſt, welche durch das Bewußtſein hindurchzieht. Endlich erſteigt die Muſik ihren Höhepunkt (ſie drückt die ganze innere Kraft und das ſeeliſche Weſen des auf der Leinwand Gemalten durch ihre Harmonien aus), ihr Zauber feſſelt das Ohr und reißt die Seele mit ſich fort — aber dieſe iſt eben mit dem Auge dabei, das anatomiſche Verhältniß jener Hand, die Stellung dieſes Fußes zu prüfen; unſer inneres Ohr hört jetzt beim Anblicke einer Wanderung der „heiligen Familie“ das tiefſte Wehen des religiöſen Geiſtes in den Melodieen, als gerade unſer inneres Auge mit der Frage beſchäftigt iſt, ob dieſe Ohren des Eſels nicht ſelbſt für einen Eſel zu lang wären. Das Intereſſe an der Muſik iſt, wie ihre Wirkung, ein fortwährend aufſteigendes, das im längeren Anſchauen eines Bildes ein abſteigendes, oder wenigſtens jenes ein in

derſelben Richtung fortgehendes und wachſendes, dies ein ſehr bald verändertes.

Hieraus nun geht alſo hervor, daß, wenn auch das äſthetiſche Reſultat einer Muſikalie mit dem eines beſtimmten Gemäldes an ſich ſehr wohl harmoniren würde, wenn auch überhaupt muſikaliſche Erfolge, weil ſie vorwiegend Stimmungen und unbeſtimmt ſind, mit maleriſchen, weil ſie Anſchauungen und beſtimmt ſind, beide, als pſychiſch verſchieden, in der Seele zuſammen ſein und wirken können, — ſo doch eine gleichzeitige Aufnahme beider unangemeſſen iſt, denn eben dann iſt dieſe Stimmung während der Anſchauung noch nicht vorhanden, ihre Entſtehung aber und die der maleriſchen Anſchauung ſind im ganzen Zeitverlauf, den ſie erfordern, auf jedem Punkte durchaus verſchieden, und darum gegenſeitig gehemmt und gehindert. Dieſe Hemmung und gegenſeitige Störung wird um ſo größer ſein, wenn die Symbolik und die perſönliche Aſſociation von Vorſtellungen bei der Muſik Wege gehen, welche von denen der angeſchauten Bilder und der durch dieſe erregten Phantaſie abweichen.

Ich will den Beweis, der mir genügend erbracht erſcheint, nicht noch weiter hinausdehnen, nicht gleichſam noch neue pſychologiſche Zeugen für die innere Thatſache der gegenſeitigen Störung weitläufig abhören.*) Aber kurz andeuten

*) Ganz unerfindlich iſt es mir, daß ein ſo beſonnener Forſcher wie Naumann von dem „wunderbaren Ineinanderfließen von Tönen und Farben bei Transparentbildern, hinter denen geſungen wird“ reden kann; „wunderbar“ wäre das Ineinanderfließen in der That! Noch erſtaunlicher aber iſt die Begründung: „Wir machen noch darauf aufmerkſam, daß Muſik und Malerei in Licht und Ton, die beide durch Schwingungen ins Daſein gerufen werden, welche mittelſt einer mehr oder minder raſchen Bewegung — ſei es im Aether, ſei es im Luftmeer — im Raume ſich fortſetzen, verwandte Bedingungen ihrer Exiſtenz beſitzen. Ueberraſchend tritt dieſe Verwandtſchaft auch geiſtig in transparenten Bildern, hinter denen geſungen

muß ich doch noch, daß zu der Verſchiedenheit des Perceptionsproceſſes eine ſehr weſentliche Grundverſchiedenheit des Apperceptionsproceſſes in beiden Fällen hinzukommt. Bei der Muſik, deren geiſtiger Gehalt durch die Unbeſtimmtheit charakteriſirt iſt, ſchreitet die durch Gefühle und Stimmungen erregte Phantaſie zur relativen Beſtimmtheit ſymboliſcher Gleichungen, dann endlich zur poſitiven anſchaulichen Beſtimmtheit erinnerter oder erdichteter Lebensbilder fort; bei der plaſtiſchen Kunſt ſchreitet die Seele von der objectiv gegebenen Beſtimmtheit des ſichtbaren Inhalts zur Auffaſſung des den Gegenſtand durchdringenden oder umſchwebenden Ideengehalts fort, durch welchen zumeiſt die ethiſchen und überhaupt idealen und nicht bloß pathologiſchen Gefühle erregt werden, um ſchließlich zu idealen Stimmungen derſelben ſich zu verklären, in welchen alle individuelle Beſtimmtheit eben ſo aufgelöſt erſcheint, wie alle Körperformen mit ihren Aggregatzuſtänden im urſprünglichen Aether. Anſchauliches Bild alſo und ideale Stimmung ſind in beiden Fällen aber in entgegengeſetzter Richtung Anfang und Ende des inneren ſeeliſchen Proceſſes der in der Aneignung des Kunſtwerkes ſich vollzieht.

---

wird, hervor. Die Farben, die hier nicht vom Lichte nur erzeugt werden, ſondern ſelbſt leuchten und fließen, ſcheinen mit den ſchwebenden, ſchwingenden Tönen in eins zu verſchmelzen, ſo daß wir uns fragen, wo der Ton aufhöre und die Farbe anfange." Hätte nicht die Verſchiedenheit von Luft und Aether, hätte nicht noch viel mehr der weite Abſtand der Schwingungszahlen in der Bewegung beider Naumann zur Vorſicht mahnen ſollen, auf dieſe „geiſtige Verwandtſchaft" ein Ineinanderfließen zu begründen? grade ihn, der wenige Seiten vorher ſo verſtändig bemerkt, daß die Verſchiedenheit des Materials die Grenzen der Künſte beſtimmt, und . . . daß ſich die Tonkunſt, beſonders ſo lange ſie nicht mit der Poeſie in Verbindung tritt, nicht abmühen möge, „ſich in die für ihr Material, den Ton, undarſtellbare Welt ſinnlicher Erſcheinungen . . zu verlieren."

Nicht alle Zuſchauer haben von dieſem Erfolge eine Erfahrung gewonnen; dies möchte ſeinen zureichenden Grund darin finden, daß die erſteren Theile des Zeitraums nach dem Obigen vorwiegend mit den Wahrnehmungen des Geſichts, die letzteren mit denen des Gehörs ausgefüllt wurden. Hierin aber liegt keine Entſchuldigung für die getroffene Einrichtung, denn der volle Eindruck iſt ſicher Keinem geworden, ein theilweiſer und annähernder aber nicht *vermöge*, ſondern *trotz* der gleichzeitigen Darbietung beider Kunſtgenüſſe. Daß die meiſten Zuſchauer von Haus aus ein ausſchließliches oder wenigſtens vorwiegendes Intereſſe für Eine Kunſt mitbringen, und entweder deshalb, weil ſie dieſer augenblicklich ganz hingegeben waren, oder auch weil ſie von der andern überhaupt keinen tieferen Eindruck erwarten, den Mangel eines ſolchen gar nicht fühlen, mag auch noch Erwähnung finden. Jedenfalls iſt und bleibt dieſe Art von Kunſtvorſtellung eine eigentliche *Schule der Oberflächlichkeit* im Kunſtgenuß. Denn wenn von einer *äſthetiſchen* Auffaſſung der Muſik, wenn ſtatt der Stimmungen von den Tonanſchauungen die Rede ſein ſoll, dann tritt natürlich die Differenz von Bild und Geſang in jedem Moment deſto ſchärfer hervor.

Bei dieſen Sätzen, welche wörtlich in der erſten Auflage dieſes Buches bereits geſtanden haben, mag die ſchickliche Stelle zu folgender Erörterung ſein:

Herr Prof. Ehrlich hat in dem ſchon erwähnten vorzüglichen Aufſatz (Weſtermann Bd. 50 S. 206) mit Bezug auf meine Bemerkungen über elementare Wirkung der Muſik, welche oben S. 111 ff. ſich befinden, eine Reihe von Fragen an mich gerichtet. Sie lauten ſo: Wenn

wir bei einem Quartett von Beethoven oder bei einer Meſſe von Bach der elementaren Wirkung der Muſik einen ſo großen Antheil an dem Geſammteindruck zuerkennen müſſen (von E. ſelbſt geſperrt!), wenn eben die Stimmungen, wie ſie durch nervöſe Erregung entſtehen, welche wieder allerlei Vorſtellungen hervorruft, das Hauptmoment dieſes Eindrucks bilden, nicht die geiſtige Freude an der Anſchauung — wie ſteht es da mit der ethiſchen Bedeutung? und wie ſteht es da mit dem Urtheil über das Urtheil eines Publicums ſolchen Kunſtwerken gegenüber? Hat der Unbefangene nicht das Recht, zu behaupten, daß der Enthuſiasmus der Mehrzahl mehr ein zur Schau getragener als ein wahrhafter ſei und daß die Muſik ſehr vielen Menſchen ſo theuer ſei, weil ſie raſch über das bewußte Denken zur unbewußten Gefühlsſchwelgerei führt? Darf ich nicht behaupten, daß mit dem Ueberhandnehmen der Vorliebe für Muſik die tragiſche Dichtkunſt, die eigentlich höchſte Kunſt, immer mehr in den Hintergrund tritt, daß der Antheil des Menſchen an der dichteriſchen Darſtellung des Schickſals ſich immer mehr vermindert und daß weniger der geiſtige Genuß als die Erregung angeſtrebt wird? Darf ich nicht den Wunſch äußern, daß ein ſo vortrefflicher und wahrhaft humaner Gelehrter in ſeiner milden Weiſe jedes Zugeſtändniß an die ſogenannten populären Gefühlstheorien verweigere, durch welche die wiſſenſchaftliche Kunſtanſchauung in hohem Grade erſchwert wird?“

Ich könnte darauf erwidern, daß meines Amtes nur iſt, die pſychologiſchen Thatſachen, welche in den Erſcheinungen des Kunſtlebens auftreten, feſtzuſtellen und zu analyſiren, nicht aber äſthetiſche Forderungen zu ſtellen.

Daß ich aber auch den äſthetiſchen Folgeſätzen aus der pſychologiſchen Erkenntniß der Thatſachen Ausdruck zu geben nicht vermeide, hätte Hr. Prof. Ehrlich aus obigem Satze, wenn er ihn beachtet hätte, entnehmen und daraus zugleich erſehen können, daß ich ſpeciell ſeiner mit edlem Eifer in der Frageform vorgetragenen Anſicht vollkommen zuſtimme.*)

Mancherlei Erzeugniſſe und ſelbſt Richtungen der neueren Kunſt ſtellen außer Zweifel, daß in ihnen auf die Vielheit und den Wirrwar der Gefühle, auf die Erregung heftiger ſinnlicher und ſeeliſcher Reize, auf die Erzeugung berückender und bedrückender Stimmungen, verflochten mit zugehörigen und unzugehörigen Gedanken, dumpfer und dunkler Art, ich will nicht ſagen ſpeculirt, aber doch losgearbeitet wird. Schwüle Temperatur der Sinnlichkeit, dicker und dumpfer Brodem der Gefühle und dämmernde Gedanken einer zügelloſen Ethik ſind die Signatur einer Kunſt, welche nicht Arten und Motive der Wirkung genug zuſammenraffen kann, um den „großartigen“ Erfolg zu erzeugen. Die falſchen Verquickungen ſinnlich ſtarker aber trüber Reize mit hochſtrebenden, aber dunklen idealen Elementen, haben in der Geſchichte nicht bloß der Künſte, ſondern auch der Religionen oft genug erfolgreiche Macht gewonnen, und Unheil angerichtet, welches den luciferiſchen Stolz der Urheber nicht gebändigt, ſondern gebläht hat.

*) Nur ungern verſage ich es mir, einige, mit feinem Bedacht dem Bildhauer in den Mund gelegte, Gedanken Paul Heyſes hier anzuführen, die ſich über Muſik ergehen. Ich müßte aber, ungerechte Beurtheilung zu verhüten, zu viel von dem Kunſtgeſpräch hier abdrucken, das im 3. Buch 9. Cap. „Im Paradies“ ſich befindet und dem Leſer wegen der erleuchtenden Berührung mit vielen hier vorgetragenen Gedanken beſtens empfohlen ſei.

Als Pſycholog muß ich die Thatſache feſthalten, daß durch die Häufung gerade der ſinnlichen Reize aus den verſchiedenen Künſten, durch die Verflechtung gerade der ſtärkſten Stimmungsurſachen mit myſtiſchen Gedankenanſätzen, innere äſthetiſche Erfolge von ganz ungewöhnlicher Art und Energie hervorgehen. Dadurch aber wird meine äſthetiſche Ueberzeugung nicht beirrt, ſondern beſtärkt: daß eine wahrhaft edle und veredelnde Wirkung der Künſte nur durch reinliche Sonderung und geiſtige Läuterung ihrer Eindrücke erzeugt werden kann.

Wo immer eine Vielheit von Künſten zuſammenwirkt, da erſt recht müſſen die ſinnlichen Reize Aller gedämpft werden, dergeſtalt, daß nur die gemeinſamen Formen der Schönheit und die Einheit des geiſtigen Inhalts zur Geltung kommen.

Daß aber die Ausſteller der Bilder, die, wie es ſcheint, competenteſten Richter hierüber, keine ſolche Störung wahrgenommen haben, dies können wir gleichfalls aus dem Geſagten hinlänglich erklären (und müſſen es nach dem gerechten Anſpruche gerade an eine pſychologiſche Kritik, welche nicht nur den Irrthum aufdecken, ſondern auch die pſychologiſchen Gründe ſeiner Entſtehung oder: weshalb er für den, welcher ihn begangen, kein Irrthum war, nachweiſen ſoll). Die Ausſteller kennen die Bilder, kennen ſie genau, Alles, was deren Erſcheinung auf ſie wirken kann, iſt geſchehen; werden ſie nun vor ihnen entrollt und ſie hören zugleich den Geſang, ſo werden die Bilder nur den klaren und feſten Hintergrund in ihrer Seele bilden, die Töne aber als belebende Elemente in den Vordergrund treten, ſo daß gerade ihnen und Allen, welche mit den Bildern bereits hinlänglich ver-

traut ſind, die Wirkung eine ungemein erhöhte ſein wird; und ſo konnten ſie ſich über den Eindruck täuſchen, welchen Zuſchauer empfangen, denen die Bilder fremd ſind. Hierin liegt wohl auch ein weſentlicher Theil des Grundes, weshalb man den Ausſtellungen früherer Jahre, die meiſt Copien von bekannten und berühmten Gemälden gebracht hatten, einen Vorzug vor denen der letzteren Jahre, welche moderne Originale brachten, allgemein zuerkannt hat. Man hat geglaubt, es liege dies nur an den Bildern an und für ſich betrachtet, alſo daran, daß die letzteren dem äſthetiſchen Werth jener nicht gleichkämen. In der That liegt nach dem eben Ausgeführten ein weſentlicher Grund der ſchwächeren Wirkung in der Neuheit der Bilder, welcher aber eben für die Ausſteller ſelbſt (denen auch die Originale in dem Momente der Ausſtellung nicht mehr neu ſind) unwirkſam war und ihre Anſicht nothwendig von der des Publicums unterſcheiden mußte.

Hat ſich nun aus dieſer pſychologiſchen Betrachtung ergeben, daß und weshalb der Zweck dieſer Ausſtellungen nicht erreicht wird, ſo folgt aus eben derſelben die Hindeutung, ihn durch eine geringe Veränderung der Mittel, welche eine höchſt weſentliche der pſychologiſchen Wirkung einſchließt, zu erreichen; man wähle die entſprechenden Bilder und Geſänge und ſtelle ſie nicht gleichzeitig, ſondern auf einander folgend aus.

In welcher Folge? ſoll die Malerei oder die Muſik vorangehen? Wir müſſen entſchieden antworten: die Muſik. Aus folgenden Gründen. Betrachten wir noch einmal und genauer die Wirkung der Muſik im Gegenſatz zu anderen, namentlich den plaſtiſchen Künſten, ſo zeigt ſich: die Muſik erzeugt, indem

ſie gehört wird, oder nachdem ſie gehört iſt, wie geſagt, außer den Tonbildern, Stimmungen in der Seele; die Malerei Anſchauungen. Die Stimmung unterſcheidet ſich von der Anſchauung dadurch, daß ſie ein Allgemeines iſt und dieſe ein Beſonderes; die Stimmung bezieht ſich auf die ganze Seele, es iſt nicht dieſe oder jene Kraft derſelben, nicht dieſe oder jene Thätigkeit oder Richtung des Innern, nicht Verſtand oder Gefühl, Geiſt oder Herz, Begierde oder Empfindung, welcher ſie geſondert angehört; es iſt auch nicht eine beſtimmte Thätigkeit, oder ein beſtimmter Inhalt einer ſolchen, wie z. B. jede Anſchauung etwa eines Bildes, woran ſich Vergleiche mit der Natur oder anderen Bildern, beſtimmte Gefühle u. dergl. knüpfen —; nein! es iſt eine allgemeine Erregung des ganzen Innern des Menſchen, ohne ein beſtimmtes Object, es iſt die Seele, von ihrem eigenen Leben und innerer Bewegung erfüllt, ein Erſchwingen und Erzittern der Seele in ſich, welche eben darum auch eine Stimmung der Seele mit Recht heißt. Jede andere Kunſt oder jedes andere Object gehört einer beſtimmten Kraft oder Richtung oder Thätigkeit (wie man die Mannigfaltigkeit des innern Geſchehens immer bezeichnen mag). Darin haben wir die ungeheuren und unvergleichlichen Wirkungen der elementaren Muſik liegen ſehen, daß ſie eben den ganzen innern Menſchen ergreift, ſelbſt wenn ſie ihm keine Bereicherung ſeines Geiſtes, keine beſtimmten Gedanken oder Anſchauungen bringt; die Seele, in einen andern Zuſtand verſetzt, in eine andere Region des Daſeins, in eine höhere und reinere Sphäre inneren Lebens emporgehoben, wird freudig oder ernſt, feierlich oder heiter geſtimmt*), ohne daß doch beſtimmte

*) Es iſt aber wohl zu beachten, daß wir keineswegs auch für alle Stimmungen wie für dieſe beſtimmte Wörter haben. Fehlt uns doch überhaupt für jedes genauer nüancirte Gefühl ein beſtimmtes Wort, und für

freudige oder ernſte, feierliche oder heitere Begriffe ſie beſchäftigen; es iſt kein anderes Denken und Thun, und doch ein ſo ganz anderes Sein in der Seele; ähnlich iſt für den Körper ein Wechſel der Temperatur, des Luftdrucks, oder des Elementes, welcher, wie auf Bergen, oder beim Uebergang von Kälte in behagliche Wärme, oder im Bade einen völlig verſchiedenen Zuſtand ohne beſondere Thätigkeit des Körpers erzeugt. Die Seele erhebt ſich auf den ſchwingenden Tonwellen gleichſam auf die Anhöhen des inneren Daſeins, wo die geiſtige Luft friſch und frei ſtrömt; ſie badet gleichſam — wenn ich von einem dritten Sinn das Bild nehmen darf — in den aromatiſch duftenden und rhythmiſch bewegten Tonwogen. — Zwar kann auch die Muſik geſtört werden, und umgekehrt kann man ſich auch bei der Anſchauung eines Bildes ſo auf dies allein beſchränken, daß man ebenfalls keine anderen als äſthetiſche Eindrücke empfängt; aber von unwillkürlichen Störungen einerſeits und abſichtlicher Beſchränkung andererſeits abgeſehen, liegt es in der objectiven Natur nur der Muſik, daß ſie den ganzen Sinnenkreis (des Gehörs)

die wenigſten Empfindungen haben wir einen beſtimmten Ausdruck. So gibt es auch unendlich viele muſikaliſche Stimmungen, deren Beſtimmtheit wir nur durch die Noten und Klangfarben angeben könnten, durch die ſie erzeugt werden; die Sprache hat keine Gleichung dafür. Aber auch von den unendlich vielen Farbenſchattirungen und Miſchungen können wir nur wenige mit Namen benennen, und vollends Verbindungen derſelben zu Bildern bringen beſtimmte Gefühle hervor, die wir gleichfalls nicht anders bezeichnen können, als durch Nennung der Farben als Urſachen.

Es geht mit der ſprachlichen Bezeichnung von Gefühlen und Stimmungen welche durch Muſik erzeugt werden, vielfach ſo, wie mit den Gerüchen: für dieſe beſitzen die Sprachen faſt gar keine Worte; man kann deshalb dieſen beſtimmten Geruch ſprachlich nur angeben indem man die Urſache nennt, die ihn hervorgebracht. Etwas riecht. Wie denn? nur dies kann man ſagen: wie Roſe, wie Nelke, wie Apfel, wie Schwefel ꝛc. So muß man eben die Noten angeben, um die zarter ſchattirten Stimmungen zu bezeichnen, weil die Worte verſagen.

ausfüllt; Zuhörer können ſchweigen, Zuſchauer aber nicht unſichtbar werden. Darin beruht die ſo viel leichter feſſelnde Wirkung der Muſik, und das gilt daher ebenſowohl von jeder Muſik als für jeden Zuhörer. Da jede Muſik uns in einen, — wie ſehr unter einander verſchiedenen, doch — in der Erhebung aus der gemeinen Wirklichkeit gleichen Zuſtand verſetzt*), ſehen wir auch mittelmäßige Zuhörer bei ſteigendem Wohlgefallen den Athem unwillkürlich an ſich halten, um nicht durch ſelbſterzeugtes Geräuſch die reine Empfängniß der muſikaliſchen Töne zu ſtören; es tritt jene Geſpanntheit und ſchnelle Gereiztheit gegen jede Störung ein, welche in Fachmuſikern einen idealen Grad von Aufmerkſamkeit erzeugt, wie vielleicht kein anderes Geſchäft ſie heiſcht und hervorruft.

Die Wirkung der Muſik haben wir als eigenthümliche und von jeder anderen Kunſt verſchiedene erkannt, weil nur ſie allein es vermag, die ganze ſinnliche Umgebung und den Verlauf der ſinnlichen Eindrücke zu idealiſiren und einer geſetzlichen Ordnung und Folge zu unterwerfen; neben jedem Gemälde aber, jeder Statue, werden wir, wenn es nicht gerade die erſten, die tiefſten und ergreifendſten Meiſterwerke ſind, immer noch Anderes ſehen und hören; wie oft und ſehr decimiren leidige Schwätzer und Führer in Muſeen unſern Genuß; nur etwa der ſchweigſame Eintritt in ein großes majeſtätiſches Werk der Baukunſt wird in ähnlicher Weiſe für Minuten die Sinne ganz mit den Eindrücken der architektoniſchen Verhältniſſe füllen und einen reinen äſthetiſch-idealen Zuſtand der Seele erzeugen.

*) Wo nicht etwa die Ausführung das bezeichnete Weſen der Muſik geradezu vernichtet, den idealen Forderungen der Compoſition durch das wirkliche Spiel überall Trotz geboten wird, und wir ſtatt der erwarteten Harmonie nichts hören als gleichſam den Zank der Inſtrumente mit einander, mit den Spielern und mit dem Componiſten.

Dieſer Unterſchied der mehr oder minder von der Idee ganz durchdrungenen und geleiteten ſinnlichen Umgebung zu Gunſten der Muſik wird ſicher noch beſonders gehoben und befeſtigt durch eine fernere Verſchiedenheit in dem Stoffe, wodurch die Künſte wirken, die für den pſychologiſchen Proceß von der größten Bedeutung iſt. Die Muſik wirkt durch Töne, alle anderen Künſte durch Bilder, Geſtalten und Worte. Worte, Geſtalten und Bilder ſind aus dem Leben, der Natur genommen, ob auch idealiſirt, an ſich oder in Zuſammenſtellung ſind ſie jenen des gewöhnlichen Lebens verwandt. Nach den einfachſten Geſetzen der Ideenaſſociation müſſen die einzelnen Theile der Bildwerke wie des Gedichts Erinnerungen an je die entſprechenden Dinge aus dem Leben hervorrufen; ſo weit ſie nachahmende Künſte ſind, ſollen ſie es auch. Nicht immer werden dieſe Erinnerungen, daran unwillkürlich ſich knüpfende Vergleiche, Beziehungen ꝛc. unangenehm ſein, aber wer hat nicht ſchon bei einem Durchſtreifen einer Bildergallerie von dem neckiſchen Teufel der Ideenverbindung zu leiden gehabt? Wer iſt nicht ſchon vor den beſten Bildern aus der höchſten Stimmung herabgefallen durch den komiſchen Kontraſt, den irgend eine in ihm auftauchende Vorſtellung gegen das Angeſchaute hervorbringt? Und kommt auch ein wirklicher Vergleich oder auch nur ein bloßes Aufnehmen verwandter Vorſtellungen ins gegenwärtige Bewußtſein gar nicht zu Stande, ſo iſt doch durch das bloße Aufſtreben derſelben in der Seele eine zwar nicht offenbare, ſo doch geheime Störung vorhanden, wodurch der äſthetiſche Eindruck in einem Maße geſchwächt wird, wovon die Erfahrung wenig, die Pſychologie aber ſehr deutlich zu reden weiß.

Die Töne aber, aus denen jedes muſikaliſche Kunſtwerk zuſammengeſetzt iſt, bilden ein abſtractes Element, das von

dem ganzen Kreiſe unſerer übrigen Vorſtellungen ſo verſchieden iſt, daß kein einzelner Ton und kein Tonverhältniß unmittelbar an irgend ein anderes Ding erinnert; die urſprüngliche Bedeutungsloſigkeit der Töne an ſich läßt uns an ihnen nur die gegenſeitigen Verhältniſſe — das eigentlich Muſikaliſche oder Aeſthetiſche — viel leichter rein auffaſſen; die bloßen Töne alſo werden ſelten durch Ideenaſſociation ſtörende Vorſtellungen hervorrufen; jene ſymboliſchen Apperceptionen aber, wovon oben die Rede war, werden zwar eine Brücke bilden, welche von der Tonwelt in die des übrigen geiſtigen Lebens führt, aber ſie werden das Gebiet der Töne ſelbſt nicht leicht verwirren.

Aus dieſer Betrachtung über die Natur der Muſik leuchtet ein, wie ſehr die Seele durch eine muſikaliſche Erregung, welche ihr alſo zwar eine beſtimmte und gehobene Richtung, aber keinen genau beſtimmten Inhalt gibt, — für die Anſchauung idealer, über die gemeine Wirklichkeit hinaus liegender Bilder empfänglich gemacht wird. Man laſſe alſo den Geſang und die daraus folgende Seelenerhebung und Gemüthsrichtung vorangehen, und die dann enthüllten Bilder werden einen verklärten und geläuterten Boden finden, worauf ſie ſich einprägen.

Ein gleiches vorbereitendes Verhältniß hat der äſthetiſche Eindruck der architektoniſchen Schönheit der Kirche und der muſikaliſche des Kirchenliedes zur Predigt und dem Gottesdienſte. Jene verſetzt die Seele durch das Auge in einen ideal geſtalteten Raum und durch das Ohr in eine ideal geordnete Sphäre, ſo daß die Lehre des Wortes dann, wie äußerlich ſo innerlich im Geiſte (durch den pſychologiſchen Vorgang) eine geweihete Stätte und eine geläuterte und erhobene Kraft der Empfänglichkeit findet.

Der poetiſche Inhalt des Liedes wirkt mit größerer Beſtimmtheit auf den Gedankeninhalt der Predigt hin, welche denn durch das Schlußlied wieder äſthetiſch umfriedet wird, ſo daß der Zuhörer von jener geiſtig ſchärferen Beſtimmtheit des individuellen Gedankenganges wieder hinübergeleitet wird in die mildere und allgemeinere Stimmung des Muſikaliſchen, und ſo die erſtrebte erbauliche Wirkung ſich äſthetiſch abrundet, und das Gemüth aus der Kirche geleitet.

Umgekehrt aber würden die Bilder dem Geſange nicht in gleicher Weiſe dienen, denn jene bieten der Seele eine zu beſtimmte Thätigkeit, feſſeln ſie an zu beſtimmten Anſchauungen, um für eine mehr allgemeine Stimmung vorbereitend zu wirken.

Muſik und Malerei werden ſich demnach zwar niemals der Sache nach (objectiv) vollſtändig verbinden und zu Einem Kunſtwerk verſchmelzen, wie Muſik und Poeſie, Baukunſt und Bildhauerei, aber für die Perſon (ſubjectiv) können ſie günſtig zuſammentreffen und zu einem erhöhten Eindruck ſich vereinigen.

II.

Baukunſt, Bildhauerei und Malerei.

Verſuchen wir nunmehr, nach Anleitung des an dem beſondern Falle bisher Ausgeführten, einige allgemeine Grundzüge einer Theorie der Zuſammenwirkung der Künſte aufzuſtellen.

Immer wird man dabei die beiden Momente in Betracht ziehen müſſen: erſtens das Verhältniß der verſchiedenen Kunſtwerke und ihres Inhaltes zu einander in Bezug auf die pſychologiſchen Arten des Eindruckes, den ſie auf die Seele machen, und zweitens das Verhältniß der gleichen oder verſchiedenen Seelenthätigkeit, welche bei der Aufnahme derſelben in das Gemüth vor ſich geht.

Da, wo verſchiedene Künſte mit völlig gleichartigen Eindrücken, wie alle plaſtiſchen, durch Linien, Figuren, Farben, Geſtalten zuſammenwirken ſollen, wird kein anderes Geſetz, als welches für die Compoſition in jeder einzelnen Kunſt für ſich allein gilt, nur in erweitertem Maße, zur Anwendung kommen. Was zuſammen auf die Anſchauung wirken ſoll, muß auch geſammt für die Anſchauung ein Ganzes und relativ Eines ausmachen; das Verſchiedene und an ſich Selbſtändige und Unabhängige muß ſich wie Theile zu einander verhalten, deren Gliederung den weſentlichſten Geſetzen der Schönheit unterworfen iſt. Hierbei werden die verſchiedenen Künſte be-

ſtimmt verſchiedene Beziehungen zu einander zeigen. Entweder wird die eine den Zweck und Kern, die andere nur beihelfendes Mittel und Hülle der äſthetiſchen Wirkung ausmachen, oder beide ſollen vereint und gleichtheilig ſich unterſtützen, gleich ſehr Zweck und Mittel für einander ſein, wie Mittelpunkt und Umkreis ſich verhalten. Betrachten wir zunächſt als Beiſpiel die Architektur und Sculptur. Dieſe wird, zumal bei ſelbſtändigen und monumentalen Werken, geradezu eines baulichen Unter- und Hintergrundes *bedürfen*, um an dem rechten Platze zu ſtehen, vom rechten Standpunkt geſehen zu werden, wozu die Bauwerke als Mittel dienen; die Architektur aber *kann* ſich der Bildwerke zu ornamentalen Zwecken bedienen. Aber für die Aufſtellung von Bildwerken wird die unmittelbare Nähe von *bedeutenden* in ſich *vollendeten* Bauwerken weder nöthig, noch auch die von reich verzierten nur rathſam ſein; und umgekehrt werden Sculpturen zur Verzierung von Bauwerken an Umfang und Bedeutung nicht ſo hervorragen dürfen, daß ſie den Blick völlig an ſich feſſeln, und die freie Anſchauung der architektoniſchen Verhältniſſe hemmen.

Die Grundſätze über das Verhalten beider Künſte zu einander können daher keineswegs aus der bloßen Rückſicht auf die Dimenſionen gewonnen werden, und man würde gänzlich fehl gehen, wollte man die größeren und weiteren Dimenſionen (alſo der Baukunſt) immer auch als etwa gar nur den Rahmen oder ſelbſt den Umfang der Anſchauung bildend anſehen, in welchem die Werke von kleinerem Umfang hervorzutreten hätten. Dann würde z. B. die Ornamentik das eigentliche Ziel und der äſthetiſche Ruhepunkt der Architektur ſein, was ſicherlich verkehrt iſt. Vielmehr gilt der Grundſatz: daß, wo es ſich um Aufſtellung von *ſelbſtändigen und freien*

Sculpturen handelt — in freien oder geſchloſſenen Räumen — die umgebenden architektoniſchen Werke den Blick nicht in einer Weiſe beſchäftigen, alſo zerſtreuen dürfen, daß er nicht zum Mittelpunkt, dem Bildwerk, ungehemmt gelangen und daſelbſt verweilen kann. Umgekehrt, wo die Ausführung architektoniſcher Kunſtwerke die Aufgabe iſt, darf der Blick von den ornamentalen Einzelnheiten nicht dergeſtalt gefeſſelt ſein, daß das Fortſchreiten der Anſchauung vom Einzelnen zum Ganzen gehemmt wird. Der Fehler kann hierin ſo weit gehen, daß die Anſchauung des Ganzen oder der eigentlichen architektoniſchen Verhältniſſe von den Maſſen der Einzelnheiten nicht bloß gehemmt, ſondern faſt gänzlich unmöglich gemacht wird, wie wenn eine Façade unten bis oben mit Figuren und Gruppen mancher Art, noch dazu etwa gegen die urſprüngliche architektoniſche Gliederung geordnet, bedeckt würde; oder wie ich einſt in Coburg an einem ſonſt wohl angelegten Gebäude die ganze Front vom Fundament bis zum Dachſtuhl mit Gemälden und Sculpturen untermiſcht beſät gefunden habe.*)

Von der Façadenmalerei in Italien ſagt Burckhardt Cic. I 302, daß „ſie noch um 1550 offenbar die Phyſiognomie mancher Städte in weſentlichem Grade beſtimmte". Mit

*) Auch die Ueberladung der inneren oder äußeren Wände mit Verſen oder Bibelſprüchen gehört hieher. Ein einziger Spruch, der den Grundgedanken, aus welchem oder für welchen das Gebäude geſchaffen iſt, ausdrückt, wird dem äſthetiſchen Eindruck eine beſtimmte Richtung auf das Sittliche und damit die teleologiſche Weihe geben; eine Vielheit derſelben aber die Seele mit Gedanken beſchäftigen, zugleich das Auge bei den Inſchriften fixiren und den architektoniſchen Eindruck ſchwächen und zerſtreuen. Dieſer Fehler iſt faſt bei allen neuen Kirchen Berlins begangen worden; auch für das Mauſoleum in Charlottenburg wäre es beſſer geweſen, wenn nur Ein Spruch, allenfalls zwei: über die Endlichkeit auf der einen und über die Ewigkeit des Menſchen auf der anderen Seite angebracht wären.

Recht hebt er die Abhängigkeit derſelben von der Anlage der Stadt und der Häuſer hervor. „Die genueſiſchen Paläſte, welchen bei dem vorherrſchenden Engbau die kräftigere architektoniſche Ausladung verſagt war, bedurften am eheſten eines Erſatzes durch Malereien“. Aber einmal im Gebrauch beſchränkt ſie ſich natürlich nicht auf dieſes Bedürfniß, wie die noch wohlerhaltenen (allerdings ſeit lange durch eine Glaswand geſchützten) Außenmalereien Perin's del Vaga an der Gartenſeite des Doriapalaſtes beweiſen. Selbſt Burckhardt findet, „es ſei eine ſchwierige Frage, wie weit die architektoniſche Compoſition auf dieſen Schmuck rechnete“. Denn er wird auch wo er zerſtört iſt, nicht vermißt.

Ich glaube, daß eine reiche Verwendung von Architekturmalerei d. h. die Bedeckung glatter und blinder Wände mit gemalten Säulen, Bögen und Fenſtern allgemein mißfällt; der Grund wäre einer ſpeciellen zugleich auf Erfahrung gegründeten Unterſuchung werth. Hier möge eine Andeutung genügen. Entweder gibt es einen reellen Grund — wie die Enge der Straße — welcher den wirklichen Vorſprung des Ornaments verbietet: dann darf auch der maleriſche Schein dieſen Grund nicht verletzen; oder es fehlt an einem ſolchen: dann wird der Schein als ſolcher uns verletzen. Viel eher ertragen wir, daß die Dürftigkeit der Architektur durch die Leiſtung einer anderen Kunſt Erſatz findet, indem ſie Anſchauungen einer fremden Sphäre offen entlehnt, als daß ſie durch den Schein architektoniſchen Reichthums uns betrügt. Malerei und Bildhauerei gehen offen und ehrlich auf den Schein; Baukunſt auf ſolide Realität; und der Zuſammenhang zwiſchen dem Bau und der Façade iſt zu innig, als daß wir die Einheit der realen Wand und des ſcheinvollen Ornamentes ohne Widerſtreit in unſere Seele aufnehmen könnten. Umgekehrt leiſtet

die Architekturmalerei innerhalb der Wand- oder Staffeleibilder unverdächtige Dienſte; ſie bildet eben nur eine Einfaſſung, welche wie die Figuren der Malerei ſelbſt nur den Schein der Wirklichkeit enthalten. An die Façade tritt wohl jeder mit der berechtigten Erwartung, was er Bauliches ſieht ſei wirklich gebaut und nicht gemalt; in die „Stanze" aber tritt Niemand mit der Erwartung, daß innerhalb derſelben gebaut, wohl aber darin, was auch immer, gemalt ſei.

Desgleichen wird es heutiger Anſchauung allgemein entſprechen, dem ſich mit zwei Farben beſcheidenden Sgraffitto den Vorzug vor einer Außenmalerei zu geben, welche durch den Reichthum und die Pracht der Farben glänzt.*) Als äſthetiſche Geſetze ſind dieſe Thatſachen anerkannt, es kommt uns hier aber darauf an, die *pſychologiſchen Urſachen* derſelben wenigſtens anzudeuten. Jede Anſchauung und der äſthetiſche Eindruck eines künſtleriſchen Ganzen theilt und gliedert ſich natürlich in die Anſchauungen und Eindrücke der einzelnen Theile; dieſe einzelnen Anſchauungen nun unterſcheiden ſich pſychologiſch von einander, außer ihrem Inhalte zugleich durch eine verſchiedene *Stärke des Eindrucks* überhaupt und eine ebenfalls verſchiedene Stärke des *äſthetiſchen Reizes*. Dieſe verſchiedenen Stärkegrade des Eindruckes und des äſthetiſchen Reizes bilden natürlich an ſich, rein geiſtig und innerlich betrachtet, gegenſeitige Verhältniſſe und Beziehungen, wie ſie aus allen Größenverſchiedenheiten entſpringen. Man darf die an Größe verſchiedenen äſthetiſchen Eindrücke und Reize ſich als Gruppen geordnet denken, man kann ſich die ſtärkeren und ſchwächeren Reize als höher oder

*) Von Decken- und Gewölbemalerei wird bei Burckhardt Cicerone I S. 400 ff. ſo lehrreich gehandelt, daß ich den Leſer bitten darf, ſich dort zugleich Gedanken und Stoff zu weiterem Denken zu holen.

tiefer, als vor- oder zurückstehend vorstellen. Man wird von einer psychischen Tiefendimension eben so sprechen dürfen, wie das Gleichniß einer psychischen Optik in vielen Fällen unabweisbar ist. —

So wie nun für die Sache der Kunst, für den äußerlichen Inhalt ihrer Werke, die Gesetze einer proportionalen Bedeutung der einzelnen Theile gelten, so müssen sie auch auf die Person der Kunstanschauung, auf den innerlichen Verhalt zu den Eindrücken der Werke Anwendung finden; hier wie dort gelten die Hauptgesetze der Zuspitzung, Gruppirung der Haupt- und Nebenfiguren, des Vorder- und Hintergrundes. Die Wirkung eines Kunstwerkes, der psychische Erfolg, der innere Zustand der Seele also, das Verhältniß der Anschauungen zu einander, so wie der Grade ihres ästhetischen Reizes, muß, geistig betrachtet, ebenfalls ein psychologisches — Kunstwerk sein, welches das äußere abspiegelt. Abspiegelt, sage ich, denn das ist ein wesentliches Grundgesetz aller Schönheit und Kunst, das sich aus dieser Betrachtung ergibt, daß die innere Proportion der Wirkung und der ästhetischen Reize in dem Beschauer gleich sein müssen den Proportionen der Theile in dem gegebenen Kunstwerk. Schon innerhalb einer und derselben Kunst findet dieses Gesetz seine Anwendung; wenn Protogenes das Rebhuhn, welches er in einem Gemälde*) mit angebracht und mit so vieler Kunst ausgemalt hatte, daß es zu leben schien und von ganz Griechenland bewundert wurde, gänzlich wieder auslöschte, weil es alle Augen zum Nachtheil des Hauptwerkes zu sehr an sich zog, so mochte das Rebhuhn vielleicht räumlich nur die angemessen bescheidene Stelle eingenommen, die Gruppirung also

*) Der ruhende Satyr nach Lessing: Laokoon S. 247.

den äſthetiſchen Geſetzen vollkommen entſprochen haben; die Ausführung aber gab ihm einen ſtärkeren Reiz, einen tieferen Eindruck, ſo daß die innere Gruppirung in der pſychiſchen Wirkung mit der der äußeren Darſtellung disharmonirte. Für das innere Auge und nach den Graden der Wirkung war es: ein Rebhuhn von einem ruhenden Satyr u. ſ. w. umgeben; im äußeren Bilde war es und ſollte es umgekehrt ſein. Wie weit greifend dieſes Geſetz iſt, und wie fruchtbar ſeine nähere Behandlung für die Kunſt werden kann, iſt offenbar; denn es gilt fernab nicht bloß wie in dieſem Falle bei der Ausführung der einzelnen Theile, ſondern eben ſo ſehr bei der Anlage und Compoſition derſelben.

Insbeſondere wichtig aber iſt es für den Gegenſtand unſerer Beſprechung, für die Vermiſchung der Künſte. Denn keine einzelne von ihnen enthält für ſich die Geſetze über die Beziehungen zu den anderen; mit Hilfe und Rückſicht aber auf die Theorieen je der beiden oder mehreren, die zuſammenwirken ſollen, kann man aus jenem Grundſatz die einzelnen Geſetze ableiten.

Wir haben von der Zuſammenwirkung der Architektur mit Sculptur, wo ſie in einem dienenden Verhältniß zu einander ſtehen, geſprochen; berühren wir nun, wenngleich nur flüchtig, auch das Verhältniß jener zur Malerei. Dieſe wird ſich zur Architektur faſt immer dienend verhalten, niemals umgekehrt. Von der bloßen Farbenſtreichung bis hinauf zum Wand- und Deckengemälde kann die Malerei im Dienſte der Baukunſt ſein; aber nie kann ein Bauwerk als bloßes Behältniß von Gemälden angeſehen werden, das ſich wie der Rahmen nach ihnen richten müſſe, wovon ſelbſt Muſeen nicht auszunehmen ſind; wo es geſchieht, iſt unnöthig ein Zweck aus den Augen gelaſſen, der vielleicht mit denſelben Mitteln erreicht

werden konnte. Die Malerei tritt, wenn wir von der Farbengebung der Wände, als auf der Grenze zwiſchen Malerei und Baukunſt ſtehend, abſehen, mit der Nachahmung architektoniſcher Stücke, wie Säulen und Fachgetäfel, ganz in den Dienſt der Baukunſt. Hier iſt eine vollendete Zuſammenwirkung möglich, wenn der Maler ſeine Motive gänzlich denen des Baumeiſters unterordnet.

Immer aber bleibt die Malerei mehr als die freie Sculptur an die Baukunſt gefeſſelt; das Werk des Bildhauers tritt frei in den freien Raum heraus, ſeine allſeitige Darſtellung heiſcht dies ſogar in den meiſten Fällen; das Gemälde aber bedarf der Wand, auf oder an welcher es ſich befindet, es kann als Fläche nicht wohl ohne architektoniſche Rückwand gedacht werden; und da, wo es, wie bei Einzelausſtellungen großer Tableaux zuweilen geſchieht, ſelbſt als Wand erſcheint, hat man den Eindruck eines unerquicklichen Nothbehelfs.

Für Wand-, Decken- und Glasgemälde wird der Maler nur den geeigneten Raum in den Hallen der Baukunſt zu ſuchen behaupten, der Architekt ſie nur als eine Zierde aufzunehmen meinen, welche allenfalls auch entbehrt werden könnte; nicht anders wird der Bildhauer denken, der ſelbſtändige Werke nicht vor oder an, ſondern in den Gebäuden aufſtellen will. Dieſer Wettſtreit kann zuweilen edle Früchte bringen, meiſt aber wird er den Künſten Abbruch thun; die Idee proteſtirt dagegen, gebietet ihnen Frieden nicht nur, ſondern eine vereinte harmoniſche Wirkſamkeit, welche ein Ziel im Auge hat, das über die Grenzen jeder einzelnen Kunſt hinausliegt. Ueppigkeit und Verfall der Künſte werden zu gleicher Zeit eintreten und ſich in der Unfähigkeit zu erkennen geben, ein höheres und gemeinſames Ziel mit Beſcheidung und Unterordnung anzuſtreben. In Bezug auf den Barockſtil bemerkt

deshalb Burckhardt (Cic. I 402): „Von dieſer Art und Maſſenhaftigkeit iſt die Decoration, welche „zuſammenwirken“ ſoll. Es iſt überflüſſig, näher zu erörtern, wie hier Eins das Andere übertönt und aufhebt, wie die einzelnen Theile, jeder von beſonderen Präcedentien aus, ihrer beſonderen Entartung entgegeneilen, und wie ſie einander gegenſeitig demoraliſiren, die Farbe, die bauliche und die plaſtiſche Form und umgekehrt. Keines nimmt Rückſicht auf die Maß- und Gradverhältniſſe der andern.“ Keine von den Künſten braucht dabei ihre Kräfte zu ſchmälern, um der Wirkung der andern Raum zu gönnen. Schon bei dem erwähnten Verhältniß von Sculptur und Baukunſt, wo jene im Dienſte dieſer arbeitet, bei den Ornamenten im weiteſten Sinne, namentlich bei Karyatiden und vollends Niſchen, Thore und Vorſprünge aller Art ausfüllenden Gruppen, kann die Sculptur ihre beſten Kräfte entfalten, wirkliche Meiſterwerke anbringen, alſo mit der Architektur zu gleichen Theilen und Kräften wirken, wenn nur dieſe großartig und ſchön genug baut, um an jener keine beſchämende Nachbarſchaft zu haben. Das Rebhuhn des Protogenes war vielleicht nicht zu gut, ſondern die übrigen Figuren im Bilde zu ſchlecht.

Das Relief, das wie die Malerei eine Wand braucht, wird vollends dann, wenn es einen baulich wichtigen, die architektoniſche Gliederung charakteriſirenden Theil des Bauwerks ziert, ebenſo auf der nicht trennenden ſondern verbindenden Grenze zwiſchen Baukunſt und Bildhauerei ſtehen. Die Reliefs Ghibertis ſind gewiß ſelbſtändige Kunſtwerke; aber ſie ſtehen vollkommen am rechten Platze, dem Ganzen des Bauwerks ſich einfügend, weil ſie ſich auf den Thüren befinden, welche nach ihrem Zwecke frei ſich bewegen können, um den Innenraum, das eigentliche Ziel des Bauwerks, für die Außenwelt zu erſchließen oder zu verſchließen. Aber

ſchwerlich würde man ſonſt an einem und vollends an dieſem ganzen Bau außen oder innen eine Stelle entdecken können, an welcher dieſe edlen Werke der Bildhauerei nicht die Wirkung der architektoniſchen Verhältniſſe ſtören oder von ihr geſtört werden möchten.

Wenn aber Baukunſt mit Sculptur oder Malerei oder mit beiden in freie Verbindung zu gemeinſamer Wirkung tritt, da iſt eine vollendete Harmonie und gegenſeitige Erhöhung des Eindrucks deshalb möglich, weil die Arten der Wirkungen verſchiedene aber einer pſychologiſchen Verſchmelzung fähige ſind. Von der berühmten Grabcapelle der Mediceer ſagt Burckhardt: „man kann kaum entſcheiden, ob er, Michel Angelo, die Capelle für ſeine Denkmäler baute oder die Denkmäler für die Capelle meißelte; — Architektur und Sculptur ſind ſo zuſammengedacht, als hätte der Meiſter aus einem und demſelben Thon Beides vormodellirt.“ Die Möglichkeit dieſes vollen Zuſammendenkens beider Kunſtwerke aber, dieſe Ergänzung heiſchende und ſchaffende Thätigkeit der Phantaſie zwiſchen beiden, gründet ſich grade auf der urſprünglichen pſychologiſch wichtigen Verſchiedenheit unter beiden Künſten. Architektur unterſcheidet ſich von den eigentlich plaſtiſchen Künſten dadurch, daß ſie eben keine nachahmende iſt, und wie die Muſik es mit einem mehr abſtracten Stoffe, den bloßen Linien und Umfängen, zu thun hat; ebenfalls wie die Muſik, wirkt ſie beſonders durch den Eindruck der Verhältniſſe. Von dem Gebäude entſteht für die innere Anſchauung ein bleibendes Bild, an das ſich das äſthetiſche Wohlgefallen knüpft, aber dies beruht, da wir von den wenigen mechaniſchen Grundſätzen, die einigen aber gewiß keinen zu großen Einfluß darauf üben, abſehen dürfen, lediglich auf den Größenverhältniſſen, welche in dem architektoniſchen Bilde herrſchen. Dieſe Größen-

verhältniſſe ſind aber von allem Inhalte der geſammten Anſchauungen des Menſchen, von der ganzen Gefühls- und Gemüthswelt und ihren concreten Erſcheinungen weſentlich verſchieden, mit den ſittlichen Begriffen der Größe und Würde nur bildlich und allegoriſch verwandt. Die Baukunſt wirkt daher nicht, wie die Plaſtik, durch irgend welche Beziehungen auf gleiche oder verwandte Anſchauungen aus dem Leben. Die Seele bleibt alſo bei der Anſchauung eines Kunſtgebäudes namentlich innerhalb desſelben, rein in ſich geſchloſſen, nur von dem empfangenen Bilde der architektoniſchen Umgebung erfüllt, wird ſie mit der Betrachtung der in ihm herrſchenden Verhältniſſe auf eine wohlthuende und erhebende Weiſe beſchäftigt.*) Hierin liegt die eigenthümliche und ſpecifiſche

*) Hier möge auch die oft beobachtete und bewunderte Thatſache erklärt werden, daß Zeichnungen von Gebäuden faſt immer ein entſchiedeneres Wohlgefallen erregen, und eine weitaus größere Schönheit vermuthen laſſen, als dieſe ſelbſt zeigen, während jenen zugleich die Tiefe des Eindrucks faſt gänzlich abgeht. Es kommt dies nämlich daher, daß wir auf dem Abbild die Verhältniſſe mit Einem Blicke überſchauen und den äſthetiſchen Sinn derſelben ſchneller und leichter ergreifen; während wir dem wirklichen Bau gegenüber die Eindrücke des Auges zuweilen auch äußerlich, durch eine Bewegung desſelben, immer aber innerlich durch zuſammenfaſſendes Denken erſt ſammeln und zu einem Ganzen verbinden müſſen. Dagegen wirken hier die Größen der Maſſen, wenn ſie vor den gewöhnlichen Bauten hervorragen, mächtig auf unſere Anſchauung.

Mittlere und kleine Gebäude gewinnen daher am meiſten durch die Zeichnung und verlieren faſt alle Schönheit, wenn wir ſie hinterher in der Wirklichkeit erblicken; vielleicht weil wir auch zu den anſchaulichen ſchönen Verhältniſſen zugleich größere Maſſen hinzudenken, als wirklich vorhanden ſind.

In demſelben Maße aber als Gebäude in der Zeichnung gewinnen, verlieren Gegenden mit prägnanten Umriſſen, wie Berge und Thäler, bei derſelben, aus gleichem Grunde. Hier ſind äſthetiſche Verhältniſſe unendlich ſelten vorhanden, es ſind nur die Maſſen als ſolche, und in deren koloſſalem und rohem Umfang auch das Minimum von architektoniſcher Schönheit in der Natur, was uns erfreut; dem Bilde aber fehlen die Maſſen und daher ſeine Wirkung, wenn wir nicht etwa das Original in der Natur geſehen

Wirkung der Architektur, welche daher mit der Musik, wie fern die Künste sonst von einander liegen, so viel Verwandtes hat, weil beide durch bloße Verhältnisse und zwar unter abstracten Elementen wirken. Man hat diese Verwandtschaft längst geahnt, und sogar dahin ausgedrückt, daß die Baukunst eine versteinerte Musik ist; aber erst durch die psychologische Erörterung konnte dies gefühlvolle Spiel mit den Begriffen einen ernsten Sinn und feste Bedeutung erhalten. Der ästhetische Eindruck eines Gebäudes ist also psychologisch in der That sehr verwandt mit dem eines Musikstückes, freilich nur in dem Moment, wenn dieses vollständig gehört ist. So wird denn auch jenes in der Seele, wie dieses, eine Empfänglichkeit für Bilder des Lebens bereiten, von welchem es selbst sie entfernt. Aber auch in der symbolischen Auffassung, welche wir als eine innere Brücke zwischen Kunst und Leben, Dichtung und Wahrheit erkannt haben, stehen Baukunst und Musik zusammen, im gemeinsamen Gegensatz gegen die plastischen Künste; diese bieten der receptiven Thätigkeit bestimmt ausgeprägte Anschauungen, welche lediglich in der aneignenden Apperception durch die erinnerten Urbilder eine Ergänzung finden; die Baukunst aber bietet ihre abstracten Formen, welche gleich der Musik den symbolischen Apperceptionen um so mehr Spielraum gewähren, als in denselben zugleich dynamische Massen in die Erscheinungen treten und die

---

haben und die Erinnerung der Phantasie zu Hilfe kommt. Bei den meisten Gegenden liegt auch die Schönheit vorwiegend in Licht und Farben; aber selbst farbige Gemälde davon können den Reiz selten wiedergeben, weil er ebenfalls nicht sowohl aus der Schönheit der Farbenverhältnisse, als aus der Größe der Farbenmassen entspringt, die nicht veranschaulicht werden können. Daher nur entweder die engere Landschaft oder die in der Zeichnung mehr unbestimmten, wesentlich durch Farben wirkenden Naturerscheinungen von glücklichem Erfolg sind.

ſtatiſchen Beziehungen der baulichen Theile als drücken und tragen, ſtemmen und ſtützen, halten und heben, ſteigen, ſtreben und ſchweben, als einen und trennen, als binden und ſcheiden gedacht werden.

Die ſymboliſirende Thätigkeit geht hier nicht ſo weit und ſchweift nicht ſo frei, wie in der Muſik, weil die ſinnliche Anſchauung mit ihren ſoliden Maſſen und dauernden Verhältniſſen die Phantaſie immer wieder in die Wirklichkeit zurückruft, während die verſchwebenden Töne ſie in die freie Weite locken; ſie iſt aber größer als in den plaſtiſchen Künſten bei denen auch die innere Thätigkeit durch Erinnerung an die ſachliche Beſtimmtheit der Anſchauungen gefeſſelt wird.

Das Verhältniß der Individualität zur allgemeinen pſychologiſchen Geſetzmäßigkeit iſt natürlich hier das gleiche, wie wir es oben bei der Muſik beſprochen haben. Wenn aber das Gebiet der ſymboliſchen Apperceptionen ſich hier weſentlich auf Laſten und Kräfte beſchränkt, alſo ein weitaus engeres iſt, dann iſt es für den Pſychologen ebenſo lehrreich, wie es für den Jünger der Kunſt und der Kunſtwiſſenſchaft beängſtigend ſein mag, zu ſehen, wie weit zwei ſo hervorragende Kunſtdenker wie Burckhardt und Lotze von einander abweichen, obgleich beide dem Princip der „Beſeelung“ huldigen. (Man vergleiche nur des Erſteren Cicerone im Anfange über die griechiſchen Ordnungen, dazu die feine Bemerkung auf I S. 383 — mit Lotze „über die Bedingungen der Kunſtſchönheit.“ (S. 25 f.)

Der Unterſchied der Baukunſt von der Muſik durch Gleichzeitigkeit und Dauer der ganzen Anſchauung macht jene vollends zu einer glücklichen Zuſammenwirkung mit den plaſtiſchen Künſten fähig. Schon in der Natur iſt unſer Auge ſtets geneigt, bei jeder Betrachtung eines einzelnen

Gegenſtandes vor Allem den Umfang des ganzen Geſichtskreiſes zu durchmeſſen; innerhalb eines Gebäudes wird dies um ſo viel mehr der Fall ſein, wenn nur der Umfang irgend die Anſchauung reizt und der erſte Blick, worauf hier meiſt Alles ankommt, ein lohnender und befriedigender war. Ungeſättigt, wie die Seele durch bloß innere Beziehungen immer bleibt, wird ſie auch leicht aus dem bloß architektoniſchen Bilde heraustreten, vielmehr es erfüllen wollen mit weiteren Lebensbeziehungen. Bringen nun Malerei und Sculptur von ſolchen erfüllte Werke der Seele entgegen, ſo werden ſie die Seele offen und empfänglich finden; der Eindruck, den ſie für ſich zu machen vermögen, wird gehoben und vergrößert werden in dem Maße, als die Seele durch die umgebende architektoniſche Schönheit höher und reiner geſtimmt iſt. Das architektoniſche Bild aber, das aus obigen Gründen für ſich und zu Anfang immer einen gleichſam ſchweigend feierlichen Eindruck macht, wird wachſend belebt und gehoben werden, wenn die Werke der Malerei oder Bildhauerei, welche es erfüllen, durch Umfang und Inhalt einen inneren Bezug dazu haben, wenn beide zu einer äſthetiſchen Totalanſchauung verſchmelzen können, in welcher innerlich das Gebäude gleichſam den ruhend erhabenen Hintergrund, die plaſtiſchen Werke den lebensvoll ſchönen Vordergrund ausmachen. Ein Weiteres hierüber iſt unnöthig; aber man denke ſich als Uebertretung dieſer pſychologiſch begründeten Regeln etwa die Wände der großen Treppenhalle im Berliner neuen Muſeum mit Münzſammlungen oder ſonſtigen Miniaturen bedeckt, und es wird aus dieſem gradezu komiſchen Contraſt die ernſte Bedeutung jener Regeln offenbar werden.

Sculptur und Malerei ſtehen in faſt gleichem Verhältniß zur Baukunſt. Alles Geſagte gilt von beiden in gleicher Weiſe. Aber auch nur zur Baukunſt ſtehen ſie im Verhältniß der Zuſammenwirkung, nicht aber unter einander. Nie können ſie unmittelbar zu einander in Beziehung treten, und wenn z. B. Räume, in denen Bildwerke aufgeſtellt werden, auch mit Gemälden verziert ſind, ſo werden dieſe nur die architektoniſche Schönheit des Raumes verſtärken und kaum mittelbar einen Einfluß auf die Sculpturen haben. Dies folgt mit pſychologiſcher Nothwendigkeit daraus, daß beide nachahmende Künſte ſind, welche beide ihre Gegenſtände aus gleichem Gebiete entnehmen, aber — auf verſchiedene Art und in verſchiedener Rückſicht darſtellen. Die Sichtbarkeit oder die räumliche Darſtellung körperlicher Weſen beruht auf drei Momenten; der ſolide Körper oder die materielle Maſſe, die Linien oder die Umriſſe, und die Farben.

Durch die Anwendung des einen oder andern dieſer Mittel ſcheiden ſich die Künſte. Die bloßen Linien mit irgend einer abſtracten, an ſich gleichgiltigen, Farbe gezogen, ergeben die Zeichnung. Die mit einem ſoliden Stoff erfüllten Linien, oder der durch Linien begrenzte Körper, ergibt Geſtalten; die mit Farben erfüllten Linien aber oder die durch Linien begrenzten Farbenflächen ergeben Gemälde.

Da die Linie als die allgemeine Bedingung aller Raumbeſtimmung und Darſtellung beiden letzten gleich gemeinſam iſt, beruht ihr Unterſchied nur in dem von Körper und Farbe.

Die Natur oder die reale Welt der Dinge zeigt, wie geſagt, immer alle drei Elemente bei einander, die plaſtiſchen Künſte aber zeigen nur je zwei.

Man würde aber den Künſten ſehr Unrecht thun und man hat es oft gethan, wenn man ihre Aufgabe dahin beſtimmt,

durch ihre Leiſtungen mit dem einen Element eine Illuſion und Täuſchung zu bewirken, als ob das andere ebenfalls vorhanden wäre. Denn wenn man auch von der Malerei fordern wollte (hieraus entſpringt der Irrthum), daß ſie durch Zeichnung und naturgetreue Auftragung von Licht und Schatten die Illuſion erzeugen ſolle, als ob die gemalten Flächen Körper wären, als ob die Farben nach allen dreien Dimenſionen hin ſich erſtreuten und alſo über einen ſoliden Körper ergoſſen wären, ſo wird man doch wahrlich von der Sculptur nicht ſagen wollen, ſie habe die Illuſion zu erzeugen, als ob die Geſtalten mit Lebensfarben dargeſtellt wären. Vielmehr beruht aller Sinn der plaſtiſchen Künſte darin, daß jede innere Anſchauung, jedes geiſtige Bild von einem äußeren Dinge ſich pſychologiſch in jene drei Elemente gleichſam zerlegt, dergeſtalt, daß es ein Linien-, ein Farben- und ein Körperbild iſt, und daß jedes einzelne von dieſen innerlich und geiſtig betrachtet, dem Ganzen gleich, ſo zu ſagen, die pſychologiſche Gleichung des ganzen äußerlich körperlichen und farbigen Bildes iſt, und daher ſtellvertretend für es gebraucht werden kann. Dies iſt keine bloße Vorausſetzung, ſondern eine erfahrungsmäßige pſychologiſche Thatſache. Wenn wir beim erſten Erblicken einer noch ſo flüchtigen, wenn nur in den Umriſſen richtigen Zeichnung eines Kopfes mit bloßen blinden Linien ſogleich ausrufen: das iſt der und der; ſo kann man daraus erſehen, daß das urſprüngliche von der porträtirten Perſon in uns vorhandene mit Körper und Farben erfüllte Bild an dieſer Linienzeichnung eine vollſtändige Gleichung findet, welche eine unfehlbare Sicherheit des Wiedererkennens verbürgt. Die Apperception tritt ſofort ein, um die Perception zu ergänzen. Mag man nun auch zu dieſem Proceß des Wiedererkennens eine Ergänzung des Linienporträts mit den Farben

und dem Körper durch die Phantaſie des Anſchauenden hinzudenken, ſo bleibt doch auch gewiß, daß dieſes zweite Bild, das die innere Anſchauung aufnimmt, ihr Nichts weiter als die gleichen Linien zu geben braucht, um es dem erſten, der Natur in allen dreien Elementen entſprechenden Bilde für die Erkenntniß vollſtändig identiſch zu machen. Dies beruht vorzugsweiſe darauf, daß wir im gewöhnlichen Leben — weil meiſtentheils ſprachlich — (vgl. Bd. II S. 294 ff.) nicht ſowohl in Anſchauungen als in Vorſtellungen denken. Das Charakteriſtiſche der Vorſtellung aber als pſychiſches Gebilde iſt es, daß ſie ſich mit dem bloßen Feſthalten der Identität des Gegenſtandes und dem Ausſchließen des Andern, von ihm Verſchiedenen begnügt; in der Vorſtellung ſoll eben nur die Sache, die Perſon als dieſe und keine andere gedacht werden. Wir eilen im alltäglichen Denken über alle die Eigenſchaften hinweg, deren wir nicht bedürfen, um die Dinge und Perſonen als dieſe, im Unterſchiede von anderen zu erkennen; wir laſſen uns in der Sprache am Namen, in der ſinnlichen Repräſentation an dem Linienbild genügen. Darum iſt die bloße Umrißzeichnung, die Silhouette, welche das Wiedererkennen ein- und die Verwechslung meiſt hinlänglich ausſchließt, das wirkliche und ſinnliche Gegenbild der inneren Vorſtellung. Denn wie die innere volle, farbige und plaſtiſche Anſchauung ſich zur bloßen Vorſtellung verhält, ſo auch der mit allen ſeinen Beſchaffenheiten erfüllte Gegenſtand zu dem bloßen Linienbilde, und ſchon ein Kind von dreien Jahren ſcheint nur dieſes zu bedürfen, um ſich jenen ſofort vorſtellig zu machen.

Was die Linien für ſich allein, das vermögen und bedeuten ſie natürlich um ſo mehr in Verbindung mit einem der beiden anderen Elemente, dem Körper oder den Farben, näm-

lich: als Gemälde oder Statue das ganze Bild der Wirklichkeit innerlich zu repräsentiren. Neben dieser Gleichheit aber zeigt sich zugleich ein Unterschied zwischen beiden, dem Gemälde und der Statue, in psychologischer Beziehung. Wie äußerlich durch die Elemente der Darstellung, so sind sie innerlich durch das Moment der Gleichstellung des Abbildes mit dem Urbilde verschieden; beide, Farbe und Körper, haben eine verschiedene psychologische Beziehung zum ganzen vollen Bilde, sie stellen das äußere Bild von verschiedenen Seiten dar, welche auch innerlich für das geistige Bild und seine Auffassung verschiedene Bedeutung haben. Diese geistigen Unterschiede aber sind, wie gleich hervorleuchten wird, in anderweitigen, unterschiedlichen, natürlichen Beziehungen beider Elemente begründet.

In jedem anschaulichen Wesen, und entsprechend in jeder Darstellung eines solchen, sind immer zwei unterschiedliche Momente: der augenblickliche Zustand, die Handlung, das Leben; und das Wesen selbst, seine bleibende Gestalt, an welchem jene vorübergehend sind. Jede plastische Darstellung hat *handelnde*, für diesen Augenblick individuell bestimmte Wesen zum Gegenstande (an Göttergestalten können allerdings habituelle Zustände dargestellt werden, allein diese werden doch immer ein individuell bestimmtes *Leben* ausdrücken, worin wir immer noch den Gegensatz gegen ihre bloße Gestalt, als Träger dieses Lebens mit psychologischer Nothwendigkeit unterscheiden werden; selbst der Zustand äußerster Ruhe, wie Schlaf und Tod, wird immer noch als ein relatives Handeln, gleichsam als Thätigkeit des Ruhens, wie in der Sprache so in der Anschauung von uns aufgefaßt).

Auf diesem Gegensatz von Gestalt und Leben beruht der wesentliche Unterschied beider Künste. Die Gestalt an sich ist

das Feste im doppelten Sinne des Soliden und Dauernden, sie ist das Seiende im Wesen; das Leben ist das Flüchtige, Wechselnde, es ist die Thätigkeit oder das Thätige im Wesen. Danach ist die psychische Bedeutung beider plastischen Elemente bestimmt. Dauernd und solid ist der Körper, welcher die Gestalt hat oder ausmacht; flüchtig und wechselnd aber ist die Farbe, welche das Leben und seine wechselnden Verhältnisse abspiegelt.*) Jedes Leben, jede Handlung und Bewegung von innen, prägt sich auch in dem Körper aus, indem er dadurch eine bestimmte, besonders modificirte Gestalt annimmt; aber jede wechselnde Erscheinung des Innern, die Lebensfarbe jeder Handlung muß sich an eine Gestalt lehnen, auf welcher sie spielt.

Die Aufgabe der Sculptur ist es demnach: körperliche Gestalten zu bilden, so bestimmt, so genau und sicher und individuell, daß sie den Schein lebender Gestalten erwecken; ideal angesehen, daß man in der inneren Anschauung die Farbe, welche allein das volle Leben bezeichnet, nicht entbehrt; die Aufgabe der Malerei: die flüchtige Erscheinung des Lebens, die wechselnde Farbe, die Umrisse und Oberfläche, worauf es sich spiegelt, so zu fesseln, so vollendet wiederzugeben, daß es zum Scheine gestalteten Lebens wird, ideal betrachtet, daß man hinter den farbigen Linien den Körper nicht entbehrt.

Aber nicht eine Sinnentäuschung, eine äußere Illusion, soll oder kann erzielt werden, sondern eine Stärke der geistigen

*) Die Linie steht in der Mitte; beiden, der Farbe und dem Körper, dient sie zur Begrenzung, damit dieser zur Gestalt, jene zum Bilde werde. Für sich allein kann sie aber keine Anschauung erzeugen, denn sie muß Flächen, wenn auch nur weiße oder graue, oder Körper begrenzen, um ein Bild zu umschreiben.

Wirkung dieſer einſeitigen Anſchauungen, welche jener der allſeitigen natürlichen innerlich gleichkommt. Grade durch die Abweſenheit je des einen Elementes, der Farbe oder der Körpermaſſe, ergeben beide, Sculptur und Pictur, künſtliche Bilder, durch Treue der Darſtellung und ideale Schönheit derſelben künſtleriſche Anſchauungen.

Sollten nun aber beide Künſte ſich vereinigen und zuſammenwirken und etwa mit Lebensfarben bemalte Statuen darſtellen, dann würden uns alle drei Elemente der natürlichen Anſchauungen gegeben, aber eben dadurch ginge der äſthetiſche Reiz verloren. Es treten alle äußeren Merkmale der lebendigen Geſtalt und des geſtalteten Lebens uns entgegen, aber es erſcheint und wirkt auf uns als ein ſtieres Leben, als todte Geſtalt. Iſt es aber nicht pſychologiſch wunderbar, daß die bleichen marmornen Geſtalten uns niemals, die bemalten wächſernen aber immer an Leichen erinnern? daß dieſe den meiſten Menſchen nur Schauer und Schrecken, jene Erhebung und Vergnügen bereiten? Aber die Erklärung iſt unſchwer. Bei dem Gemälde und der Statue findet nothwendig eine perſönliche innere Thätigkeit des Beſchauers ſtatt, welche das künſtliche Bild innerlich zum Lebendigen erhebt; auf dem Wege dieſer Thätigkeit liegt der äſthetiſche Reiz und Genuß; bei den bemalten Figuren aber findet dieſe perſönliche Thätigkeit keine Stelle und wir gehen damit des Genuſſes verluſtig. Noch mehr: in der Natur des Menſchen, in der Regſamkeit des Geiſtes iſt es begründet, daß wir bei dem empfangenen Stoff zum Denken, bei dargebotenen Gegenſtänden innerer Thätigkeit unwillkürlich verweilen, ſie erfüllen, ergänzen, und ihre Beziehungen ſuchen. Wenn uns daher die Werke der Malerei und Bildhauerei entgegentreten, dann ſchreitet unſere Betrachtung über das bloße Bild, ſo weit es

uns vor Augen ſteht, fort zu dem natürlichen Bilde und zu Vergleichungen mit ihm, wir ergänzen hier den Körper, dort die Farben, und am äußerſten Punkte dieſes Fortſchrittes, wenn der Künſtler ihn nur veranlaßt — kommen wir zu den Ausdrücken der Bewunderung: wie ſprechend, wie natürlich, die Geſtalten ſcheinen zu leben, ſich zu bewegen, das Auge blickt, der Mund redet, jene Perſon will aus dem Bilde heraustreten u. dgl. mehr. Tritt uns aber eine bemalte Statue, eine Wachsfigur entgegen, dann bleibt der Seele an der äußeren Anſchauung nichts zu ergänzen, wir ſchreiten aber dennoch in der Betrachtung fort und zwar von dem vollen Aeußeren zum Innern, zum wirklichen Leben — und finden uns getäuſcht; die Seele ſtellt an dies Bild unwillkürlich die Anſprüche wie an das wirklich Natürliche, wir erwarten deshalb Leben und Bewegung und finden denn doch nur den Tod: der Fortſchritt im Gedanken bietet nur einen Rückſchritt in der Anſchauung. Der vollendete äſthetiſche Erfolg eines Kunſtwerks hängt nicht von dieſem allein ab, ſondern zugleich von der fortgeſetzten inneren Thätigkeit des Zuſchauers, deren Richtung und Weite aber durch das Kunſtwerk veranlaßt und bedingt wird, ſo wie ſie unter dieſen Bedingungen durch pſychologiſche Geſetze nothwendig beſtimmt iſt. Der Künſtler alſo, welcher uns eine bemalte Statue vor Augen ſtellt, ſchneidet die innere Thätigkeit zur Ergänzung der äußeren Anſchauung durch deren abſolute Vollſtändigkeit ab, und hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, daß unſere innere Betrachtung von der Geſtalt zur Natur zum abſoluten Nachtheil jener fortſchreitet.*) Dieſe Maßbeſtimmung des Raumes oder der

*) Dasjenige aber nur allein, ſagt Leſſing, iſt fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir ſehen, deſto mehr müſſen

Freiheit, welche ein Kunstwerk der inneren Thätigkeit des Beschauers gewähren, sowie der Veranlassungen, welche es ihr geben muß, ist ein gar feines ästhetisches Capitel, wonach man sich in den Büchern über Kunst so lange vergebens umsehen wird, bis die Aesthetik gründliche und ausführliche Unterstützung bei der Psychologie suchen und finden kann.

Die Thatsache, daß vollständig bemalte Figuren, bei einem stark verkleinerten Maßstabe derselben von jenem widerlichen Eindruck frei sind, den die lebensgroßen machen, bestätigt unsere psychologische Erklärung; denn hier besteht das Geschäft der Phantasie in der Veränderung der Dimension, in der Umdichtung der gesehenen Miniaturgestalt zur natürlichen Größe des Urbilds.

Dem Zweifel Fechners, ob die allgemeine gegen bemalte Gestalten gerichtete Ansicht und der leichenhafte Eindruck derselben nicht bloß daher rühre, daß sie bis jetzt nur von Stümpern geschaffen sind, und ob sich also Meinung und Ein-

---

wir hinzudenken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affekts ist aber kein Augenblick, der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden." Wenn es sich endgiltig herausstellen sollte, daß die Alten ihre Statuen polychromisch bemalt haben, so würde das natürlich noch keine Widerlegung einer psychologisch begründeten Thatsache sein; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß die beschränkte Anwendung der Farbe sich bestätigen wird, welche dann mit dem Grundsatz, daß der Phantasie freier Spielraum gelassen werden müsse, vollkommen harmonirt. Ebenso ist der Verf. der durch Feinheit und Umsicht ausgezeichneten Betrachtungen im Kunstblatt Nr. 22ff. Jahrgang 1854, welcher durch Anwendung von Idealfarben und für andere Stoffe als Marmor der Polychromie ein Gebiet in der Sculptur erhalten will, im Wesentlichen doch mit diesem Grundgedanken einverstanden.

druck nicht ändern würden, wenn wir vollkommene Kunstwerke dieser Gattung erhielten; diesem Zweifel stelle ich die historische Frage entgegen: weshalb ist es denn überhaupt so früh und so durchgängig zur Trennung beider Künste gekommen? warum treffen wir ihre Verbindung so selten und nur auf niedrigen Stufen der Kunstentwickelung an? warum hat sich nicht vielmehr die ringende Arbeit der Künstlerschaft, die wir in den getrennten Künsten stufenweise aufwärts zu gesonderter Vollkommenheit schreiten sehen, allezeit auf die der Natur so viel näher gelegene Verbindung gerichtet? warum fehlt es grade in den besten Zeiten blühender Kunst, warum selbst bei den großen Meistern, welche wie Michel Angelo zugleich in der Malerei wie in der Plastik hervorleuchten, an jedem ernsthaften Versuch ihrer Vermischung?

Aus gleichen Gründen würde es ebenso verkehrt und widerlich sein, wenn man Gemälde zum Theil mit erhabenen Figuren oder Reliefs mit gemalten versehen wollte; eine Einheit der Anschauung und noch mehr der ästhetischen Wirkung ist psychologisch unmöglich.

Was man gelegentlich an Beispielen der Fortsetzung der Gemälde in Reliefgestalten innerhalb oder vollends jenseits des Rahmens der Gemälde findet, dient vielmehr zur warnenden Bestätigung unserer Ansicht, als zur aufmunternden Widerlegung derselben. „Die erstaunlichsten Excesse beginnen mit dem 18. Jahrhundert. In der Absicht, das Raumverhältniß der himmlischen Schwebegruppen recht deutlich zu versinnlichen und den Beschauer von der Wirklichkeit zu überzeugen, ließ man die Arme, Beine und Gewänder einzelner Figuren über den gegebenen Rahmen hervorragen (auf vorgesetzten ausgeschnittenen Blechstücken); den näheren Figuren gab man bis-

weilen ein unmerkliches Relief. Ganz drollig wird aber die Prätenſion auf Täuſchung, wenn einzelne Engelchen und allegoriſche Perſonen ganz aus dem Rahmen herausgeſchwebt ſind und nun, an irgend einem Pilaſter weislich feſtgenietet, ihre blechernen Füße und Flügel über die architektoniſchen Profile hinausſtrecken.“ (Burckhardt.)

III.

Plaſtiſche und redende Künſte.

Von den plaſtiſchen Künſten und der Architektur unterſcheiden ſich die redenden Künſte, Poeſie und Muſik, durch die Art der Anſchauungen, welche ſie der Seele geben, ſowie durch die Weiſe der inneren Empfängniß derſelben gänzlich, ſo daß an eine Zuſammenwirkung beider nicht zu denken iſt.

Nur in wie fern überhaupt der augenblickliche Zuſtand und die vorangegangenen Eindrücke auf die Thätigkeit des Geiſtes, beſonders auf jeden Genuß Einfluß haben, wird ein ſolcher zwiſchen den plaſtiſchen und redenden Künſten ſtattfinden. Gemälde und Bildwerke können (wenn ſie uns hinlänglich bekannt ſind, um unſere Aufmerkſamkeit nicht zu feſſeln) eine angenehme Umgebung ſein, in welcher wir ein Gedicht oder einen Geſang anhören; insbeſondere aber die Schönheit des Gebäudes uns in eine wohlthuende empfängliche Stimmung verſetzen: aber die Schönheit des Gedichtes wächſt ebenſo wenig durch die des Saales, als umgekehrt der Saal etwa ſchöner wird durch das Gedicht, das wir darin hören.

Es iſt hier kein unmittelbar äſthetiſcher Bezug unter beiden Kunſtwerken, und kein äſthetiſches Ingredienz, das den Eindruck des einen durch die Nähe des andern erhöht, ſondern nur die allgemeine Wirkung eines günſtigen pſychiſchen Zuſtandes.

Die maleriſche oder architektoniſche Schönheit der Umgebung wird daher auf das Anhören einer Muſik zwar edler aber nicht ſtärker wirken, als ein bequemer Seſſel oder eine behagliche Temperatur. Beide Eindrücke nämlich liegen gleich ſehr außerhalb jenes Ideenkreiſes, worin ſich die Muſik oder das Gedicht bewegt und nur wo eine unmittelbare Berührung mit dieſem ſtattfände, könnte eine äſthetiſche Zuſammenwirkung vorhanden ſein.

Von dem Verhältniß der Muſik zur Plaſtik iſt ausführlich geſprochen. — Die Poeſie kann uns (von der Muſik darin verſchieden) zwar Anſchauungen von gleichem Inhalte wie die plaſtiſchen Künſte geben, aber ſie vermittelt dieſelben für unſere Seele auf eine andere Weiſe; die Worte, als die äußeren Träger der Anſchauungen, enthalten dieſe nicht, ſondern erwecken ſie nur; ſie ſind nicht die ſinnlichen Bilder, ſondern Zeichen derſelben; die Sprache iſt als Anſchauung nur in der Seele des Zuhörers; dieſer muß ſich innerlich aus den Worten des Poeten erſt das Bild erſchaffen, welches ihm der Maler vor Augen ſtellt. Wir brauchen bei dieſer Verſchiedenheit kaum noch einmal an die andere zu erinnern, daß die Anſchauungen aus der Sprache, wie der Muſik, nur ſucceſiv in der Zeitreihe gegeben werden, während die Plaſtik ein- und gleichzeitig dieſelben darbietet, um zu begründen, daß eine Zuſammenwirkung beider pſychologiſch unmöglich iſt. Die Aufſtellung eines Gemäldes oder einer Gruppe mit Recitation eines Gedichtes, das die dargeſtellte Handlung beſchreibt, würde der beſprochenen Ausſtellung pſychologiſch ähnlich, aber zugleich von der Wirkung des Puppenſpiels nicht ſehr verſchieden ſein.

Aber warum ſuche ich nach einem anſchaulichen Gleichniß, da es an der wirklichen Thatſache ſelbſt nicht fehlt. Sie tritt

uns in jenen cykliſchen Wander-Gemälden entgegen, welche auf Meſſen und Märkten dem verſammelten Volke die Rhapſodien der jüngſten Homeriden plaſtiſch illuſtriren, in denen die Helden der Grauſamkeit mit ihren Opfern und die rächende Macht der Nemeſis geſungen werden. Die Ausſchließlichkeit der Verwendung dieſer Vermiſchung maleriſcher und redender Kunſt bei der Darſtellung der Mord- und Schauergeſchichten inmitten der Befriedigung der niedrigſten naivſten Schau- und Hörluſt enthält wohl den zulänglichen Beweis für die Stufe ihrer äſthetiſchen Würde.

Der ungezügelte Trieb alles Kirmeßtrubels, die Lebensluſt durch eine ſchrankenloſe Vermiſchung und Zuſammenwirkung contraſtirender derber Reize auf die ſoliden Volksnerven zu erhöhen, befriedigt ſich neben den ſüßen und ſcharfen, maſſigen und geiſtigen Erregungen des Geſchmacks im eigentlichſten Sinne in einer buntſcheckigen Augen- und Ohrenweide; ſie erſtreckt ſich von den geiſtlichen Liedern der Bettler und den tragiſchen Recitativen der Bänkelſänger bis zu den Trommeln der Seiltänzer, den Flöten für die tanzenden Bären und der Baßgeige für die tanzende Jugend, zu Drehorgeln und Sackpfeifen; — dies Alles zuſammen bietet dem Pſychologen lehrreiche Thatſachen, von denen die Wiſſenſchaft einmal eine ebenſo geſammelte Studie bieten ſollte, wie die Vagabunden Holteis eine poetiſche enthalten. Die äſthetiſche Moral davon wird etwa die ſein: Das Gemeine gründet ſich auf ſtarke und aus Contraſten gemiſchte, das Edle auf feine und geſonderte oder nach idealem Geſetz verbundene Reize.

Die Poeſie hat aber auch noch in der rein ſinnlichen Seite ihre Darſtellung, in der äußern Tonmaſſe der Worte,

ein Element für äſthetiſche Verhältniſſe, den Rhythmus. Er wirkt wie die Muſik und Architektur durch eine beſtimmte Ordnung von Größen. Dieſe Größen beſtehen jedoch nicht immer und nicht bloß in den äußeren Tonmaſſen, ſondern entweder zugleich in beſtimmten Gedankenmaſſen, denn alle wahre Poeſie bildet mit dem äußeren zugleich einen inneren Rhythmus, oder ausſchließlich in dieſem wie z. B. beim Parallelismus und allen Antitheſen, wo nur ein Rhythmus der Vorſtellungen vorhanden iſt. Hieran knüpfen ſich theilweiſe die äſthetiſchen Geſetze der Rhetorik und näher der Diction oder des Stils. Von der Seite des Rhythmus iſt die Poeſie mit der Muſik am nächſten verwandt; jener erzielt, pſychologiſch betrachtet, ſeinen äſthetiſchen Eindruck durch die völlig gleichen Urſachen wie die Muſik, daher man ihn mit Recht als die Muſik der Sprache bezeichnen kann. Dadurch iſt eine Zuſammenwirkung der Poeſie und Muſik ſchon angebahnt; ſie kann ſich um ſo eher fortſetzen, als beide fortſchreitende Künſte ſind, d. h. die Seele den Inhalt derſelben ſucceſiv aufnimmt. Iſt nun auch dieſer Inhalt in beiden ſo verſchieden, daß die eine beſtimmte Vorſtellungen von inneren und äußeren Dingen darbietet, die andere aber nur abſtracte Töne und deren Verhältniſſe: ſo können ſie doch nicht bloß deshalb zuſammenwirken, weil die pſychologiſchen Erfolge beider, poetiſche Anſchauungen und muſikaliſche Stimmungen (wenn ſie ſich von Satz zu Satz entſprechen), neben einander in der Seele zu ſein und zu einer Einheit ſich zu verbinden vermögen, ſondern auch, weil die Anſchauungen ſelbſt durch Worte vermittelt werden, dieſe Worte aber ſtatt der einfachen und gewöhnlichen Töne, zugleich die muſikaliſchen in ſich aufnehmen können. Letzteres iſt ſogar nothwendige Bedingung, denn eine bloße Declamation mit Muſikbegleitung würde durch die geſprochenen

Töne eine Störung unter den muſikaliſchen bilden und den äſthetiſchen Eindruck gefährden. Schon ein Sprechen, nicht während, ſondern nur zwiſchen dem muſikaliſchen Vortrag, wirkt als Contraſt gegen die muſikaliſche Stimmung faſt immer komiſch, und wird in ſolcher Abſicht in komiſchen Opern mit Glück angewendet.

Uebrigens iſt der Proceß der äußeren und inneren Wahrnehmung eines aus Poeſie und Muſik zugleich beſtehenden Kunſtwerks bei Weitem ſo einfach nicht, wie es uns, durch häufige und frühe Wiederholung geläufig geworden, erſcheint; und wir dürfen an der Aufgabe nicht vorübergehen, denſelben wenigſtens in den Hauptpunkten zu analyſiren.*) Unſere innere Thätigkeit überhaupt und die des Bewußtſeins im Beſonderen verläuft, wie bekannt, in einer zeitlichen Reihenfolge. Auch bei dem Anhören einer geſungenen Dichtung folgen die einzelnen Theile des Ganzen in der Zeit, an deren Ende erſt dieſes Ganze aus allen Theilen durch einen zurückſchauenden und zuſammenfaſſenden Act entſteht.

Das vom einfachen Bewußtſein wenig beachtete, aber theoretiſch wichtige und ſelbſt in äſthetiſch-praktiſcher Beziehung folgenreiche an dieſem Vorgange iſt nun vor Allem dieſes: wie das Ganze ſo ſind auch ſeine Theile mehrfach zuſammengeſetzt; jeder Theil beſteht aus verſchiedenen Elementen, und indem die Reihen der Theile ablaufen, laufen demnach mehrere Reihen von Elementen in der gleichen Zeit parallel über einander ab; jede ſolche Reihe von Elementen hat ihren eigenen

*) Wohlgemerkt: die vollſtändige und durchgeführte Analyſe eines ſolchen Vorgangs, wie das Aufnehmen eines muſikaliſchen Dramas, würde faſt alle Theile der Pſychologie berühren, alſo faſt die ganze pſychologiſche Geſetzmäßigkeit zur Vorausſetzung haben und zur Anſchauung bringen müſſen.

Zuſammenhang, ja ihre eigene Art des Zuſammenhanges, mit ihren beſonderen Ein- und Abſchnitten.

Es ſei der Einfachheit wegen zunächſt nur ein Lied, das wir hören.

Schon der Text beſteht aus einer Reihe von Wörtern; ſie beſteht aber aus zwei parallelen Reihen: die Reihe der Vorſtellungen der äußeren Lautkörper, alſo der Wörter als Lautgebilde, und die zweite Reihe der Vorſtellungen, welche die Bedeutung, den Inhalt der Wörter ausmachen. In jedem Theil der Reihe, alſo in jedem Worte, ſind beide Elemente mit einander verbunden; das Wort als Laut iſt mit dem Worte als Inhaltsvorſtellung aufs Innigſte verknüpft. Zugleich aber ſind die Wortbedeutungen als ganze Reihe mit einander verbunden; ja noch mehr der eigentliche und wirkliche actuelle Sinn derſelben, der Gedanke als Ganzes beſteht und entſteht erſt aus allen Theilen zuſammengefaßt; er umſpielt alle Theile und durchdringt ſie, verändert ſie ſogar und gibt ihnen ihre Beſtimmtheit erſt durch die Einheit, die er ihnen verleiht. Nicht ſo die Reihe der Wörter als Lautkörper; ſie bleiben innerlich wie äußerlich getrennt; ſie ſind eine Reihe von Wörtern, aber nicht Ein Lautgebilde. Die Wörter enthalten durch die grammatiſchen Endungen gewiſſe Hindeutung auf andere, um deren willen ſie dieſe Form angenommen haben; aber ſie bleiben dennoch eine bloße Reihe einzelner Wörter; es gibt keine lautliche Satzeinheit (ausgenommen etwa in gewiſſen amerikaniſchen Sprachen, wo in der That die ganze Reihe der Wörter, weil ſie einen ganzen Satz ausmachen zu Einem Worte, alſo zu Einem Lautgebilde werden). Die Wörter als Bedeutungen aber ſind eine Einheit nämlich des Gedankens. Der Sinn oder das Geſetz der Verbindung iſt alſo ſchon inner-

halb des lediglich ſprachlichen Textes ein verſchiedener für die zwei parallelen Reihen, obgleich in jedem Worte die innigſte Verknüpfung der beiden Reihen angehörenden Elemente ſtattfindet. Dies erweiſt ſich ſofort auch praktiſch wichtig, wenn durch die poetiſche Form der Sprache eine neue Verbindung der Glieder eintritt, wenn der Satz zum Verſe wird. Jetzt zeigen die Wörter als Laute zwar nicht die Einheit eines einzigen Gebildes, aber doch einen weſentlichen Zuſammenhang; jede Zeile oder zwei (Diſtichon) oder mehrere (Strophe) zuſammen bilden ein Ganzes, in welchem Eigenſchaften hervortreten, welche erſt durch die Beziehung aller Wörter auf einander entſtehen. Alſo durch den Rhythmus, den Strophenbau, den Reim, die Allitteration, die Aſſonanz haben die Lautkörper einen eigenen äſthetiſchen Zuſammenhang; dieſer aber iſt durchaus verſchieden vom Gedankenzuſammenhang. Der Rhythmus des Gedankens (wenn er überhaupt vorhanden) iſt ein anderer als der der Worte; er hat andere Cäſuren, andere Hebungen und Senkungen; desgleichen wird die ſtrophiſche Theilung eine verſchiedene ſein. Noch mehr im Reim und vollends in Alliteration und Aſſonanz wird eine Beziehung der Satz-Theile als Lautkörper hervortreten, die von der Beziehung ihrer Bedeutungen gänzlich verſchieden iſt. Ich kann hier nicht auf die Aufgabe der Aeſthetik eingehen, welche zu zeigen hätte, welche Bedingungen für die größte Vollkommenheit einer Dichtung daraus hervorgehen; in welchem Maße die Abhängigkeit der parallelen Reihen oder die Freiheit derſelben ſich geltend machen muß; und beſonders für den pſychologiſch eindringenden Litterarhiſtoriker wird eine feine Aufgabe ſein, die Verſchiedenheiten bei den Claſſikern in der Behandlung des Verſes nach ſeinem gedanklichen oder nach ſeinem lautlichen Rhythmus klar zu legen.

Jetzt aber werde das Gedicht zum Gesang; zu der Doppelreihe der Lautwörter und der Bedeutungsvorstellungen, tritt als dritte Reihe die der Töne, welche die Melodie ausmachen. Leichter als der Unterschied zwischen den Lautvorstellungen und den Inhaltsvorstellungen ist der zwischen den Wörtern und den begleitenden Tönen der Melodie zu fassen. Die Melodie ist eine Reihe von Tönen, welche ein Ganzes unter sich ausmachen (obwohl schwerlich eine solche Einheit, wie die des Gedankens im Satze), dessen Theile mit einander in bestimmten ästhetisch-musikalischen Verhältnissen zusammenhängen; zugleich verknüpfen sich die einzelnen Töne mit den einzelnen Wörtern und zwar aufs Innigste; die Wörter werden gesungen also mit musikalischen Tönen gesprochen; der Gesang besteht aus Tönen, welche nur in und mit den Wörtern hörbar werden. Allein trotz dieser Verbindung der Töne mit den Wörtern und neben derselben ist der Sinn und das Gesetz der Verbindung der Töne zur Melodie ein anderes, als die der Wörter zum Vers, die der Vorstellungen zum Gedanken. Genau genommen schließt sich nur das Ganze der Melodie an das Ganze des Gedichts; die Theilung, der Einschnitt, die Hebung und Senkung ist durchaus verschieden; der Rhythmus der Melodie ist ein anderer als der Rhythmus der Prosodie, wie dieser ein anderer ist als der Rhythmus des Gedankens. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen des ergötzlichen und drastisch belehrenden „Tetem" aus „Auch Einer" von Vischer; und dennoch würde das andere Extrem einer wort- und silbenweise in den Text eingehenden Charakteristik schwerlich die dem Geiste der Musik eigenthümliche Einheit des Gedankens in der Melodie aufrecht zu halten im Stande sein. Das Werk des Tonsetzers soll keine interlineare Uebersetzung, sondern eine freie Paraphrase des Gedichts durch die Melodie sein.

Indeſſen zeigt die Geſchichte des Liedes allein in Deutſchland und in unſerem Jahrhundert, wie groß der Spielraum iſt zwiſchen einer abſoluten Beziehung aller Theile der Melodie auf einander ohne jede Rückſicht ihrer Vertheilung auf die Worte, und der Charakteriſtik der Worte durch die zugehörigen Töne. Ueberhaupt aber iſt hier ein Quellpunkt für ſehr weſentliche ſtiliſtiſche Verſchiedenheiten der Muſik gegeben; wie ſie entweder in höherem oder geringerem Grade charakteriſtiſch ſein, alſo dem Inhalt und der Form der Dichtung ſich anſchließen, oder mehr dem alleinigen muſikaliſchen Wohlklang, der reinen Tonſchönheit nachgehen wird, gleichviel auf welchen Text dieſelbe geſetzt iſt: ſo wird ſie ſich ferner entweder dem Inhalt und dem Rhythmus des Gedankens oder der bloßen lautlichen Schönheitsform des Verſes anſchmiegen; und in beiden Fällen wird ſie wiederum entweder mehr den einzelnen Theil, die einzelne Wortvorſtellung aus dem Ganzen des Gedankens oder die einzelne lautliche, rhythmiſche, allitterirende oder aſſonirende Bedeutung des Verstheiles charakteriſirend begünſtigen. Wo etwa die Melodie zur Tonmalerei ſich geſtaltet, kann ſie entweder den Formen des Sprachlautes nachgehen, oder der maleriſchen Verzierung des Gedankens ſich zuwenden, gleichviel wie der Sprachlaut ſeiner Worte beſchaffen ſei.

Vermittelſt der Stimmungen, welche ſie als Tonwerk für ſich allein zu erzeugen vermag, und noch mehr vermittelſt der ſymboliſchen Bedeutung der Töne, kann die Melodie ſelbſt zu einer poetiſchen werden, kann ſie gleichſam eine akuſtiſche Poeſie ausmachen: dieſe Poeſie der Töne aber wird ſich entweder dem poetiſchen Gehalt der Dichtung oder der Schönheit ihrer Sprachform geſellen, indem ſie dieſelben entweder beherrſchen, oder ſich unterordnend ſie ergänzen und zur Vollkommenheit des Ausdrucks bringen wird. Man rühmt, um nur ein Bei-

ſpiel anzuführen, wohl mit allem Recht an Schumanns Liedercompoſition, daß durch ſie vor Allem die Macht der Poeſie und zwar des poetiſchen Gehalts, in den er ſich, oder vielleicht noch beſſer, den er durch ſeine Melodie vertieft, zur höchſten Geltung gebracht wird.

Aber dieſes Beiſpiel Schumanns erinnert uns, daß wir mit unſerer pſychologiſchen Analyſe noch nicht zu Rande ſind. Schon haben wir geſehen, welch eine große Mannigfaltigkeit der Beziehungen wir in einem geſungenen Liede auffaſſen, welches aus vielfachen Reihen und mannigfachen Einheitsbildungen ſich zuſammenſetzt. Dazu tritt nun aber noch die muſikaliſche Begleitung. Zunächſt freilich iſt die Begleitung auf einen harmoniſchen Anſchluß an die Töne des Geſanges gerichtet; aber ſie kann ſich zu einer tieferen, ſogar zu einer faſt ſelbſtändigen Ergänzung des poetiſchen Gehaltes aufſchwingen. So hat grade Schumann, um dem poetiſchen Gehalt des Liedes ſeine überwiegende Bedeutung zu ſichern, dem Sänger eine mehr declamatoriſche Aufgabe „geſetzt“; aber was die Muſik hier durch die Beſcheidenheit des Singtones zurückhält, das wendet ſie ihm an akuſtiſcher Poeſie, welche wiederum dem Ganzen und Innern der Dichtung ſich zugleich innig und zugleich ſelbſtändig hinzugeſellt, deſto reichlicher wieder zu. So wahrt er auf der einen Seite dem Gedicht ſeinen ſprachlichen Charakter, aber er umkränzt es zugleich auf der anderen Seite mit einer akuſtiſchen Dichtung in den Tönen der Begleitung.

Aber noch immer iſt die Summe der wahrzunehmenden Elemente eines geſungenen Liedes nicht erſchöpft. Sowohl für jedes einzelne Glied wie für die ganze Kette derſelben und die Art ihres harmoniſchen Zuſammenhanges oder der einheitlichen Durchführung kommt ja nun noch die Art des

Vortrags in Betracht. Denn erſt durch die Kunſt des Vortrags kommt die des Dichters und des Tonſetzers zur vollen Erſcheinung. Was immer jene beiden dem Sänger an Reihen von beſtimmten Vorſtellungen darbieten, die er ſinnlich geſtalten und dem Gehör des Hörers darbieten ſoll: zu dieſen definirbaren und objectiv charakteriſirten Inhalten tritt dann noch die ſpecifiſche Form und Geſtaltung, die Klangfarbe und die Innervation, mit einem Wort der „Ausdruck“ den er ihnen gibt. Wie am erſten Anfangspunkt und gleichſam jenſeits der Melodie und des Textes die eigentliche Seele des Gedichts und die Seele der Dichter im Acte des Schaffens ſteht, ſo muß die Seele des Geſanges aus der Seele des Sängers uns entgegen klingen. Was mit Worten unſagbar und als beſtimmte Vorſtellung undefinirbar nur in der Erfahrung als der höchſte Reiz und der letzte Werth der Schönheit unmittelbar erlebt wird, das ſtammt bei dem Sänger (und dem Spieler des Inſtruments) aus jener völlig hingegebenen und darum völlig erſchöpfenden Künſtlerſchaft des Vortrags; durch dieſe erſt wird das Werk des Meiſters als Meiſterwerk in die lauſchende Seele des Zuhörers hinübergeleitet. Dies hängt mit einem Zuge der innerſten Natur der Muſik zuſammen, welchen wir darin erkannt haben, daß das eigentliche äſthetiſche Object — der Vorſtellungsinhalt der Töne nicht erinnert, ſondern unmittelbar erzeugt wird; daß er nicht wie bei der Sprache in Folge der Erinnerung vorgeſtellt, ſondern in Folge der ſinnlichen Wahrnehmung ſelbſt unmittelbar zum Bewußtſein kommt und das Gefühl erregt.

Die ſpecifiſche Differenz des ſinnlich Wahrgenommenen iſt aber auch für die eigentliche Seele des Geſangs ſo viel größer, weil die nervöſe Erregung des Hörers für die Muſik eben immer das Erſte und Unfehlbare bleibt. An die bis zur

Unendlichkeit des unendlich Kleinen fortschreitende Feinheit in der Schattirung der Töne heftet sich und an ihr haftet (bis hinauf zur Bestimmtheit rein musikalischer Gedanken) das Innerste der Tonseele also auch des Seelentons.*)

---

*) Zweierlei aber muß ich hier anmerken, um diesen Gedanken grade durch seine Begrenzung zu befestigen.

Zunächst muß daran erinnert werden, daß es auch eine Musik von so vorwiegend innerlichem und musikalisch gedanklichem Charakter gibt, daß ihr beim Sänger und beim Hörer eine gewisse Sänftigung des nervösen Elementes, ich möchte sagen eine nervöse Neutralität besser ansteht, als eine starke Vermittelung desselben. Ich finde folgende Bemerkung von Louis Ehlert sehr fein und treffend: „Spitta, sagt er, gebraucht (im Leben J. S. Bachs) das hübsche Bild, daß eine Bachsche Arie zu ihrer Zeit dem zugefrorenen See gliche, über dessen Fläche die sorglose Knabenstimme hinglitt, unbekümmert um die unten schlummernde Tiefe. Ich füge hinzu: es steht dahin, ob eine schön ausgebildete Knabenstimme, wie man sie in jenen Jahrhunderten zu ziehen verstand, der keuschen Idealität einer Bachschen Arie nicht mehr entspräche, als das heiße Register weiblicher Leidenschaft; ob das Heilige einer Kinderstimme nicht vollen Ersatz böte für den Mangel an subjectiver Auffassung und persönlicher Ergriffenheit. Alle Darstellung soll das Räthsel der Kunst nicht mit arithmetischem Finger ausrechnen, sondern es nur aufhellen und uns näher bringen. Dies gilt namentlich für alle Bachsche Musik." Ich widerspreche gewiß weder Spitta noch Ehlert wenn ich noch hinzufüge: alle Darstellung der Kunst (welche nicht grade romantischer Art ist, die im Helldunkel, in unausdenkbaren oder unausgedachten Gedanken ihr liebstes Wesen treibt), muß der wahrhaften Offenbarung gleichen, welche zwar die tiefsten Räthsel in ihrem Grunde hat, aber allezeit mit einer *schlichten Klarheit* so des Geistes wie des Gemüthes ans Licht des Tages tritt, durch welche sie Völkerstämme und Weltalter erobert und beseligt.

Eine zweite Einschränkung des oben im Text ausgesprochenen Gedankens ist nun diese. Wohl ruht das Verständniß der Sprache, weil die Bedeutung des Wortes, auf der erinnerten Vorstellung, welche mit dem Laut verbunden ist; wohl ist deshalb auch allerhand qualitative Verschiedenheit in der Erzeugung des Sprachlautes in den meisten Fällen für die Erinnerung der Vorstellung, also für die Bedeutung des Wortes gleichgiltig, während der musikalische Lautkörper, der die Vorstellung selbst enthält und erzeugt, in seinem Werthe und Wesen von seinen lautlichen Eigenschaften und der Art seiner Erzeugung durchaus bedingt ist. Die Inhaltsvorstellungen „Brod, Baum, Tugend" werden in der Seele des Hörers mit

Hätte Goethe die Schubertſche Compoſition ſeiner Lieder von einem Stockhauſen gehört: er würde die Verwandtſchaft des Genies im Tondichter aus dem, durch dieſes befruchteten und erleuchteten, Genie des Sängers vernommen haben. — Eine wenn auch nicht weſentliche immerhin begleitende Reihe von wahrnehmbaren und mitwirkenden Elementen bildet dann ſchließlich noch die mimiſche Vorführung des Geſanges. Mit

den gehörten Wortlauten hervortreten, dieſe mögen klar oder heiſer, ſcharf oder ſtumpf, ſtark oder leiſe, kalt oder innig ausgeſprochen ſein. Allein dann wenn die Sprache zum Vehikel der Kunſt wird, ſchon in der Rhetorik weltlicher oder geiſtlicher Art, noch mehr in der Declamation lyriſcher oder epiſcher Dichtung, am meiſten in der dramatiſchen Darſtellung, da gewinnt auch die ſpecifiſche Beſchaffenheit des Sprachlauts einen äſthetiſchen Werth. Nicht bloß die interpretirende Auswahl aus den vielen möglichen Bedeutungen eines Wortes, deren ſpäter gedacht wird, iſt das Werk des Schauſpielers, ſondern er verleiht auch durch den ſeelenvollen Ton dem gedichteten Worte ſeine concrete Fülle, ſeine das Denken leitende und die Phantaſie erregende Kraft. Wird doch ſchon im Leben oft grade das, was mit Worten unſagbar iſt, allein durch die Eigenheit des Tones, mit dem wir es ſprechen, zum Ausdruck gebracht. Alles das, was man durch die beſtimmten Bedeutungsvorſtellungen der Worte nicht erreicht, wenn dieſe an ſich (etwa wie in der Schrift nur unſeren Augen) erſcheinen, das wird zuweilen durch einen einzigen Ton mit einer weitgreifenden und tief aufregenden Fülle in ſinnlicher Lebendigkeit dargeſtellt. Trotz der Beſtimmtheit der Vorſtellungen, die der Dichter in die Seele des Hörers durch den Mund des Schauſpielers bringt, hat dieſer ſie dennoch erſt auszuprägen und zu ergänzen; oder vielmehr grade dieſe in den Worten gelegene Beſtimmtheit, die ſo oft für den poetiſchen Gehalt einengend und unzulänglich iſt, wird der wahre mimiſche Künſtler mit einer anderen phantaſievollen von dem Laute getragenen Beſtimmtheit durchbrechen, um den Zuſchauer zu einem freieren und bewegteren Denken zu führen; — der Schauſpieler tritt dann an die Seite des Dichters, um das Werk desſelben zur Vollkommenheit zu führen, um die Schönheit, die im ſtummen Wort nur als Keim liegt, durch das geſprochene zur Blüthe zu bringen. Daß indeſſen der Schauſpieler die Schönheit ſeiner eigenen Leiſtung an Laut und Geberde nie erreicht, wenn er eine andere Schönheit als die der Dichtung ſucht; daß ſeine Schönheit am meiſten glänzt und leuchtet, wenn ſie in der des Dichters verſchwindet; daß ſeine Kunſt dann erſt für die Dichtung Alles iſt, wenn ſie für ſich ſelbſt Nichts ſein will: dies bedarf wohl kaum der Erwähnung.

ihren sichtbaren Formen, welche die hörbaren begleiten, steht sie auf der Grenze, auf welcher die Musik sowohl wie die Poesie ihre eigenen Gebiete als redende oder lautgestaltende Künste überschreiten.

Von den verschiedenen Gattungen der Poesie wird sich eigentlich lyrische am fruchtbarsten mit der Musik verbinden; denn da jene selbst, nicht so sehr auf Erzeugung von inneren Anschauungen, als Erregung von Gefühlen und Stimmungen gerichtet ist, theilt sie mit dieser unmittelbar Richtung und Ziel. Die epische Poesie dagegen dürfte kaum mehr als den musikalisch intonirten Rhythmus zulassen, wenn bei ihrem langsamen Fortschritt in der Entfaltung der Anschauungen das Musikalische nicht ein Uebergewicht erhalten soll, wodurch jene völlig gestört würde. Auch kann der Zweck der musikalischen Begleitung hier kaum ein anderer sein, als eine Durchdringung des rein materiellen Elementes der Poesie, nämlich der Laute, mit idealen Verhältnissen, so daß der Zuhörer das, was der poetische Inhalt fordert, zugleich durch den sinnlichen Vortrag erreicht, nämlich in eine über dem gewöhnlichen Leben erhabene, rein ästhetische Sphäre versetzt zu werden.*) Daß die kürzere Ballade und Romanze namentlich bei mehr pathetischem Inhalt und knapper Form sich dem Lyrischen mehr zuneigt, ist leicht ersichtlich.

Das psychologische Verhältniß der dramatischen Poesie zur Musik berührt einen alten Streitpunkt: die ästhetische

*) Dies ist auch Zweck und Wirkung des Rhythmus, der nur in sehr vereinzelten Fällen außer der Schönheit seiner Form, welche in ihrer Bestimmtheit allerdings dem jedesmaligen Inhalt der Dichtung adäquat sein muß, auch noch durch symbolische Apperception der Lautmassen dem Gedankengehalt des Verses einen eigenen Nachdruck oder eine besondere Beleuchtung zuführen wird.

Würdigung der Oper. Einige Resultate der obigen Betrachtung mögen hier Platz finden.*)

Wir haben vor Allem der Mimik zu erwähnen. Der psychologischen Art der Anschauungen nach gehört sie zur Plastik, sie bietet sinnliche Bilder und Eindrücke dar; nach der Weise der Empfängniß derselben in der Seele aber steht sie auf Seiten der Poesie und Musik und zählt zu den fortschreitenden Künsten; sie ist die successive und zugleich flüchtige, kurz: die dramatische Plastik. Sie kann als solche für sich allein wirken, als Pantomime; wegen der Flüchtigkeit und des nothwendig schnellen Wechsels ihrer Darstellungen ist das dramatische Element an ihr allein nicht deutlich und bestimmt, das plastische nicht dauernd genug, um einen eigentlichen ästhetischen Werth zu besitzen, der denn auch durch allerlei Beiwerk der Pantomimen an Tanz, Musik und Decoration zusammengerafft wird, und schließlich zur Höhe eines artigen Schauspiels für erwachsene Kinder gelangt; es sei denn, daß Musik oder Tanz durch wahrhaft künstlerische Leistungen sich dabei betheiligen, wobei deren eigener Werth indeß immer so weit herabsteigt, als dies überhaupt durch lose und lockere Gesellschaft zu geschehen pflegt. — Als Begleiter der dramatischen Poesie gelangt die Mimik zu ihrem höchsten ästhetischen Werthe. Fortschreitend wie diese hat sie jedem Theil und Glied derselben plastische Gestalt zu geben. Zwar nicht dieselben Anschauungen wie jene hat sie hervorzurufen, wie wenn

*) Viel zu weit müßte die Psychologie ihre Untersuchungen spannen, viel zu gründlich und zu ausführlich, um noch Gehör zu finden, müßte sie reden, wenn sie ernstlich in den wogenden Kampf um das specifische musikalische Drama sich mischen wollte, in welchem so hervorragende Kämpen wie Otto Ludwig und Ambros von den Verstorbenen, Hanslick, Riehl, Gumprecht u. A. unter den Lebenden auf der einen, die Zukünftler auf der anderen und Männer wie Ehlert, Ehrlich u. A. in der Mitte stehen.

etwa ein beschreibendes Gedicht in eine plastische Darstellung übergebildet würde; vielmehr hat sie den Vorstellungen, welche die dramatische Poesie in Worten uns darbietet, diejenige sinnliche Anschauung von den redenden Personen zu erwecken, welche im Leben und der Natur damit verbunden zu sein pflegen. Da die Mienen und Geberden nicht bloß ein ergänzender Theil des Handelns (und Redens) sind, sondern zugleich ein erläuternder, indem sie den Worten von den möglichen mehreren Eine bestimmte Bedeutung beilegen, so gibt die Mimik der dramatischen Poesie nicht bloß äußere Gestalt, plastisches Leben, sondern zugleich innere Deutlichkeit und Bestimmtheit, und der Eindruck jener wird dadurch ebenso wohl reicher und voller, als klarer und fester. Sie gibt nicht bloß der Seele der poetischen Handlung einen Leib, sondern zugleich dem Leibe der poetischen Rede, dem bloßen Gerippe von Worten, Fleisch und Blut und seelenvollen Ausdruck und herzergreifenden Ton.

Die Stellung und Wirkung der Decoration der Bühne ist durch ihren Namen hinlänglich bezeichnet; als Architektur und Natur nachahmende Malerei dient sie zum eigentlichen Rahmen des dramatischen Bildes, der zuweilen allerdings reich verziert und mit auf das Bild bezüglichen Emblemen versehen ein selbständiges Wohlgefallen erregen und die Wirkung des Bildes dann erhöhen kann, wenn er die Grenze und der Ruhepunkt des Auges zu sein sich bescheidet und nicht etwa mit seinen Bronzefiguren in die Mitte des Bildes hineinragen und mitwirken will.

Wenn die dramatische Poesie in der Mimik und einer wohlausgestatteten Bühne in der That alle Mittel besitzt, und ihren Zweck, Handlung und Leben darzustellen, nicht bloß durch innere Wirkung, sondern selbst äußere Täuschung erreicht:

was bleibt der Muſik noch für Raum, um darin mitzuwirken? Wahrlich, wenn irgend ein dramatiſches Kunſtwerk mit all dieſen Mitteln ſeinen Zweck nicht zu erreichen im Stande iſt, die Mitwirkung der Muſik wird den dramatiſchen Effect vielleicht zu erſetzen, aber nicht zu ergänzen vermögen, das Stück aber weder des Erſatzes noch der Ergänzung werth ſein. Wollte man alſo die Oper als das vollere Drama, die Muſik als einen integrirenden Theil desſelben anſehen, dann würde ſie pſychologiſch betrachtet nichts als die Schwäche der Poeſie und eine Entartung des Geſchmacks anzeigen: ein zerriſſener Sammtrock mit Seide geflickt ſein, zwar Sammet und Seide, aber doch zerriſſen und geflickt. Aus einer näheren „Zukunft“ auf eine ſpätere blickend, haben Manche geglaubt, künftige Zeiten würden die Oper, ſehen ſie dieſelbe als dramatiſches Kunſtwerk an, als ein Produkt überfeinerter Kultur und verbildeten Geſchmackes verdammen. Aber die Richtung des Geſchmacks ganzer Jahrhunderte, zumal mit Uebereinſtimmung ſämmtlicher gebildeter Nationen, und hervorragende Leiſtungen hoher muſikaliſcher Meiſter fordert eine beſonnene Prüfung. Man kann freilich die Sache der Oper unmöglich im Ernſt dadurch unterſtützen wollen, daß man die muſikaliſch-dramatiſche Action als die höchſte rein ideale Sphäre bezeichnet, die nur eine viel höhere Stufe der rhythmiſchen Poeſie des Dialoges ausmacht, und gleich dieſem alſo von der natürlichen Darſtellung abweichen darf. Nach ſeinem logiſchen Gewicht wiegt dieſer Gedanke nicht ſchwerer, als wenn man behaupten wollte, jedes Drama müſſe auch Tanzpoem ſein, alle Schauſpieler müßten tanzende Bewegungen machen, weil auch der Tanz nur die rhythmiſche Ordnung des Ganges iſt. Dagegen gibt es allerdings einen Punkt, wo Muſik und Drama zuſammentreffen, auf welchem auch der

pſychologiſche wie hiſtoriſche Urſprung der Oper ſich befindet. Die Muſik erzeugt Stimmungen, zwiſchen beiden findet aber auch eine Wechſelwirkung ſtatt; gewiſſe Stimmungen erzeugen und erfordern Muſik; der Geſang iſt in gewiſſen Situationen natürlich. Treten dieſe, die man die lyriſchen Momente des Lebens nennen kann, innerhalb eines Dramas ein, ſo würde es ſogar zur künſtleriſchen Vollendung desſelben gehören, daß nicht geſprochen, ſondern geſungen werde. Hierher gehört: die Arie, der geſungene Monolog, das Gebet, das Kriegslied, der Rundgeſang an der Tafel, und das Lied in der gefühlerregten Einſamkeit ꝛc. Werden nun möglichſt viele ſolcher Momente zu einem dramatiſchen Ganzen verknüpft, ſo haben wir ein lyriſches Drama, d. h. eine naturgemäße Oper, in welcher auch die meiſten Uebergangs- und Verbindungspunkte, ohne ſelbſt lyriſcher Natur zu ſein, um deswillen muſikaliſchen Vortrag erhalten werden, weil aus oben angeführten Gründen eine häufige Abwechſelung von Rede und Geſang, zumal bei einen und denſelben Perſonen, gar leicht eine komiſche Wirkung hat. Freilich, der dramatiſche Werth einer von lyriſchen Momenten überhäuften Handlung, in welcher obendrein manche Stücke nicht nach den Geſetzen des Dramas, ſondern wegen eines außer ſeinen Geſetzen liegenden Grundes muſikaliſch vorgetragen werden, wird nicht ſehr bedeutend ſein; aber ihre pſychologiſch-äſthetiſche Möglichkeit und Berechtigung liegt dennoch eben darin, daß es ein lyriſches Drama iſt. Beides aber, der Werth und die Berechtigung der Oper, erſcheint in einem noch helleren Lichte, wenn man erwägt, daß ſie nach der weitaus größten Anzahl nicht ſowohl lyriſches oder muſikaliſches Drama, ſondern vielmehr nur dramatiſirte Muſik iſt. Das iſt der wichtigſte Punkt, um den es ſich handelt. Nicht die Arten der poetiſchen Gattung „Drama“ ſollen um

eine neue, um die musikalische vermehrt, sondern die Arten in der Gattung „Musik“ sollen um die neue, um die dramatische bereichert werden. Die Poesie ist meist nur der an sich werthlose Faden, auf welchen die musikalischen Perlen aufgereiht werden; wenn es hoch kommt, die goldene Fassung, worin die Musik ihre Brillanten und edlen Steine setzt. Der Dichter ist nur der Famulus des Componisten, sein Werk ist kein eigenes Gedicht, sondern ein bloßer „Text“ zur musikalischen Dichtung, und die Darsteller sind nicht Schauspieler, welche singen, sondern „Sänger und Sängerinnen“ welche spielen. Man ist daher froh, wenn Beides, der Text und das Spiel, uns nur nicht in dem musikalischen Genusse stören, und dankt ihnen genug, daß sie der Resonanzboden sind, auf welchem die Harmonien rein ertönen; man läßt sich sogar von Poesie und Mimik noch manches gefallen, was nichts weniger als gefällig ist, wenn nur die Musik es vergütet. Das ist der Standpunkt, von welchem die Oper gewürdigt werden kann, wenn auch die Freunde der wahren dramatischen Poesie mit Recht darüber ergrimmt sind, daß die in Wahrheit höchste und edelste aller Künste, die dramatische Poesie, als dienende Magd der Musik unterthänig sein solle.

Wichtiger aber ist die ernste Frage, in welchen Grenzen es eine wirkliche dramatische Musik gibt und geben kann. Neben den lyrischen Stimmungen sanfter oder energischer Art, welche an einander gereiht werden mögen, werden unzweifelhaft auch andere, tiefere ethische Vorgänge nach der dynamischen Gleichung und durch symbolische Apperception zur musikalischen Darstellung gelangen können. Gegensätze und ihre Ausgleichung, Conflicte und ihre Lösung, darum Peripetien und Katastrophen können der Seele allein durch Tonfolgen mittelst des Gehörs sehr wohl zur inneren An-

ſchauung gebracht werden. Ob aber auch wirkliche Schilderung von Charakteren, ihrer Wirkſamkeit und ihrer Entwickelung möglich iſt, welche über den bloßen akuſtiſchen Witz*) in einem muſikaliſchen Appercü hinausgehen, und ſich doch nicht auf eine Anwendung von Leitmotiven beſchränken?**)

In den einzelnen Theilen, in der muſikaliſchen Diction wird ſich der ſpecifiſch dramatiſche Stil mit ebenſo großer Sicherheit offenbaren, wie in der Sprache. Aber ebenſo wie in der Sprache und vielleicht noch mehr wird es unendlich ſchwer ſein, beſtimmte Kennzeichen aufzufinden, an denen ſich das Dramatiſche als ſolches genau erkennnen läßt.***) Schumann hat bekanntlich von der Muſik ſeiner Genoveva behauptet, daß ſie „in jedem Satze dramatiſch“ ſei; nicht ob er mit ſeiner Behauptung Recht hat, aber ob es einen Weg gibt, es zu beweiſen, wäre eine pſychologiſch wichtige und bisher nirgends geleiſtete Unterſuchung.

Noch zweifelvoller kann man die Frage ſtellen: ob es einen wirklichen, durch mehrere Acte ſich hinziehenden, dem poetiſchen wirklich vergleichbaren, dramatiſchen Aufbau der Muſik gibt? Ich mag meines Ortes dieſe Frage nicht entſcheiden. Zu fürchten aber iſt, daß das eigentlich Dramatiſche in ſolcher Muſik denn doch nur ein Schritt für Schritt erborgter Schein iſt; während ſie auf ihrem eigenen Boden

*) Dieſen hat Schumann oft geübt und er wird beſonders von blinden Muſikern aus naheliegenden Gründen mit Vorliebe gepflegt. In der Blindenanſtalt in Bern hatten wir einen begabten Jüngling von etwa 20 Jahren, der alle Lehrer und Mitſchüler, auch alle kleinen Erlebniſſe der Anſtalt muſikaliſch zu beſchreiben im höchſten Grade geneigt, auch in hohem Grade geſchickt war.

**) Wie ſie ſchon von Weber angewendet wurden und doch immer nur eine Etiquette der Identität der Perſonen erzielen.

***) Vergl. C. G. Ritter „Theorie des deutſchen Trauerſpiels“ und dazu „Allg. Litterar. Correſpondenz“ den Aufſatz von Julius Riffert in Nr. 90.

in der Symphonie, im Oratorium geiſtlicher oder weltlicher Art, der dramatiſchen Poeſie eine wirklich analoge, aber freie und ſelbſtändige Kunſtform an die Seite ſtellen kann.

Aus der pſychologiſchen Analyſe der verſchiedenen Reihen von pſychiſchen Elementen, die wir oben bei der Prüfung des Liedes gewonnen haben, geht nur ſo viel unzweifelhaft hervor: wenn man dieſe Reihen auf Stunden ausgedehnt und außerdem noch vermehrt findet um die breiten Tonmaſſen des Orcheſters, um die der draſtiſchen Geſticulation, um die der in Decoration und Garderobe anſchaulich gemachten Situationen, um die Reihe der fortſchreitenden Handlungen, welche eine Kette bilden, um die der Charaktere, der dramatiſchen Gedanken, deren Elemente alle in jedem Momente als Gruppe geeinigt und doch wiederum manche zu eigenen nach beſonderem Geſetz zuſammengefügten Reihen ſich entwickeln ſollen, zu denen alſo die der Geſangtöne und der muſikaliſchen Begleitung im Muſik-Drama beſonders gehören; wenn man, ſage ich, dies Alles überblickt, dann wird man in der vollſtändigen ſowohl muſikaliſch- wie poetiſch-dramatiſchen Auffaſſung einer Oper eine Zumuthung an unſere ſinnlichen und geiſtigen Kräfte finden, welche Alles überſteigt, was uns ſonſt in der Kunſt und im Leben als Aufgabe entgegentritt.

Vergleiche man doch einmal in ruhiger ernſter Prüfung den eben geſchilderten pſychologiſchen Vorgang als Erfüllung oder Beſchäftigung der Sinne und der Seele in einem gegebenen Zeitraum, mit Allem was wir ſonſt etwa in receptiver Thätigkeit erleben! mit dem Leſen eines Buches, ſelbſt eines philoſophiſchen, mit dem Anſchauen eines Werkes maleriſcher oder bildender Kunſt, ſelbſt des umfangreichſten, mit dem Anblick eines Gebäudes, ſelbſt des mächtigſten, mit dem Anhören einer Symphonie oder eines Oratoriums, mit dem Zuſchauen

in einem Luſtſpiel, einer Tragödie; nirgends ſind im gleichen Moment ſo große Maſſen von Elementen der Wahrnehmung, denen ſich noch die Elemente des Gefühls und des äſthetiſchen Urtheils hinzugeſellen; nirgends eine ſo vielfache, in der Art verſchiedene Ordnung, welche parallel verlaufende aber netzartig verflochtene Reihen umfaßt.

Alles was wir ſonſt im Leben ſchauen, aufnehmen, thun und treiben, bietet kaum eine genügende Vorſchule, um eine ſolche Summe von Elementen mit einer ſolchen, faſt möchte man ſagen, chaotiſchen Maſſe von Ordnungen mit vollem Erfolg zu bewältigen. Statt deſſen oder richtiger in Folge deſſen zeigt uns die Erfahrung, daß wohl wenige Auserleſene, Starknervige und im Anſammeln großer Vorſtellungsmaſſen zu einem Gedankenzweck wohl geſchulte Hörer eine Oper völlig als Ganzes, einheitlich Geordnetes, vom Anfang bis zum Schluß Wohlgefügtes auffaſſen; daß dagegen auch die vorzüglichſten Opern durch den Glanz und die Macht einzelner Scenen und Geſänge ergreifen und entzücken; daß ſie innen in der Seele des Hörers eine wohl verbundene aber doch nur wie eine Perlenreihe verbundene Kette beſeligter Momente erzeugen, die mit dem gewaltigen, einheitlichen, architektoniſch aufſteigenden Zuge der Geſammtwirkung einer Tragödie wenig vergleichbar iſt und ebenſo wenig mit der Einheit der Symphonie und des Oratoriums. Die Oper als Ideal eines inneren Vorganges in der durch Auge und Ohr gereizten, erregten, geſättigten, von poetiſchen und muſikaliſchen Gedanken beſtürmten Seele fordert und bietet zu viel, darum erfüllt ſie in der Wirklichkeit von Allem zu wenig; ſie iſt für dieſen mehr ein Schau-, für jenen ein Hörſpiel, oder für jeden bald dieſes und bald jenes. Verſucht man mit aller Macht genialer Conception Alles und Alles auf gleiche Höhe zu ſtellen,

Decoration und Geſticulation, Sprache und Geſang, Töne und Gedanken in leidenſchaftliche Bewegung zu bringen, um fort und fort den ganzen Zuſchauer feſſelnd zu ergreifen, dann wird man, — fürchte ich —, doch nur einen Taumel der Sinne und der Seele erzeugen, welche pſychologiſch betrachtet das Gegentheil jener äſthetiſchen Läuterung und Beſeligung ſind, wie ſie die Tragödie, die Symphonie, das Oratorium zu erzeugen vermögen.

Die Freundschaft.

Die Freundſchaft iſt eine der anziehendſten Erſcheinungen im Leben der Seele; und ſie iſt es für die Wiſſenſchaft noch beſonders deshalb, weil ſie nicht, wie die meiſten anderen, in Aller Erfahrung gegeben iſt. Für diejenigen, die ſie innerlich erleben, iſt ſie eine der beglückendſten aller Thatſachen; für die Anderen iſt ſie ein — Märchen. Aber auch den zauberiſchen Reiz des Märchens empfinden ja nicht Alle auf gleiche Art.

Faſt bei allen Völkern, welche an der Weltlitteratur theilnehmen, nimmt ſie eine hervorragende Stelle ein; überall ſind es die edelſten Geiſter, welche in höchſtem Schwung „ihren Jubel einmiſchen," um ſie zu feiern. Die Geſchichte der Litteratur welche der Freundſchaft gewidmet iſt, beweiſt, wie groß beinahe für alle Denker und Dichter die Gefahr geweſen, dithyrambiſch zu werden, ſobald ſie ihre Gedanken über ſie vortragen wollten; zugleich aber beweiſt die Geſchichte, daß der Preis der Dichtung und das energiſche Anpreiſen der Sittenlehrer zur wirklichen Verbreitung dieſes eigenartigen Gefühls wenig beizutragen vermochte; die „Vermehrung" dieſes edlen Gewächſes hat weder der Gärtnerkunſt der Philoſophen und der Poeten noch dem Landbau der Erzieher ſonderlich gelingen wollen. Verglichen etwa mit der Liebe, welche in weiten Kreiſen durch die Dichtung „veredelt", oder mit dem

Gefühl für Naturschönheit, welches verbreitet worden ist, erscheint sie, jenen ungleich, heute wie ehedem als eine Urschöpfung aus der Hand der Natur oder als eine Gabe der Vorsehung. Die meisten Schriften über die Freundschaft waren schließlich immer begeisterte Lobreden; sie wirkten aber auf die Leser wie Lobreden auf die Sonne: die Sehenden bedürfen ihrer nicht und sind nie befriedigt; die Blinden verstehen sie nicht. Diese fühlen sich sogar von der vermeintlichen Uebertreibung abgestoßen, wo jene der Gluth und des Glanzes in der Schilderung immer nicht genug haben.

Allein die litterarische Geschichte über die Freundschaft insbesondere im Vergleich mit ihrem Vorkommen in der Wirklichkeit bietet des Lehrreichen und Anziehenden gar Vieles, das zu erörtern ich mir hier versagen muß. Nur auf den einen Punkt will ich hindeuten: wenn selbstverständlich die Kenntniß des Gegenstandes und seine Beschreibung von dem Erlebniß abhängig ist, so finden wir doch den höchsten Schwung der Begeisterung, das innerste Feuer der Darstellung da, wo die wirkliche Erscheinung am seltensten ist. Unter allen Schriftstellern aller Zeiten, welche die Freundschaft geschildert und gepriesen haben, erhebt sich keiner so hoch, malt sie keiner so gewaltig und edel und so weit über alle sonstigen Beziehungen der Menschen zu einander hinausragend als — Emerson*) in der Zeit, in welcher der sogenannte Amerikanismus seiner Heimath in der schlimmsten, jetzt aber wie es den Anschein hat glücklich überwundenen, Blüthe stand.

Wenn aber überhaupt die Litteratur über die Freundschaft und zwar auch im engeren Sinne die Schilderung und Untersuchung derselben, so reich, wenn sie in jedem Volke und

*) Ralph Waldo Emerson Essays. 1. Abtheilung.

in jeder wiſſenſchaftlichen Epoche immer von Neuem und neu behandelt wird, ſo hängt dies nicht bloß mit dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft, mit den veränderten Principien und Methoden derſelben (wie ſonſt bei anderen Gegenſtänden) zuſammen, ſondern weſentlich auch damit, daß eben der Gegenſtand von Volk zu Volk und von Zeit zu Zeit ein verſchiedener war.

Wir, die wir hier weder eine ethiſche Empfehlung, noch eine poetiſche Schilderung, ſondern nur eine pſychologiſche Erkenntniß der Freundſchaft verſuchen wollen; die wir nur die Erſcheinung prüfen, ihre Beſtandtheile erkennen und aus ihren Quellen begreifen wollen; wir haben als die erſte Thatſache hervorzuheben, daß es ſich nicht um eine einfache gleichartige Erſcheinung handelt. Mancherlei Streit um den Inhalt, um den Werth und die Bedeutung derſelben iſt vergeblich und unnütz geweſen; die Streitenden haben eben nur ſcheinbar aber nicht wirklich von derſelben Sache geredet. Das Wort Freundſchaft benennt nicht eine individuelle Thatſache, bezeichnet nicht einen individuellen Begriff, ſondern einen Artbegriff, der ſehr verſchiedene Varietäten umfaßt. Darum iſt, was der Eine als treffende Wahrheit ausſpricht, für den Anderen eine täuſchende Rede; man kann nicht ſagen, die eine Darſtellung iſt richtig, die andere falſch; es ſei denn daß man wiſſe, wovon ein Jeder habe reden wollen. Prüft man nun die Schriftſteller eben darauf, ſo findet man, daß die meiſten, bewußt oder unbewußt, ein Vielfaches und Mannigfaltiges für eine Einheit genommen. Noch mehr als manches andere Wort gleicht das der Freundſchaft einer Münze. Viele und ſehr verſchiedene Münzen tragen das gleiche Bild des Königs; gleich ſind ſie nur in der Geltung, d. h. darin allein, daß ſie alle wegen ihres Bildes gelten; aber gar verſchieden ſind ſie an Werth. Den Feingehalt einer jeden hat die Wiſſen-

ſchaft zu prüfen, um der Täuſchung zu entgehen, welche die gleiche Prägung des Wortes erzeugt. Hat man ſich aber dadurch vor dem Mißverſtändniß geſichert, als ob, was von der Freundſchaft geſagt wird, von jeder Art derſelben und von jeder in gleicher Weiſe gelte, ſo darf man behaupten, daß es eine eben ſo vergebliche wie ungerechte Forderung iſt, ſich des Wortes nur für das höchſte Ideal derſelben zu bedienen. Das Ziel der Wiſſenſchaft iſt gewiß nicht erreicht, wenn ſie nicht auch jenes höchſte Ideal zur Erkenntniß bringt; aber die Wiſſenſchaft wird unfruchtbar, wenn ſie dieſes mit ariſtokratiſcher Ausſchließlichkeit ins Auge faßt, und nicht vielmehr ſeine wahre Würde und ſeinen höchſten Werth dadurch zur Erkenntniß bringt, daß es zugleich zum Maßſtab für die ganze Stufenleiter gleichartiger Erſcheinungen gemacht wird. Der Widerwille gegen den gleißneriſchen Gebrauch hoher Worte iſt tief begründet, und Alles ſollte in der Erziehung und im Leben dafür geſchehen, daß nicht durch den Mißbrauch ſolcher Worte wie die „Freundſchaft“ falſche Prätenſionen, ſcheinvolle Vor- und Selbſtbeſpiegelungen begünſtigt werden. Wenn aber junge Mädchen, Quäker und Kaufleute, wie Jean Paul bemerkt, alle Leute mit denen ſie verkehren Freunde nennen, ſo werden wir das zwar mit unausbleiblicher Ironie bemerken, allein man darf ihnen nicht bloß dies unſchuldige Vergnügen gewähren, ſondern man ſollte den Grund der Thatſache aufſuchen, und man wird finden, daß bei dieſen allen ein Anſatz oder ein Anflug zu dem, was wirklich Freundſchaft iſt, mindeſtens in der Neigung ſich findet; Pädagogik und Ethik würden dann im Stande ſein die Handhabe dieſer Neigung feſtzuhalten und ſittliche Förderungen daraus zu gewinnen.

Werden wir deshalb unſere Betrachtung auf das ganze Gebiet der Freundſchaft, ſo weit der ſchmiegſame Sprach-

gebrauch dasſelbe ſpannen will, ausdehnen dürfen oder müſſen, ſo wollen wir uns doch vor dem Fehler hüten, welcher ſo oft in der Litteratur von Ariſtoteles und Cicero bis auf Fortlage uns immer wieder begegnet, nämlich als Freundſchaft das zu behandeln, was nur entfernt mit ihr verwandt iſt, was an der Quelle oder im Erfolg nur mit ihr ſich begegnet, wodurch die Unterſuchung des Gegenſtandes allezeit mehr über ihn hinaus als in ihn hinein führt. Wenn Cicero von der Amicitia rühmt, daß ohne ſie „kein Haus und keine Stadt beſtehen können, und ſelbſt der Feldbau nicht dauern würde"; wenn noch in neuerer Zeit Fortlage*) auf den Trieb der Geſelligkeit überhaupt und nicht bloß der Menſchen zurückgeht, ſondern auf die gemeinſamen Züge der Lachſe und Flüge der Störche, ja bis auf die Infuſorien; ſo werden wir behaupten müſſen, daß dieſe Triebe zwar mit der Freundſchaft zuſammenhängen, wie geſagt, an der Quelle oder im Erfolge mit derſelben ſich berühren, aber nicht zur Freundſchaft gehören. Es war ein wiſſenſchaftlich berechtigter Antrieb — und darum kein Denkfehler — die allgemeine Gattung der Gefühle aufzuſuchen, von welcher die Freundſchaft nur eine beſondere Art iſt. Aber deſto mehr muß man ſich hüten beide mit einander zu verwechſeln. Der bei Fortlage zuweilen wiederkehrende Plural „freundſchaftlicher Gefühle" hindert ihm die ſcharfe Sonderung der Begriffe.

Viel richtiger, oder beſſer geſagt, allein richtig und fruchtbar iſt es deshalb, das Weſen der Freundſchaft dadurch aufzu-

*) In dem — Vortrage über die Freundſchaft, welcher ſonſt voll von tiefen und feinen Beobachtungen iſt. (Acht pſychologiſche Vorträge, Jena 1869.) Erasmus in ſeinen „Vertrauten Unterredungen" über die Fr. geht aus dem Reiche der Thiere ſogar auf die lebloſen Dinge zurück.

hellen, daß man ihre Verſchiedenheit von jenen verwandten Erſcheinungen nachweiſt.

In dieſem Sinne nun beginnen wir mit einigen allgemeinen Gedanken, welche ſich auf alle Arten von Freundſchaft gemeinſam beziehen, ſie aber von verwandten Erſcheinungen unterſcheiden lehren; einige Gedanken, welche zwar getrennt vorgetragen, doch in innigſter Verbindung mit einander gedacht werden müſſen, weil ihr Sinn und ihr Grund nur aus ihrer innigen Beziehung auf einander ſich ergibt.

Freundſchaft iſt eins der ethiſchen Gefühle; es iſt ein Gefühl der Vereinigung zwiſchen zweien oder mehreren Perſonen, ein Gefühl der freien Zuſammenſchließung der Seelen, des inneren Verbundenſeins, der Anziehung und Hingebung an einander; dies Gefühl wird zum nothwendigen Motiv für mancherlei Willensäußerungen; ſeine Quelle aber hat es in der perſönlichen Individualität derer, die es mit einander verbindet.

Von der ethiſchen Bedeutung der Freundſchaft machen wir uns heute eine ganz andere Vorſtellung als etwa das Alterthum in ſeiner wiſſenſchaftlichen Ethik ſich gemacht hat. Dies hängt aufs Innigſte damit zuſammen, daß ſie thatſächlich im Syſtem menſchlicher Willensrichtung und Handlungsweiſe eine ganz andere Bedeutung einnimmt; ſie iſt in unſeren Augen ein freieres, höheres und edleres Verhältniß der gefreundeten Gemüther zu einander, aber der Werth und die Bedeutung dieſes Verhältniſſes für den ſittlichen Stand der Geſellſchaft iſt geringer als es in den Zeiten der werdenden ſittlichen Cultur und für ethiſche Wiſſenſchaft in derjenigen Epoche hatte, welche noch eine lebhafte Erinnerung an jene Zeiten beſaß. Man kann ſagen, in heutiger Zeit gehört die

Freundſchaft zu den imponderablen idealen Qualitäten des Menſchenthums, im früheren Alterthum aber hatte ſie ein ſehr bedeutendes Gewicht, welches die ethiſche Bewegung in Gang gebracht hat, und noch in der claſſiſchen Periode der Hellenen, zur Zeit der erſten Blüthe griechiſcher Ethik als Wiſſenſchaft, ſpielt die Freundſchaft als real gegebenes und weit verbreitetes Verhältniß in den meiſten Stämmen und Staaten von Hellas eine beträchtliche Rolle.

Auch litterariſch macht ſich dieſer Unterſchied auf den erſten Blick ſchon geltend: bei Ariſtoteles in ſeiner Nikomachiſchen Ethik füllt die Behandlung der Freundſchaft zwei und ein halbes von den zehn Büchern derſelben; im heutigen Vortrag der Sittenlehre findet ſie kaum irgend eine beſcheidene und jedenfalls nur gelegentliche Stelle. Von der Pflicht oder den Pflichten der Freundſchaft zu reden ſcheint uns unverſtändig; wenn aus dem Gefühl derſelben ſich gewiſſe Erweiſungen der Gefreundeten und Handlungen für einander ergeben, ſo betrachten wir ſie als ſelbſtverſtändliche Folgen, welche naturgeſetzlich dem Maße ſeiner Energie entſprechen, aber nicht ſittengeſetzlich vorgeſchrieben werden können. Es hat keinen Sinn für uns die Freundſchaft ſelbſt, oder ein beſtimmtes Maß oder einen gewiſſen Grad derſelben zur Pflicht zu machen; erkennt aber auch die antike Ethik überall an, daß Freundespflichten nicht für Jedermann gegen Jedermann, noch auch für alle Stufen der Freundſchaft, deren man erfahrungsmäßig viele unterſchieden hat, gelten können, ſo iſt es ein Widerſpruch, überhaupt von Pflichten zu reden, welche nicht von ethiſch geforderten ſondern pſychologiſch gegebenen Bedingungen abhängig ſind.

Auch eine Tugend werden wir heute die Freundſchaft nicht nennen; denn ſie bezeichnet nicht einen allgemeinen Ge-

müthszuſtand, eine Stufe der Ausbildung unſerer ſittlichen Kräfte, eine Beſchaffenheit des menſchlichen Charakters, welche aus der erziehenden Leitung oder ſelbſterzieheriſchen Einſicht und Uebung hervorgehen kann.

Hat ſie dennoch auch für uns einen ethiſchen Werth und zwar, wie Jedermann zugeſtehen wird, einen ſehr hohen ethiſchen Werth, ſo betrachten wir ſie vielmehr als ein ſittliches Gut, deſſen Gewinn zwar auch von unſerem ethiſchen Charakter bedingt, weſentlich aber von Natur und Glück der Freunde abhängig iſt.

Die Sache aber wird uns von der litterariſchen und der hiſtoriſchen Seite vollkommen klar, wenn wir Folgendes bedenken. Freundſchaft iſt als ſittliche Erſcheinung die höchſte Blüthe der Idee des Wohlwollens oder nach dem Stande des Gefühls und der Willensrichtung die vollkommene Form der Menſchenliebe. Weil nun aber die Idee des Wohlwollens, die Forderung der Menſchenliebe von den Griechen und Römern als allgemeine ſittliche Aufgabe nicht erkannt war; die ethiſche Thatſache einer Erhebung zu hingebendem Wohlwollen reichlich und zwar in der Form der Freundſchaft empiriſch gegeben war: ſo haben ſie ſich wegen dieſer fortwährend in den Widerſpruch verwickelt, dieſelbe einerſeits als allgemeine ſittliche Forderung nach dem Begriffe der Pflicht oder der Tugend hinzuſtellen, und andererſeits die thatſächliche Abhängigkeit von dem zufälligen Zuſammentreffen der zur Befreundung geeigneten Perſönlichkeit anzuerkennen und die Pflicht nach Zahl und Umfang zu beſchränken.

Noch wichtiger aber iſt folgende Betrachtung. Aus dem urſprünglichen Zuſtand egoiſtiſcher Abſonderung, in welcher der Sinn des Menſchen nur auf die Erhaltung und den

Genuß des eigenen Lebens gerichtet ist, tritt er durch die Schöpfung idealer Lebensinhalte heraus. Wir werden in der nächsten Abhandlung das Werden dieser idealen Elemente genauer zu beobachten Gelegenheit haben; hier mag es also genügen darauf hinzuweisen, daß die Entstehung der Gesinnungen und Beziehungen des Rechts, der Sitten überhaupt, der territorialen, der Stammes- und Volks-Einheiten, der religiösen Cultur die Menschen mit einander verbindet; die Einzelnen werden Glieder von Genossenschaften, aus der Masse wird eine Gesellschaft. Der Trieb zur Gesellung überhaupt wirkt vor und nach allen idealen Elementen der Gemeinschaft zur Erzeugung und Befestigung derselben. Gemeinsame Zwecke, verständige und idealisirende Ordnung derselben sind ebenso sehr Erfolg des Antriebs zur Geselligung überhaupt, wie sie wiederum Ursache für die Ausbildung ihrer Formen werden. Allen diesen Arten sittlicher Verbindung der Menschen, also der Rechtsgesellschaft, dem communalen und staatlichen Verbande, der gemeinschaftlichen Cultur und Religion ist es gemeinsam, daß sie zwar die Personen mit einander verbinden, ihren natürlichen Charakter als Einzelne in den ethischen Charakter als Genossen umwandeln; daß aber die Einheit durch den Allen gemeinsamen idealen Inhalt entsteht, daß sie in diesen idealen Zwecken und durch sie mit einander verbunden sind. Nicht die Personen mit einander, sondern alle mit dem idealen Gehalt oder in ihm sind verbunden; sie bilden Kreise, aber wie die Radien desselben sind sie im Centrum mit einander vereinigt. Deshalb ist auch das Element der Verbindung Allen gemeinsam; die Beziehung zu einander trifft Alle als ein sittliches Gebot und ist durchaus unabhängig von der persönlichen Individualität. Das Recht, die Sitte, die Religion bindet und verpflichtet alle auf gleiche Art; es gilt von Jedem

und für Jeden ohne Rücksicht auf seine persönliche Beschaffenheit und seine individuellen Verhältnisse.

Der Arten und Grade der Zusammenschließung gibt es zwar auch hier sehr viele*); immer aber liegt die Anziehungs- und Bindekraft derselben in der Allen gemeinsamen sittlichen Idee und nicht in der persönlichen Natur der Individuen. Aus jener stammt deshalb auch die strenge und unbedingte Forderung ihrer Verwirklichung, welche sich an Alle auf gleiche Weise richtet. Davon verschieden sind nun aber alle jene Arten der Anziehung und Zusammenschließung von Menschen, welche aus der persönlichen Beschaffenheit und den persönlichen Verhältnissen allein hervorgehen. Von solcher Art nun sind**) hauptsächlich: die Blutsverwandtschaft, die Liebe und Ehe und die Freundschaft mit ihren Erfolgen im Gemüthsstand und in der Handlungsweise. Wie hoch diese in Bezug auf den ethischen Werth auch stehen mögen, sie sind kein Gegenstand des allgemeinen, unbedingten, sittlichen Gesetzes; denn ihr Auftreten ist bedingt von dem natürlichen Antrieb, von der persönlichen Beschaffenheit und den individuellen Verhältnissen derer, welche diese ideale Beziehung schaffen und erfüllen.

Diesen allen gemeinsam ist, daß sie Gemeinschaft unter Menschen ausmachen, welche ihren hohen ethischen Vorzug darin hat, daß sie energischer, inniger, fester, naturkräftiger sind als die Gemeinschaft durch eine allgemeine Idee. Wenn auf der einen Seite die Verwandtschaft, die Liebe, die Freundschaft von dem persönlichen Charakter und den zufälligen Um-

*) S. Synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie, Zeitschrift für dieselbe Bd. III S. 21—38.

**) Ich übergehe hier die Nebenformen, weil sie den Hauptgedanken nur unterbrechen würden. Nur daß in aller „Gefolgschaft" neben dem sachlichen Verbande ein hoher Grad persönlicher Anziehung und Vereinigung gegeben ist, darf nicht unerwähnt bleiben.

ständen abhängig sind, so gewinnt dagegen das ethische Verhältniß die Energie des Persönlichen; der hier unmittelbar aus der Persönlichkeit quellende und von ihrer specifischen Energie erfüllte ethische Werth besitzt Etwas von der ursprünglichen Macht des natürlichen Egoismus. Verglichen mit diesen persönlichen und naturkräftigen Banden, welche die Gemüther zusammenschließen und sie mit einem ungeahnten Reichthum der Gefühle und unvergleichlicher Kraft des Willens ausstatten, erscheinen die Verbindungen aus den allgemeinen Ideen, etwa des Rechtes, des Staates 2c., als lose und schwache Beziehungen. Kaum auf den höchsten Stufen sittlicher Cultur zeigen die allgemeinen Ideen etwa des Rechts oder des Vaterlandes eine so heftige Anziehung der Personen oder eine so innige Verschmelzung der Idee mit der Persönlichkeit, wie die heftige Anziehung der Liebe und ihre die ganze Persönlichkeit durchdringende, zu höchster Kraftentfaltung anstachelnde, bei jeder Hemmung in Leidenschaft sich umsetzende Gewalt. Der wahre sittliche Werth, welcher diesen engeren, individuell begründeten Verbindungen der Menschen zukommt, besteht deshalb darin, daß sie eine erzieherische Leistung zu vollbringen haben, daß sie eine Schule der Energie in der Zusammenschließung der Seele, eine Schule der gleichzeitigen Erhebung und Hingebung der Persönlichkeit werden.

Schon die tägliche Erfahrung zeigt uns diesen pädagogischen Erfolg; allerdings sehen wir zuweilen diese engeren Gemeinschaften gelegentlich nur so Etwas, wie einen erweiterten Egoismus erzeugen, der sich dann gegen weitere Kreise oder allgemeine Forderungen desto mehr abschließt; in der Regel aber finden wir, daß diejenigen, welche von innigen Gefühlen der Verwandtschaft, hohen Gefühlen der Freund-

schaft oder gewaltigen Gefühlen der Liebe ergriffen sind, zu einer idealen Stimmung ihrer ganzen Persönlichkeit geneigt sind; der wahrhaft Liebende möchte zugleich aller Welt seine Liebe erweisen, möchte Allen Gutes thun, möchte das Höchste und Edelste erringen und vollbringen. Es ist, als ob die Erhebung der eigenen Persönlichkeit durch ihre Hingebung einen Adel derselben erzeugte, der zu allem Besten verpflichtet. Jedenfalls aber ist es ein würdiger (meist versäumter) Gegenstand sittlicher Unterweisung, das Glück und den Genuß der engeren idealen Gemeinschaft zum Saatkorn allgemeiner Idealität zu machen.

Mag also auch der unmittelbare Werth dieser engeren Verbindungen für den sittlichen Stand der Gesammtheit nicht von großem Belang sein; mittelbar sind sie hochwichtige Keim- und Pflegstätten idealer Ueberwindung der natürlichen Selbstsucht, und einer den Bann des Egoismus durchbrechenden Hoheit und Innigkeit der Person. Wo die Kleinheit und Enge des Einzeldaseins durch den erlebten Gegensatz naturwüchsiger Zuneigung und Anschließung sich ihrer selbst bewußt wird und in ihrer Unwürdigkeit erkennt, ist der Weg der Erhebung geöffnet, der bis zur Hingebung an das Unendliche führt; wer wahrhaft liebt ist gut und wird fromm.*) Mehr

*) Nachdem Freundschaft der Idee der allgemeinen Menschenliebe die Bahn geöffnet, namentlich die die Härte des Egoismus lösenden Erweisungen der Freunde gegen einander als allgemeine Liebespflicht erkannt, das biblische Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" (3 Mos. 19, 16) eine weit verbreitete Anerkennung mindestens theoretisch gefunden: da minderte sich mit der historischen Bedeutung auch die historische Erscheinung der Freundschaft. Bei den classischen Völkern des Alterthums aber sanken mit ihr alle ethischen Mächte; wie tief beide mit einander gesunken waren, kann man schon aus der einfachsten Thatsache der litterarischen Aufgaben, die man sich stellt, mit aller Sicherheit erschließen. Immer schon hatten die äußeren Erweisungen der Freundschaft eine viel zu große Rolle in den

oder minder bewußt hat dieſer Gedanke der erzieheriſchen Kraft namentlich des Freundſchaftsgefühls in den Zeiten werdender ſittlicher Cultur den Alten, z. B. auch Ariſtoteles und Cicero vorgeſchwebt, und das iſt der weitere Grund, weshalb ſie ihm eine ſo weite und wichtige Stelle in der eigentlichen Ethik eingeräumt und es mit den wirklichen und unmittelbaren cultur- und ſittenbildenden Mächten verwechſelt haben. Um nun das Weſen der Freundſchaft näher kennen zu lernen, werden wir ſie zunächſt mit den anderen beiden ebenfalls von der natürlichen Beſchaffenheit und den zufälligen Umſtänden der Perſonen abhängigen Verbindungen der Menſchen, alſo mit Liebe und Ehe und der Blutsverwandtſchaft auf ihre ſpecifiſchen Unterſchiede zu vergleichen haben.

Die Bande der Blutsverwandtſchaft beruhen auf Natur und Schickſal; die der Freundſchaft auf Sittlichkeit und Freiheit. In den Kreis der Verwandten wird der Menſch hineingeboren: er kann ſich der inneren Beziehungen zu ihm ebenſo wie der äußeren faſt niemals entledigen. Natürliche und ſittliche Mächte ſind es, welche die Familien zuſammenhalten, und hiſtoriſche Umſtände genug befeſtigen das Band, ſo wie ſie die Weite desſelben nach den Sitten der Zeiten und Völker beſtimmen. Aber nicht bloß der Umfang der Generationen, die noch als Blutsverwandte an einander hängen, ſondern auch die Weiſe des Gefühls und die Weiſe der Handlung iſt nach der Sitte verſchieden. Die Geſchichte des Eigenthums oder der Blutrache zeigt uns, wie ſich in die Naturbeziehung

Betrachtungen über dieſelbe geſpielt; ſpäter aber tritt bei faſt allen bedeutenden Schriftſtellern, welche ſie behandeln, das Thema hervor: „über den Unterſchied der Freundſchaft und der Heuchelei.“

ethiſche Elemente eingelebt haben, welche ſich von ihr wieder ablöſen, indem eine andere ideale Gemeinſchaft (etwa der Staat, die Kirche) dieſelben übernimmt und meiſt veredelt. Der Rechtsſchutz des Lebens in der Blutrache geht auf den Staat über. Immer aber bleibt die Blutsverwandtſchaft wie im eigentlichen Beſtande vom Verhängniß abhängig und der Wahl entzogen, ſo auch nach der inneren Quelle vom Naturgefühl bedingt.

Staat und Sittlichkeit und Religion mögen die Willensverhältniſſe der Verwandten nach Geſetzen regeln, ſie mögen auch für dieſe engere Gemeinſchaft ideale Forderungen ſtellen; der innerſte Grund und das Band derſelben bleibt doch das mit der Nothwendigkeit gegebene — wenn auch durch erworbene Sittlichkeit veredelte*) — Naturgefühl.

Die Freundſchaft aber iſt eine Verbindung zweier Menſchen aus ihrer beiderſeitigen freien Neigung zu einander. Ich will nicht ſagen aus freier Wahl; denn Urſprung und Maß

*) Denn auch die Blutsverwandten ſtehen nicht von Natur allein, ſondern auf dem Grunde derſelben erſt durch die geſchichtlich entwickelte Sitte in zweckvoll ethiſcher Verbindung zuſammen. Namentlich die Liebe der Menſchen zu dem aufwärts ſteigenden Geſchlechte, die Liebe der Kinder zu ihren Eltern, überhaupt der jüngeren Generation Fürſorge, Hochachtung, Pietät für die ältere Generation iſt ein lehrreiches Beiſpiel. Denn dies iſt ein rein und echt menſchliches Verhältniß; echt menſchlich, denn dieſen Zug allein konnten wir von den Thieren nicht lernen. Die Liebe einer Generation zur andern abwärts ſteigenden zeigt ſich faſt bei allen Thieren; die Mutter immer, meiſt auch der Vater, hat eine gewiſſe Sorge für ſein Junges: — aber eine Sorge der Jungen für ihre Alten finden wir bei keinem Thiergeſchlecht. Aber auch bei den Menſchen iſt Elternliebe das Erzeugniß hiſtoriſcher Entwickelung. Gibt es doch noch heute Stämme, welche ihre Alten, wenn ſie dienſtuntauglich geworden, cannibaliſch verſpeiſen; andere gönnen ihnen das Leben nicht und geben ſie der Wüſte und dem Hungertode preis. Es iſt der Beweis einer langen Geſchichte wahrer und tiefer Cultur, wenn das Alter die höchſte Würde darſtellt und die zarteſte Sorge findet.

der Gewalt, mit welcher sie einander anziehen, pflegt ebenfalls auf eine natürliche, psychologische Nothwendigkeit sich zu gründen. Wie bei jeder Gefahr, die dem Auge droht, auch ohne Ueberlegung, ohne Absicht und Willkür, die beiden Augenlider sich zusammenschließen, so schließen auch die Seelen sich in einer Art von gesetzlicher Reflexbewegung an einander. Aber auf die persönliche Beschaffenheit, auf die individuelle Eigenheit allein gründet sich hier das Band, welches die Verbundenen umschlingt. Und wie die Zusammenschließung hier aus dem persönlichen Wesen und aus dem persönlichen Werth entspringt, so ist es im innersten Grunde auch immer auf ein Ergreifen der Persönlichkeit, auf ein Gewinnen und Besitzen des Menschen selbst, auf eine Verbindung der Seelen, Einigung der Herzen, auf ein Hingeben und Aneignen der Gemüther gerichtet. Die Grade der Intensität und die Erfolge derselben in Handlungsweisen mögen bei der Freundschaft unendlich verschieden sein, nach Sitte, Gewohnheit und Individualität der Gefreundeten; immer aber zeigt sich der Kern derselben als eine Anziehung der Personen um ihrer Persönlichkeit willen.*)

Gewissermaßen als die Einheit von beiden, von Freundschaft und Blutsverwandtschaft erscheint die Liebe der verschiedenen Geschlechter sammt der Ehe. Denn auch die Liebe entspringt aus dem freien Ergreifen der Persönlichkeit; aber schon die Art der in ihr erscheinenden Naturgewalt und ihre Richtung auf den die Persönlichkeit mit unüberwindlicher Macht beherrschenden Naturzweck stellen die Liebe und Ehe näher zur Blutsverwandtschaft, welche in jenen ihren Ursprung

*) Daher auch „Freundschaft" bei Kindern, bei rohen und geistig niedrigen Menschen, denen der charakteristische Adel der „Persönlichkeit" noch nicht zur Reife gediehen ist, nicht stattfinden kann.

nimmt. Blut und Seele und Leben ſtiften Gemeinſchaft; die Lebensgemeinſchaft der Gatten aber zeugt aus verſchiedenem Blut und verſchiedener Seele in den Kindern die Gleichheit des Bluts und der Seele. Mit dem gemeinſchaftlichen Beſitz der Kinder verwandelt ſich die perſönliche Freiheit der Liebe in die verwandtſchaftliche Nothwendigkeit der Ehe; zufällig und frei war nur die Anziehung in der Liebe, aber ihre Treue und ihre Dauer wird zur Nothwendigkeit in der Lebensgemeinſchaft der Ehe. Dort in der Blutsverwandtſchaft ſind es die Eltern und Voreltern, aus denen die Nothwendigkeit der Verbindung folgt; hier in der Liebe und Ehe ſind es die Kinder, welche die Freiheit der Verbindung aufheben und ihr die zuſammenhaltende Macht der Nothwendigkeit hinzufügen; die Freundſchaft allein bleibt auch in ihrer ausdauernden Treue auf die dauernde Anziehung der freien Perſönlichkeit gegründet.*)

Iſt nun aber die Freundſchaft in ihrer Quelle und in ihren Erfolgen ganz von der Individualität der Perſonen

*) Ueber den Rangſtreit von Liebe und Freundſchaft iſt oft gehandelt worden; am ſtärkſten hat den Vorzug der letzteren der in beiden vielerfahrene Goethe ausgeſprochen und er fühlt ſich von den Berichten des Alterthums über ſie im höchſten Grade angezogen: „Freundſchaft, ſagt er, iſt reiner, heiliger und geiſtiger, als es die Liebe iſt, ein zartes Band der Geiſter durch Harmonie im Großen und Edlen. Denn des Plato göttliche Liebe iſt nur der Freundſchaft ſchönes Ebenbild. Die reine Gluth der Freundſchaft lodert nie zur wilden Flamme der Leidenſchaft empor; doch die Liebe, ein raſtloſes Streben, erſchüttert oft den ſtillen Frieden des Gemüthes, und ihrer ſtürmiſchen Bewegung widerſteht kaum ein ſtarker Geiſt. — Was in der Liebe innerſter Natur groß und göttlich iſt, das iſt der Freundſchaft eigen.“ „Statt aller Empfindungen galt den Alten die Freundſchaft unter Perſonen männlichen Geſchlechts. Die leidenſchaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung Eines für den Andern, die ausgeſprochene Beſtimmung für das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod ſetzen uns bei der Verbindung zweier

bedingt, dann wird ihr Inhalt, ihre Bedeutung und Leistung und die Form ihrer Stiftung nothwendig überaus mannigfaltig und verschieden sein. Je nach dem Charakter des Volkes, nach der Epoche der Cultur, nach den Reizen, Neigungen und Aufgaben, mit welchen die Menschen überhaupt ihr Leben erfüllen, wird Art und Maß und Charakter der Freundschaft, die gestiftet wird, verschieden sein.

Um das allgemeine Wesen der Freundschaft vollständig zu erkennen, oder die Idee derselben aus den Erscheinungen, welche sie in der Wirklichkeit hervorgebracht hat, darzustellen, würde man diese in der Geschichte der Menschheit zu verfolgen haben. Im höchsten Grade dankbar und im höchsten Grade wünschenswerth wäre es deshalb, wenn Jemand einmal die wirkliche Geschichte der Freundschaft schreiben, wenn er, etwa zugleich im Vergleich mit der Blutsverwandtschaft und der Liebe und Ehe die ethnographische und die culturgeschichtliche Verbreitung derselben sammt den Beziehungen zu den natürlichen Bedingungen und historischen Gestaltungen, mit denen sie verbunden auftreten, darstellen wollte. Wie reizvoll und fruchtbar müßte es sein auf dem Wege der Beobachtung die Isothermen des Gemüths im Menschengeschlecht in ähnlicher Weise zu entdecken, gleich wie Al. v. Humboldt die Isothermen der Erdoberfläche aus der Pflanzendecke nachgewiesen hat, welche von den bloßen Breitengraden durch

Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtsschreiber, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen." (Winkelmann und sein Jahrhundert.) Von der wahren Ehe aber kann man wohl mit Fug sagen, daß sie die Vereinigung von Verwandtschaft, Liebe und Freundschaft sein werde; wie diese drei Elemente in ihr ursprünglich einander heben und stützen, verfeinern und befestigen, so bringt sie ein jedes derselben nach den Bedingungen der Natur und der psychologischen Entwickelung zu seiner Zeit zur höchsten Reife.

andere mitwirkende Verhältniſſe der vertikalen Lagen und der phyſikaliſchen Beſchaffenheit abweichen.

Neben der Geſchichte eines ſtetigen Fortſchritts von Volk zu Volk und nach den Stufen der Cultur würde man freilich auch ſprungweiſe Vor- und Rückſchritte, temporelle und ethnographiſche Eigenheiten entdecken, denen in ihren Gründen nachzuſpüren, eine wichtige Vorarbeit für die Nationalpädagogik wäre, wenn dieſe im höchſten Sinne und im großen Stil zur Aufgabe gemacht würde.*)

Hier aber, wo unſer beſcheidener Vorwurf nur darauf gerichtet iſt, eine pſychologiſche Analyſe des ſpecifiſchen Gefühls der Freundſchaft zu verſuchen, wird es genügen, wenn wir nur gleichſam als Beiſpiele zur kräftigen Beleuchtung der einzelnen charakteriſtiſchen Züge, in denen die Idee der Freundſchaft ſich manifeſtirt, ohne Anſpruch auf Vollſtändigkeit oder Peinlichkeit der Ordnung eine aufſteigende Reihe von ethnographiſch verſchiedenen Gebilden derſelben uns vergegenwärtigen.

Ziemlich weit verbreitet und in weit abſtehenden Zeiten finden wir die Art von Freundſchaft, welche man am beſten als Blutsfreundſchaft bezeichnen kann. Durch freie Wahl, oder beſſer durch individuelle Anziehung der Perſonen geſtiftet, iſt ſie von der Blutsverwandtſchaft verſchieden; aber ſie iſt darauf gerichtet, Alles was dieſe nach der Sitte des Landes zu fordern und zu gewähren pflegt, von dem Freunde zu gewinnen; Stetigkeit, Annehmlichkeit und Innigkeit des Verkehrs, mehr aber noch Verbindung zu Schutz und Trutz bei den Fährlichkeiten des Lebens, am meiſten zur Vollziehung der

*) Vgl. dazu L. d. S. Bd. I S. 5.

Blutrache, wo sie sonst von dem natürlich Anverwandten geleistet wird. Genuß, Sicherheit, namentlich auch Ehre des Lebens werden erhöht, der Verlust desselben aber durch die Rache gesühnt; das ist der Trieb dieses frei geschlossenen Bündnisses. Blutsfreundschaft haben wir sie genannt, denn mit Blut wird die Schließung derselben besiegelt. Mannigfaltig sind die oft höchst phantastischen Formen, welche des Bundes Stiftung bezeichnen. Ueberall ritzen sich beide die sich befreunden wollen, Wunden, um das fließende Blut zu vereinigen. Aber die Körpertheile denen man es entlockt sind verschieden und verschieden die Art, wie man es vereinigt und dann gemeinsam verwendet. Die alten Germanen lassen es aus der sehnigen Kraftquelle des Armes fließen, aber es vereinigt sich in der dazu gehöhlten Erde mit welcher es auch wiederum bedeckt wird; es ist gleichsam nur ein gemeinschaftliches Grab, in dem das Stück frischen Lebens bestattet ist.*) Andere Völker nehmen es aus anderen Gliedern des Leibes; aber in einem Gefäß mischen sie das Blut das nun beide Gefreundete trinken. Andere tauchen nur die beiderseitigen Waffen in das gemeinschaftliche Blut.

Wir finden die Menschen auf diesen Stufen der Cultur meist noch ganz in den Banden der Blutsverwandtschaft gefesselt; diese hebt den Einzelnen hinaus aus seiner Vereinzelung, stellt ihn fest und innig, mit vielfachen Pflichten aber auch entsprechenden Rechten in die Gemeinschaft der Verwandten; mit allen Banden des Gefühls- und Gemüthslebens ist er an die Familie gekettet, mit welcher er ja auch meist räumlich ungetrennt lebt. Die Besitzthümer, die Ehre, der Lebens-

*) Gemeinschaftliche Bestattung gilt auch bei den Griechen als Symbol inniger Freundschaft, so wie die gemeinsame Grabstätte für Familien uralte und bis heute weitverbreitete Sitte ist.

genuß ſind der Sippe gemein, im Leben und auch im Tode iſt jeder Vetter mit dem Vetter mit zu lieben und mit zu haſſen verpflichtet und durch Naturmacht und Sittenkraft auch geneigt.

Der Trieb zur Freiheit aber, zur Selbſtbeſtimmung über ſein Leben und Sein aus eigener Wahl, zur Selbſtändigkeit der Perſon bäumt ſich gleichſam auf gegen das Schickſal, das ihn mit einer ungewollten und ungewählten Beziehung ausſchließlich zu den Anverwandten geſtellt hat. Sein Sinn für Schönheit, Anmuth, Kraft, ſeine individuelle Neigung, ſein ethiſch belebtes Gefühl zieht ihn zu einem anderen, nicht verwandten Menſchen, und — der Durſt nach der Freiheit eigener, ſelbſtgeſtalteter Perſönlichkeit erfüllt ihn zugleich mit der Gier nach einem freien Bündniß mit einer anderen individuellen Perſon.*) Faſt unterſchiedslos in allen Formen und auch auf den höchſten Stufen der Freundſchaft finde ich dieſen Zug nach Freiheit in der Lebensgeſtaltung lediglich aus der Individualität der Perſönlichkeit, als eine der ſtärkſten Triebfedern zur Befreundung.**) Aber auf dieſer Stufe kann ſich der Menſch eine tiefe, innige, dauernde, gemüthergreifende und in Handlungen folgenreiche Gemeinſchaft mit einem Menſchen fremden Blutes noch nicht vorſtellen. Darum muß das

*) In der Form widerlich überwuchernder Reflexion begegnet uns dieſes Streben nach Freiheit und Wahl als Verachtung der natürlichen Bande bei einigen griechiſchen Philoſophen: z. B. Ariſtipp von dem erzählt wird, er habe, als man ihm die Neigung zu Gemüthe führte, die er ſeinen Kindern ſchuldig wäre, weil ſie von ihm ſeinen Urſprung hätten, ſeinen Speichel ausgeworfen und geſagt: „der habe auch ſeinen Urſprung von ihm und auch Ungeziefer und Würmer erzeuge der Menſch.“

**) Daher dieſe auch eben ſo inniger wie folgenreicher zu ſein pflegt, in dem Maße als die Perſonen vorher einander fremd oder gar unbekannt waren. Alles Uebrige gleich geſetzt, werden Vettern, Nachbarn, Religions-, Spiel-, Berufs- und Amtsgenoſſen nicht ſo leicht von Bekanntſchaft und Geſelligkeit zu jenem tieferen Bündniß fortſchreiten, als wenn ſie in all den Beziehungen von Haus aus getrennt waren.

Blut geeinigt werden; wenigstens ſymboliſch. Ich ſage wenigſtens; aber genau erwogen iſt auf ſolcher Culturſtufe immer das Symbol ſtärker als jede Realität.*) Man beſitzt ja nun wirkliche Blutsgemeinſchaft, die den doppelten Vorzug hat, daß man ſie mit Augen geſehen, oder leiblich getrunken, und daß man ſie ſelber geſchaffen hat. Man muß ſich nur auch noch erinnern, wie dunkel und energiſch — je dunkler deſto energiſcher — die Vorſtellungen von dem unbegriffenen (und am Ende ja heute noch unbegreiflichen!) Zuſammenhang zwiſchen Blut, Leben und Seele ſind, um einzuſehen, wie das Räthſel der ganz unwillkürlichen Zuneigung, die dennoch zu einem ganz freien Bündniß führt, eine entſprechende Verkörperung in dem zuſammenrinnenden Blute findet. Das Blutzeichen wird deshalb auch weit entfernt nicht bloß als ein Erfolg der Zuneigung, nicht als Zeichen oder Form der Abſicht zur Hingebung und Treue, ſondern es wird als fortan wirkende Urſache gedacht, welche die Freunde auf Tod und Leben mit einander zuſammenhalten wird. Der Zauber der Anziehung wird durch die Anziehung des Zaubers um ein Beträchtliches verſtärkt, und in die Tiefe der Myſtik geſenkt. Die Blutsfreundſchaft erſchien und weil ſie erſchien, war ſie auch auf der einen Seite freier aber auf der anderen zugleich feſter als Blutsverwandtſchaft, weil jenes Band zugleich deutlicher und dunkler, zugleich mehr offenbar und zugleich mehr Geheimniß war. Die Bezeichnung als Wahl-Brüder, die bei den Deutſchen vorkommt, deutet auf die Stärke und die Freiheit des Bandes zu gleicher Zeit.

*) Ich werde weiter unten den ſpecifiſchen Zug von Idealismus in aller Freundſchaft erörtern. Auf dieſen Stufen der Cultur aber vermag der Idealismus noch nicht ſeiner ſelbſt Herr zu werden; um Raum und Leben zu gewinnen, ſchafft er ſich künſtliche Formen realer Beziehung, in denen die ideale zur Erſcheinung kommt.

Bei aller Innigkeit aber und aller Gluth, welche ein ſolches Bündniß ausgezeichnet hat, konnte ſein Reſultat nicht größer ſein, als daß eben zwei fremde Menſchen in das gleiche Verhältniß zu einander traten, wie wenn ſie Stammesgenoſſen, Familienglieder geweſen wären. Es war gleichſam nur der erſte Verſuch die Bande des natürlichen Schickſals zu durchbrechen und die der Freiheit an ihre Stelle zu ſetzen.

Kein Philoſoph und kein Dichter kann eine ſinnvolle Form erdenken, die nicht ſchon ein Volksgemüth zum ſymboliſchen Ausdruck einer inneren Thatſache gemacht hat. Zu dieſer Bemerkung veranlaßt eine Art von Freundſchaft, welche weniger durch einen beſonderen Inhalt als die Form der Schließung ihres Bündniſſes ſich auszeichnet. Wir ſind daran gewöhnt, den Freundſchaftsbund als einen rein innerlichen und freien ohne jegliche Form vollzogen zu ſehen; daneben ſcheint es uns ganz natürlich, daß die Ehe mit feſten Formen vom Staate oder von der Kirche ſanctionirt wird, daß ihr politiſches Gewicht und religiöſe Weihe ertheilt wird, denen geſetzliche Folgen fürs Leben reichlich entſprechen. Mit einigem Erſtaunen hören wir deshalb von Völkerſchaften, welche die Freundſchaft genau eben ſo wie die Ehe in einem öffentlichen Acte und mit prieſterlicher Einſegnung begehen. Bei den Südſlaven treten die Freundepaare zur Weihe ihres Bundes grade ſo an den Altar, wie bei uns die Brautleute. Bei den Morlaken wird die Freundſchaft auf ſolche Art ſogar unter den Frauen und unter beiden Geſchlechtern geſchloſſen. Hier gilt aber auch die Freundſchaft faſt mehr denn in anderen Stämmen die Ehe als unverbrüchlich und namentlich die Untreue als eine Schmach.

Sonst sind die Formen, welche dem Bündniß sinnlichen und sichtlichen Ausdruck geben, bei vielen Völkern nahezu die gleichen. Die Gefreundeten tauschen wie die Homerischen Helden, wie David und Jonathan Kleider und Waffen aus; aber nicht um ein Geschenk handelt es sich dabei, sondern daß das Kleid, welches der eine getragen hat, von dem anderen angelegt wird. Bis auf die Dichtung der schwärmerischen Freundschaft zwischen Schoppe und Leibgeber bei Jean Paul herab finden wir das Symbol, daß der Leib in das Kleid des Anderen sich hüllt, wie die eigene Seele gleichsam in den Körper des Anderen übergeht. Noch in unserem Jahrhundert wechselten die Verbindungsbrüder unter den Studenten beim Abschied die Mützen, als letzten Gruß, nach welchem nicht mehr zugerufen oder umgeschaut wird.

Noch inniger ist freilich das bei vielen Stämmen der Menschheit angetroffene (von Jean Paul ebenfalls wiederholte) Symbol: auch den Namen mit einander zu wechseln.*) Wenn man die Thatsache bedenkt, wie sehr der Mensch mit seinem Namen verwachsen ist, wie empfindlich Jedermann gegen jeden

*) Livingstone, Neue Missionsreisen in Süd-Afrika I. S. 163 sagt: Der Gebrauch, mit Leuten anderer Stämme den Namen umzutauschen, ist nicht ungewöhnlich; die Tauscher betrachten sich als vertraute Kameraden und sind später stets einander besondere Verpflichtungen schuldig. Sollte Einer zufällig die Stadt seines Kameraden besuchen, so erwartet er von ihm Nahrung, Wohnung und andere Freundschaftsdienste. Als Charles Livingstone (Bruder David L's.) während der Regenzeit an der Kebrabasa war, wurde ein hungriger, frierender eingeborener Reisender zum lebenslänglichen Kameraden gemacht, und zwar nicht durch Umtauschung der Namen, sondern durch einige Nahrung und ein kleines Stück Kattun. Achtzehn Monate später kam, während wir uns auf der Reise ins Innere befanden, ein Mann in unser Lager, der ein reichliches Geschenk an Reis, Mehl, Bier und einem Huhn brachte, und uns an das erinnerte, was für ihn von Charles gethan worden sei; er sagte, da er uns jetzt reisen sehe, sei es ihm nicht angenehm, daß wir hungrig und durstig schliefen. Mehrere von unserer Mannschaft gaben, wie manche Leute in der Heimath, ihre eigenen Namen auf und nahmen die der Häuptlinge an 2c.

Spott und jeden Witz ist, den man gegen seinen Namen richtet, und daß gleichwohl Mancher seinen den Scherz herausfordernden Namen, den er zufällig überkommen, nicht ablegt, — auch heute nicht ablegt, wo man den Namen mit bürgerlicher Geltung fast eben so leicht wechseln kann wie seine politische Meinung — was neuerdings zu einer politischen Tugend erhoben worden ist — wenn man diese Thatsachen bedenkt, dann begreift man den Grad der Hingebung und des Seelenaustauschs der damit ausgedrückt werden sollte, daß man einander den Namen wie das eigene Ich gegeben hat.

In Griechenland finden wir als Ausdruck vertraulicher Beziehung zwischen Städten, daß die eine das Wappen einer andern auf ihre Münzen prägt.

Schon von den alten Scythen wird berichtet, daß sie Freundschaftsbündnisse feierlich geschlossen und unverbrüchlich gehalten haben. Wieland erzählt nach Lucian von Toxaris, daß er, als Gesandter nach Athen geschickt, unterweges mit seinem Freunde zugleich des Vermögens beraubt und des Lebens bedroht wird; mit eigener Gefahr rettet er den Freund und sorgt für die Heimkehr. Ein besonderes Interesse gewinnt dies Verhältniß für uns durch den Schluß der Erzählung des Toxaris: als wir dann nach Hause kamen, haben wir uns inniger mit einander verbunden, indem Secinis, mein Freund, meine Schwester geheirathet hat.

Hier erscheint die Verschwägerung als der höhere Grad von Einigung. Das wird nicht immer der Fall gewesen sein und ist's auch heute nicht. Aus neueren Zeiten kenne ich ein Beispiel zweier Männer, die sich im höchsten und stärksten Sinne Freunde nennen durften. Als dann der Eine um die Schwester des Andern freite, so hat zwar dieser gern seine

Zustimmung gegeben, um Freund und Schwester zugleich glücklich zu machen; aber er konnte ein gewisses seltsames Gefühl nicht unterdrücken, das eine Art von Eifersucht der Freundschaft gegen die Schwägerschaft enthielt; jener Triumph der Hingebung bei voller Freiheit der persönlich individuellen Beziehung erscheint durch das verwandtschaftliche Band geschmälert. Neuerdings hat auch Gottfried Keller dies Motiv allerdings mit einer humoristischen Beimischung im „Fähnlein der Sieben Aufrechten" verwerthet, indem er zwei von denselben in die glückliche Gefahr kommen läßt, daß ihre Kinder sich heirathen möchten; die Alten aber wollen „Nichts von Schwäherschaft! sie wollen keine Gegenschwäher sein, sondern unabhängige gute Freunde."

In der ganzen alten Welt finden wir die Freundschaft nirgends als eine Sache des bloßen Gefühls der Vereinigung; immer schließt sich an dasselbe eine Art von gemeinschaftlicher Lebensführung; nicht bloß die Persönlichkeit, sondern ihr Gehalt, ihre Entwickelung und ihre Wirksamkeit treten in das Bündniß ein. Wo es nun um das Interesse an der Sache, deren Förderung die Menschen vereinigt, wo es also um die Sammlung der verbundenen Kräfte zu Einem Ziele sich handelt, da erweitert man leicht das engere Bündniß zu einem weiteren Bund. Das Individuelle tritt zurück, oder vielmehr es tritt ganz in den Dienst des Allgemeinen, der ihm seine Weihe ertheilt. In solchem Sinne hat man in Griechenland die heilige Schaar der Thebanischen Kämpfer als durch Freundschaft mit einander verbunden betrachtet; in solcher Art haben sich die Schüler des Sokrates nicht nur in der Liebe zum Meister, sondern in der von ihm ausgehenden Lehre und Lebens-

richtung freundschaftlich vereinigt. Noch viel mehr aber erhebt sich über die freie Zusammenschließung der Persönlichkeiten die zur festen Institution mit Regel und Satzung geordnete Freundschaft der Pythagoreer, deren Meister als der Gesetzgeber der Freundschaft gilt. Nicht nur mit der Erforschung der Wahrheit und Wissenschaft ist diese aufs Innigste verschmolzen, sondern überhaupt mit dem Genuß aller geistigen Lebensgüter; ja die Individualität der Lebenszwecke scheint gänzlich aufgehoben nicht dadurch allein, daß auch eine materielle Gütergemeinschaft eingeführt ist — dies ist vielmehr nur ein besonders in die Augen fallendes Symptom —; sondern vor Allem dadurch daß der in sich selbst zusammenhängende Gesammtzweck des Bundes darauf gerichtet ist, „eine bestehende Staatsgesellschaft sittlich zu erneuern, indem die besten Bürger sich zusammenschließen, um in ihrer Mitte das wahre Volksthum zu pflegen und von sich aus den politischen Geist zu verbreiten, der den Staat retten sollte." (Curtius.)

Die Sehnsucht nach Wissen, der Eifer um Veredlung mag ursprünglich nur Einzelne zur persönlichen Hingabe an Andere getrieben haben; ein Hervorragender an Geist, Gesinnung und Rede übt dann mächtige Anziehungskraft auf Viele, und er wird zum Mittelpunkt eines Kreises von Verbundenen; spätere Zeiten nennen dann als Stifter und Gesetzgeber des Bundes den, der vorhandene ideale Triebkräfte zur Vollendung und Verschmelzung geführt hat. Und nichts ist am Ende natürlicher, als daß die Wahrnehmung, wie der innere Zustand der Freundschaft ein höheres, reineres, selbstloseres Wollen und Handeln gegen den Freund herbeiführe, edlen Geistern den Plan nahe gelegt hat: die Freundschaft zum Gegenstand einer absichtlichen, vorbedachten und vorbereiteten Institution zu machen.

Unter ganz anderen Bedingungen und Verhältniſſen, aber ganz zum gleichen Zwecke und mit faſt gleichen Mitteln wirkt bei den Juden der Bund der Eſſäer. Die alten Prophetenſchulen und die Schulen der Weisheit*) (Chochmiſten) ſo wie die Erinnerung an tiefgreifende und den Kern des Lebens treffende Einzelfreundſchaften bilden hier wie in Griechenland die traditionelle Vorbedingung im Volksgeiſte. Auf dieſe wird der Bund geſtiftet, der eine neue Lebensordnung auf eine zwar überlieferte aber ſelbſtändig durchdachte Weltanſchauung begründen, ganz beſonders aber eine neue, „reine und feſte" Geſinnung pflanzen und pflegen will.

Als eine höchſt intereſſante, durch ihre Originalität die Phantaſie beſchämende Thatſache darf hier noch angeführt werden, daß bei den Tſcherkeſſen, bis vor ihrer Unterjochung durch die Ruſſen, die politiſche Gliederung nicht wie überall gebräuchlich nach Stämmen, Clans, Familien, ſondern nach frei geſchloſſenen Bruderſchaften ſtattgefunden hat, ſo daß der allgemeine politiſche Verband des Volkes aus freien Bünden ſich zuſammenſetzte. Und wenn ſchon die bloße Thatſache höchſt intereſſant iſt, daß die Glieder dieſer freien Bruderſchaften ſich — wie ſonſt nur nahe Blutsverwandte — nicht mit einander verheirathen durften, ſo müßte es um ſo werthvoller ſein, zu erforſchen, welche Vorſtellungen darüber bei den Tſcherkeſſen ſelbſt walteten, oder welche unbewußte, etwa politiſche Rückſichten die Sitte dictirt hatten.

Aber nicht nur in den Genoſſenſchaften mit zahlreichen Mitgliedern, ſondern auch in der paarigen Freundſchaft trägt dieſelbe bei den Griechen und ſpäter bei den Römern einen

*) Vgl. Bruch, die Weisheitslehre der Hebräer.

ganz anderen Charakter als in den modernen Zeiten. Zunächst ist sie eine allgemeine Sitte, der sich der Einzelne, wenn er nicht auf den Werth und den Adel des Lebens verzichten will, kaum entziehen kann. Wen Einer sich zum Freunde werben will, steht in seiner freien Wahl; allein ob er überhaupt eine Freundschaft stiften will, ist nicht eine Frage der Freiheit sondern der sittlichen Nothwendigkeit.

Sehen wir uns in unseren Zeiten nach einer in dieser Beziehung am meisten ähnlichen Verbindung der Menschen um, so finden wir nur die Ehe mit jener vergleichbar. Aber viel eher kann Einer bei uns mit Ehren ein Junggeselle bleiben, als bei den Griechen freundlos. Die Freundschaft gewinnt man nicht als ein edles Gut von einem günstigen Geschick, sondern man erwirbt sie als Erfüllung einer sittlichen Pflicht. Was sage ich einer sittlichen Pflicht; vielmehr als allgemeine Bedingung, unerläßliches Mittel idealer Lebensführung; als „das tägliche Brod sittlichen Lebens." (Curtius.) Mit unserer Anschauung stimmt sie nur darin zusammen, daß Freundschaft ein höchst werthvoller Bestandtheil, ein glücklicher Erfolg und ein sicherstes Kennzeichen der Idealität des Lebens überhaupt ist; aber gänzlich verschieden ist sie dadurch, daß sie als unvermeidliche Bedingung und unausweichliche Erscheinungsform derselben gilt. Denn mit allen Hauptrichtungen der Idealität ist sie aufs Innigste verflochten: mit der sittlichen Erziehung, mit der wissenschaftlichen Bildung und mit dem bürgerlichen Gemeinwesen, dessen Bestand im Frieden wie im Kriege in ihr seine sicherste Stütze findet. Findet und auch sucht; „die Gesetzgeber, sagt Aristoteles, bemühen sich mehr um die Freundschaft als um die Gerechtigkeit; denn wenn die Bürger Freunde sind, bedarf es nicht der Gerechtigkeit." „In der Schlacht standen die durch Freundschaftsschwur Verbundenen bei ein-

ander und dem Eros galt das Opfer, welches den Kampf eröffnete.“ Durch alle helleniſchen Staaten und Stämme ging die Ueberzeugung, daß der Bürger Freundſchaft die erſte Bedingung des Gemeinwohls ſei. „Aller Orten waren es die Uebungsplätze der Jugend, welche zugleich die Stätten der Freundſchaft, der Verfaſſungstreue und Freiheitsliebe waren, und deshalb hatten die Tyrannen, wo ſie immer auftraten, nichts Eiligeres zu thun, als die Ringſchulen zu ſchließen oder zu verbrennen.“ *) Schon bei den niedrigeren oder roheren Völkerſchaften habe ich oben auf das entſcheidende, ja überwältigend einflußreiche Moment der Freiheit für das ganze menſchheitliche Phänomen der Freundſchaft hingewieſen. „Je ſorgfältiger, ſagt Curtius, der Staatsorganismus ausgebildet war, um ſo mehr waren die im Menſchenherzen wurzelnden Kräfte, die Bande perſönlicher Zuneigung zwiſchen Bürgern und Bürgerſöhnen wie zwiſchen Altersgenoſſen, für das Intereſſe des Staats verwerthet. Und zwar waren es, dem helleniſchen Sinne gemäß, auch hier nicht die von Natur gegebenen Verhältniſſe, welche für das Gemeinweſen benutzt und geregelt wurden, ſondern freie Verbindungen, Wahlverbindungen. So wählte ſich in Kreta und in Sparta der gereifte Mann einen Knaben, welchen er im Geiſte der Verfaſſung, in der Sitte des Landes und in der Waffenkunſt aufzog. Er ſollte ihm, wie der griechiſche Ausdruck ſagt, den Geiſt des Gemeinweſens „einhauchen“ und der Knabe durch perſönliche Hingabe an ſeinen väterlichen Freund in den Staat hineinwachſen; ſie war das geſetzliche verordnete Bildungsmittel der Jugend.“

---

*) Ernſt Curtius, Göttinger Feſtreden, Berlin 1864. „Die Freundſchaft im Alterthume.“

Aber wie in dem groß gedachten pädagogischen und politischen Erfolg, so auch in ihrem Ursprung zeigt die Griechische Freundschaft einen weiten Abstand von dem, was sie uns noch sein kann und soll, und woraus uns die Blüthe derselben entkeimt. Selbst wenn ich von der Bedeutung des Wohlgefallens an leiblicher Schönheit und von den noch tieferen Schatten, welche sie auf dieselbe wirft, absehe, kann ich W. v. Humboldt nur beistimmen, daß man „das Phänomen der Verbindungen bei den Alten vorzüglich bei den Griechen oft zu unedel mit dem Namen der gewöhnlichen Liebe und immer unrichtig mit dem Namen der bloßen Freundschaft belegt hat."

Bei den Römern, welche auch hier, wie in den meisten idealen Schöpfungen der Originalität entbehren, erscheint, ihrem kriegerischen Sinne gemäß, welcher auch Bildung und Tugend gleichsam im Kampfe erringen läßt, die Freundschaft mit Vorliebe im Bilde der kriegerischen Kameradschaft und der Zeltgenossenschaft.

Für das Gemeinwohl und die nationale Entwickelung ist die als Sitte in weiten Kreisen verbreitete Freundschaft von hoher Bedeutung auch wenn sie sich ruhmlos der Erinnerung späterer Zeiten entzieht. Für die psychologische Betrachtung aber gewinnen die Freundespaare, denen Dichtung und Geschichte*) ein ewiges Gedächtniß gestiftet haben, ein besonderes

*) Und wenn alle Geschichte hier nicht ohne Beimischung der Dichtung sein mag: so ist glücklicherweise für die psychologische Erfahrung auch die Dichtung Geschichte; originale psychische Erscheinungen bereichern unsere Kenntniß des menschlichen Gemüths auf fast gleiche Art, ob sie von jener oder dieser uns zur Kenntniß gebracht werden.

Intereſſe; denn ſie gewähren uns einen Einblick in die Individualität hier der Quellen dort der Erfolge der Bündniſſe. So will ich denn auch nicht unterlaſſen einige der berühmteſten mit einem vergleichenden Blicke zu ſtreifen.

Zwei Kriegshelden im Feldlager, welche dieſen ihren Charakter keinen Augenblick verleugnen, ſind gewiß ein ſpröder Stoff, um das Bild der Freundſchaft an ihm anſchaulich zu machen; gleichwohl hat die homeriſche Dichtung in dem Verhältniß von Achill und Patroklos es mit den feinſten, anziehenden und einſchmeichelnden Linien ausgeführt. Von der ſtillen Anmuth zeltgenöſſiſchen Beiſammenlebens bis zur gewaltigen alle Selbſtheit vergeſſenden Hingebung an das racheheiſchende Andenken werden mit Kraft und mit Zartheit die Züge menſchlicher Innigkeit vor uns enthüllt, die weit abſtehen von der Alleinheit, Abſonderung, in getrennten Zwecken kampfbereiten Gegenſätzlichkeit alltäglichen Verhaltens anderer Menſchenkinder. Innerhalb der griechiſchen Volksſeele iſt es ein gewiß ſehr charakteriſtiſcher Zug, daß Achill gegen das Intereſſe der Geſammtheit, gegen die harten Leiden der ſchwerbedrohten Achäer in zornvollem Trotz ſein Herz verſchließt und ſeine Hilfe verſagt; aber den Tod des Freundes zu rächen hebt er ſich jäh empor, ſo wie auch Schmerz und Klage um ihn weitaus die mächtigſten Töne in dieſem Geſang der Freundſchaft anſchlägt. — Auch in die Quelle derſelben und ihr allmähliches Anwachſen läßt uns die Dichtung einige Blicke thun; aber unzudringlich wie immer läßt ſie auch hier einem Dritten in gelegentlicher Rede das Wort, um auf die Gleichheit im Adel der Geſinnung und in der Sehnſucht nach ruhmwürdigen Thaten, auf den gelinden Abſtand in Stellung, Geltung und Anwartſchaft auf Ruhm, und auf die Ausgleichung verſchiedener Vorzüge hinzudeuten, welche die Freundſchaft befeſtigt, während

die letzte geheimnißvolle Anziehung stillschweigend angenommen wird. Zum Patroklos sagt Nestor: (Ilias XI 785)

„Aber dich ermahnte Menötios, Aktors Erzeugter:
Lieber Sohn, an Geburt ist zwar erhabner Achilleus,
Aelter dafür bist du; doch ihm ward größere Stärke;
Aber du hilf ihm treulich mit Rath und kluger Erinnrung,
Und sei Lenker dem Freund'; er folgt dir gerne zum Guten."

Der Ausdruck der Liebe, welche den Achill beseelt, immer zart und stark, wird da am ergreifendsten, wo er den Verlust beklagt: . . . .

. . . nachdem mein theurer Patroklos
Mir hinsank, den ich werth vor allen Freunden geachtet,
Werth wie mein eigenes Haupt! . . .
Sein Herz floh Heiterkeit . . .
Stets gedacht' er des Freundes —
Ach du hast mir vordem, Unglücklicher, liebster der Freunde,
Selber so oft im Gezelte gebracht ein labendes Frühmahl . . .
. . . Und nun liegest du ein Erschlagener; aber das Herz mir
Will nicht Trank genießen noch Kost, von dem reichlichen Vorrath,
Schmachtend nach dir! Nie könnt' auch ein herberes Wehe mich treffen.
Nicht und wenn ich sogar des Vaters Ende vernähme . . . .
Oder den Tod des Sohnes . . . . .

Wie erschütternd ist dann noch die Schilderung am Anfang des 24. Gesangs, daß „die Sehnsucht nach dem verstorbenen Freunde auch von des Schlummers allgewaltiger Kraft nicht bezwungen wird," und er sich auf dem Lager schlaflos und in Thränen hierhin und dorthin wälzt. Der Schatten des Patroklos weilt am Lager des Genossen und fliegt im Kampfe seinem Wagen voran. Achill gelobt auch im Reiche dumpfer Vergeßlichkeit dem Freunde Treue zu halten, und zum Zeichen ungestörter Vereinigung wird die Asche der Freunde zusammen bestattet. „Dies ist kein erdichtetes Zeichen schwärmerischer Zärtlichkeit — bemerkt Curtius — sondern auch in der ge-

ſchichtlichen Zeit ſehen wir mehrfach, welchen Werth Freunde darauf legen, neben einander im Grabe zu ruhen."

Aber in dieſem Schmerze liegt nirgends eine ſchmelzende, löſende Kraft, ſondern nur geſchärft wird durch ihn der Stachel der Rache. Seine Liebe und ſein Schmerz verlieren ſich ins Uebermenſchliche, ſeine Rache nicht minder ins Unmenſchliche. Das Schleifen Hektors und das mit ſo viel Genugthuung gerühmte Todtenopfer der zwölf troiſchen Jünglinge wirkt auch mitten unter den rauhen Bildern der Ilias noch grauſig auf uns.*) Der Dichter läßt uns eben tief in das Herz der Zeiten und in die Seele des Achilles blicken; neben dem Zarteſten ſteht Hartes und Fremdes. Er weiſt den Troſt der Mutter zurück; er iſt untröſtlich über des Freundes Verluſt

> . . . . Er ſank! und die Waffen entzog ihm
> Hektor, der ihn erſchlug, ſo gewaltige, Wunder dem Anblick,
> Köſtliche; welche dem Peleus die ehrenden Götter geſchenkt.

In Oreſt und Pylades ſcheint dieſer ſeine Perſönlichkeit, die Selbſtändigkeit eines Lebenszweckes an den Freund aufzugeben, wegen der Beſonderheit, Größe und Gewalt des Schickſals, von welchem dieſer in Leiden und zu Thaten getroffen wird. Es mochte das dem dichtenden Volksgemüth wie eine Laſt erſcheinen, die Einer allein nicht zu tragen vermag, darum gibt der Andere, gleichſam freiwillig ſich in dasſelbe Schickſal verflechtend, ſich dem Freunde ganz hin; über die rathloſe Gottverlaſſenheit des Einen ſiegt die ideale Macht der freien Hingebung eines anderen Menſchen. Die Wogen des

*) Man vergleiche beſonders noch Il. 23, 222 ff. mit 23, 175 ff. um dort claſſiſche zarte Innigkeit und hier urmenſchliche Herbheit zuſammen zu ſehen.

Schickſals werden gebrochen an dem Felſen der Treue.*) Das iſt die erziehende Bedeutung einer ſolchen Freundſchaft, von der ich oben geſprochen. Im alltäglichen Weltlauf mit ſeiner Ichſucht als gemeiner Triebfeder findet Jeder zur behaglichen Fahrt im Gefährte des Glückes begehrliches Reiſegeleit; wer aus dem Wagen des Glückes geſtürzt iſt, wer das Leben als eine Laſt zu ſchleppen hat, iſt bald auf die einſame eigene Kraft beſchränkt. Schon das bloße Unglück, vollends aber das in Schuld verſtrickende Leid findet den Menſchen iſolirt; da erhebt ſich die Freundesliebe als eine Alles überwindende Macht, welche den Bann der Schuld, ja ſelbſt den Bann des Hades durchbricht, wie bei Theſeus und Pyrrhychius.**)

Bei Scipio und Laelius fehlt es wohl nicht an der Süßigkeit und Anmuth des freundſchaftlichen Verkehrs, an der Innigkeit der Geſellung und dem Reiz perſönlicher Hingebung, an der erleuchtenden und belebenden Kraft der Seelengemeinſchaft; dennoch erſcheint Alles als Urſache oder als Wirkung nur wie ein Gelegentliches; der Kern der römiſchen Freundſchaft, ihr Beginn und ihr Ziel, ihr Keim und ihre Krone erſcheint in der politiſchen Kameradſchaft, in der Pflege der virtus, jener ſpecifiſchen Optimatentugend, welche in der Gleichheit des Strebens und der Geſinnung der Freunde ihre Nahrung findet. Nach Plutarch hätten grade dieſe beiden ihre perſönliche Einsbildung derart in praktiſcher Politik bewährt, daß ſie ſich wie Dichter und Schauſpieler zu einander verhalten hätten; was Laelius gedacht, habe Scipio ausgeführt.

---

*) Minder gewaltig im tragiſchen Anlaß aber deſto mehr traurig iſt das Schickſal des verwandten deutſchen Freundepaares, Konradins des letzten Hohenſtaufen und Friedrichs von Baden.

**) Mit Worten Goethes will ich einen oft wiederholten Gedanken hier anfügen, der nur in ſo fern das eigentliche Ideal der Freundſchaft dennoch

Von Damon und Phyntias ist nicht die Art ihres Bündnisses sondern nur die Treue derselben überliefert; auch in der Dichtung hat Schiller nur die Treue gefeiert, ohne darauf hinzudeuten, daß auch die That, welche Anlaß werden sollte, jene zu erproben, ihnen gemeinsam war. Die Freundschaft steht nur im Hintergrunde; sie ist es zwar, welche den Einen zum Bürgen des Anderen bestellt; aber nicht sie wird gepriesen, sondern nur die Treue; genau genommen die Treue gegen das gegebene Wort, welches unter allen Fährlichkeiten des Lebens unverbrüchlich gehalten werden muß; der Treue auf der einen Seite entspricht der Glaube auf der anderen.*) Der Stern des deutschen Namens wird nicht erbleichen, so lange „Treu und Glauben" ein gemeinsames Band sind, welches die Herzen bindet, und „Ein Wort, Ein Mann" nicht nur ein Sprichwort, sondern ein wahr Wort für das germanische Gemüth bleibt, um durch die Treue gegen sich selbst als Quelle der Treue für einen einmal geäußerten Gedanken — den Menschen dem zufälligen Wechsel des Wollens zu entreißen.

Bei einem deutschen Paar von Gegenkönigen hat diese Treue, die Erfüllung des gegebenen Manneswortes ein edles

---

verfehlt, als er auf die Gefahren sich stützt, welche ihr immer wieder aus der Kleinheit und Enge der Menschen erwachsen.

„Nur den Armen, die wenig oder nichts besitzen — sagt er in „Wilh. Meisters Lehrjahren" — ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Sie können ihre Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Sie haben nichts als sich selbst. Dieses ganze Selbst müssen sie hingeben, und wenn es einigen Werth haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue! Sie gibt dem vorübergehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit; sie macht das Hauptkapital unsres Reichthums aus."

*) „Ihm konnte den muthigen Glauben" u. s. w. und „und glaube an Liebe und Treue."

Verhältniß herbeigeführt, nachdem sie vorher freilich das unschöne Gegenbild zu derjenigen Freundschaft gezeigt hatten, deren ich schließlich noch gedenken will. Denn, Jonathan und David sehr ungleich, waren Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oesterreich in einer Freundschaft aufgewachsen, welche durch den Kampf um die deutsche Königskrone zerrissen wird. Friedrich war dann drei Jahre schon der Gefangene seines ehemaligen Freundes gewesen; aus der Haft entlassen, um ein Bündniß mit seinen Verwandten zu stiften, mit dem Beding zurückzukehren, wenn es nicht zu Stande kommt, erfüllt er treulich sein gegebenes Wort. Die deutsche Treue — nicht die jugendliche Freundschaft — führt ihn in die Gefangenschaft zurück; aber sie stiftet zugleich ein neues, eben so edles wie festes Bündniß zwischen ihnen.

Nicht die Freundschaft, aber die Mannestreue ist ein Gegenstand sittlicher Forderung; aber wenn jene aus dieser hervorkeimt, dann wird sie alle sittlichen Vorzüge zur Folge haben.

Wenn Freundschaft darin ihr ethisches Wesen hat, daß sie die Menschen aus dem Banne getrennter Ichheit, aus den Banden der Selbstsucht erlöst, daß die Gemüther ihr eigenes Leben nicht als gesondertes sondern mit einander gemeinschaftlich führen, daß die Ziele und Zwecke des Daseins gemeinsam erstrebt, daß Freuden und Leiden, gute und böse Tage wie ein gemeinsames Schicksal erlebt werden: dann gibt es der Beispiele von berühmten Freundespaaren bei allen Völkern des Alterthums recht viele. Wenn aber der wahre Triumph der ethischen Freundschaft über die natürliche Ichheit darin besteht, daß die Freunde nicht nur ihre Interessen gemeinsam pflegen, sondern der Eine das Interesse des Anderen

allein und gegen das eigene ſucht, daß ein unter den Menſchen als Höchſtes geprieſenes Lebensgut dem Freunde, unter eigenem Verzicht, mit Eifer zugewendet wird: dann hat das ganze Alterthum nur ein einziges Beiſpiel von höchſter Freundſchaft, in der zwiſchen David und Jonathan.

Um der Freundſchaft willen verzichtet Jonathan auf die Königskrone, die ihm gebührt. Gegen den eigenen Vater, der ihm ſein Königthum erhalten will, nimmt er Partei für den Freund, für welchen er auch den Zorn ſeines Vaters demüthig zwar, aber ſtandhaft erträgt. Wie hart der Vater ihn anläßt: allezeit bekennt er ſich, des Freundes Unſchuld muthig behauptend, offen und kühn zu dem Bunde mit ihm, der ſeinen Verzicht auf den Thron bedeutet (I Sam. 20, 30 und ſonſt). Achill bleibt in ſeinem Stand und Beſitz, in ſeinem Ruhm und ſeiner Würde genau derſelbe, ob er dem Patroklos Freund iſt, oder nicht; keines von den Lebensgütern, welche die Gunſt des Geſchicks ihm zuwendet, wird ihm durch die Freundſchaft geſchmälert, welche dieſelben vielmehr um ein höchſtes und ſchönſtes vermehrt. Scipio und Laelius können das Behagen, die Ehre und den Werth des Lebens, ihre Stellung im Staate und ihre Leiſtung für denſelben einander nur durch ihre Freundſchaft erhöhen.

Jonathan aber verzichtet auf den Thron; ſein Freund ſoll König ſein, und er „der Zweite" im Reiche (I Sam. 23, 17). Grund genug, daß wir verſuchen, aus der bibliſchen Erzählung die Eigenheiten kennen zu lernen, welche dieſe einzige Freundſchaft kennzeichnen.

Jonathan iſt kein Schwächling und kein Weichling; bevor uns noch ſeine Begegnung mit David erzählt wird, erſcheint er bereits als ein junger Held; und das letzte, was wir von ihm hören, iſt der von ſeinem Freunde ſo ergreifend beſungene

Heldentod. Es ist sehr charakteristisch daß von ihm eine Heldenthat von jener Art berichtet ist, wie sie den besonderen Lieblingen und Lieblingspaaren der alten Welt zugeschrieben werden, weil sie Kraft und Klugheit, Muth und Besonnenheit in gleichem Maße erfordern; wie Odysseus mit Diomedes, wie Euryalus und Nisus, wie später David und Abischai, so schleicht auch Jonathan mit seinem Schildknappen nicht einmal nächtlicher Weile sondern am hellen Tage ins Lager des Feindes, um dort eine Niederlage anzurichten. *)

Ueber die erste Begegnung Davids mit Saul und Jonathan liegen zwei abweichende Berichte vor; nach dem einen geschah sie im Königshause, wohin David geholt wird, um den Trübsinn Sauls mit seinem Citherspiel zu besänftigen; nach dem anderen im Feldlager gegen die Philister, nachdem David den Goliath erschlagen. Hier ist der Beginn der Freundschaft mit Jonathan, für dessen Verständniß ich jenes anderen Berichtes gedenke, weil er eine Charakteristik Davids enthält.**) Als der gesuchte Spielmann wird von Leuten Sauls der Sohn des Isai empfohlen, weil er „kundig des Spielens, auch ein tapferer Held und Kriegsmann und verständig in Worten***) und schön und der Ewige ist mit ihm" (I Sam. 16, 18).

---

*) Es ist wohl ein feiner Zug im Vortrag dieser Geschichte, daß er Jonathan nicht, wie Odysseus oder Euryalus einen ebenbürtigen Freund einen „Mann von Namen" zum Genossen des Kampfes gibt; auch einzig mußte wohl eine Freundschaft sein, welche den höchsten Grad aufopfernder Innigkeit erreicht hat. Die volle und todesmuthige Hingebung des Schildknappen aber wird rühmend erwähnt (I Sam. Cap. 14 V. 7) während sein Name nicht genannt wird.

**) Diese mag es wohl auch gewesen sein, die den Redactor des Buches veranlaßt hat, den sonst disharmonirenden Bericht von dem Eintritt Davids in das Haus Sauls mit aufzunehmen.

***) Nicht „Sachen" wie Luther übersetzt.

Wenn alſo auch am Schluß des 17. Capitels nichts weiter erzählt wird als, daß David auf die Fragen Sauls ſeinen Namen genannt habe, ſo muß man eine längere Unterhaltung annehmen, welche das Herz Jonathans gerührt hat, um den Beginn des 18. Capitels zu verſtehen: „Und da er hatte ausgeredet mit Saul da knüpfte ſich die Seele Jonathans an die Seele Davids, und Jonathan liebte ihn wie ſeine Seele.“

Nicht nur, daß die Freundſchaft eine gegenſeitige wird, ſondern daß die Schließung derſelben auf einer bekannten und verbreiteten Sitte beruht, erſehen wir aus der Bezeichnung (18, 3) „ſie ſchloſſen Bund,“ welcher dann an einer anderen Stelle (20, 8) auch als „Gottesbund“ genannt wird.*) Bundſchließen iſt der geläufige Ausdruck auch für Verträge und Bündniſſe über irgend einen wichtigen Gegenſtand; hier fehlt ein ſolcher Gegenſtand; es iſt die allgemeine Zuſammenſchließung „da er ihn liebte wie ſeine Seele.“

Jonathan iſt's, der offenbar die Anziehungskraft viel ſtärker erfährt und empfindet; denn immer wieder hebt der Erzähler hervor, daß er Wohlgefallen an ſeinem Freunde hat (19, 1), daß er fortfährt, ihn zu beſchwören, „weil er ihn liebte, denn wie ſeine eigene Seele liebte er ihn.“ Kein Wunder! ein Mann wie der jugendliche Held David muß eine ganz überwältigend einzige Erſcheinung unter den Hebräern zu den Zeiten ſchlichter Art und Sitte unter

*) Auch manche von den Sprüchen Salomonis lehren die Sitte der Freundſchaft, die Pflichten und die Erfahrungen derſelben und preiſen den Werth des Freundes, „der feſter anhängt als ein Bruder“ (Spr. 18, 24). „Stetig iſt die Liebe des Freundes; in der Noth iſt er ein Bruder!“ (17, 17). (Vgl. dazu das Homeriſche: (Od. 8,585):

Denn fürwahr nicht geringer, als ſelbſt ein leiblicher Bruder,
Iſt ein treuer Freund, verſtändig und edler Geſinnung.

Samuel und Saul geweſen ſein. Schon der Verein von Zartheit und Stärke (17, 38), von Kraft und Schönheit im Gliederbau des Hirten, der mit dem Löwen und dem Bären ringt, der mit der Wucht und Gewandtheit ſeiner Schleuder den Goliath erlegt; vollends aber ihre Verbindung mit der —*) ſeltenen, die Gemüther lenkenden, auch heilenden Spielmannskunſt, die aus ſeinen „ſchönen Augen“ (16, 12) leuchtet, mochte damals einen räthſelhaften Zauber ausüben können. Wenn nun aber zugleich der künftige kluge, ſtarke, faſt immer ſiegreiche Held in einer Perſönlichkeit ſich angekündigt hat, die zugleich mit dem hoch gehaltenen Reiz geſchickter Rede, mit der bewunderten Kunſt der Dichtung, endlich aber auch den ſanften Sitten und dem feinen Sinne, mit der weichen und gewaltigen Gemüthskraft des lyriſchen Dichters geſchmückt war, des Pſalmendichters auf dem bereits „der Geiſt Gottes ruhte“: ſo begreift man daß die königliche Seele Jonathans, der ſo feſt und ſo treu und innig, ſo grade, ſtandhaft und heldenmüthig zu ſeinem Volke, ſeinem Vater und ſeinem Freunde ſteht, von einem ſolchen Jüngling aufs Tiefſte ergriffen wurde, daß er in ihm das vielleicht erſehnte aber kaum geahnte Ideal eines Mannes erblickte, dem er ſich von Herzen ganz zu eigen gab und „den er mit ſich in den Gottesbund gebracht“ (20, 8).**) Freilich daß er, der Erbe des Thrones ſich in der Hingebung an dieſen dazu aufſchwingt, ihn als den künftigen König anzuerkennen, für ſeines Lebens Sicherheit mehr als für die eigene zu ſorgen, dafür gibt es keine Erklärung ſondern nur Bewunderung. Denn in keinem von allen Büchern der Geſchichte oder der Dichtung der

*) Ueberhaupt wohl noch ſelten; denn man ſoll einen „ſuchen“ (16, 16).

**) Schön iſt das italieniſche Sprichwort: „Wo zwei Freunde ſich begegnen, da iſt Gott als Dritter im Bunde.“

Menſchheit findet man ihres gleichen. Auf Seiten Davids bleibt es nur bemerkenswerth, daß er bei aller Innigkeit des Verkehrs, und bei aller freundſchaftlichen Offenheit und Grabheit, mit welcher er den höchſten Dienſt der Fürſorge vom Freunde fordert, dennoch in der Form ſeines Auftretens allezeit den Königsſohn als ſolchen ehrt (z. B. 20, 41 und ſonſt). Von der entſprechenden Tiefe ſeiner Empfindung erzählt uns freilich nur die eine Stelle, wo das in ihm gleiche Maß der Freundſchaft zugleich von Dankbarkeit voll wird und überfließt (20, 41), und der Schluß des Geſanges auf den Heldentod Jonathans, mit welchem die Geſchichte dieſes unvergleichlichen Seelenbundes ihr Ende erreicht: „Weh' iſt mir um dich, mein Bruder Jonathan; ſehr wonnig biſt du mir geweſen und ſonderlicher war mir deine Liebe, als Frauenliebe iſt“ (II 1, 26).

Wenn auch die Idee der Freundſchaft eine an ſich gleichbleibende iſt, welche nur in den mannigfachen Formen zur Erſcheinung und zur Entwickelung kommt — ganz ebenſo wie etwa die Idee des Rechts oder der Wahrheit — wenn alſo auch die Keime zu ſpäteren Manifeſtationen in früheren Erlebniſſen angetroffen werden: ſo nimmt doch das Weſen der Freundſchaft als Verwirklichung ihrer Idee in den modernen Zeiten einen anderen Charakter an. Dieſer tritt klarer hervor und ſcheidet ſich deutlicher von den anderen Arten der Verbindung unter den Menſchen, von den anderen Arten der Gefühle, von den übrigen ethiſchen Motiven und Erfolgen. An der Hand der hiſtoriſchen Beiſpiele aus moderner Zeit haben wir alſo jetzt das eigenartige Weſen derſelben darzuſtellen.

Beim Vergleich mit faſt allen Beiſpielen aus der antiken Welt zeigt ſich ſogleich eine allgemeine unterſcheidende That-

ſache. Es iſt doch nicht zufällig, daß die neuere Geſchichte uns kein Beiſpiel berühmt gewordener Freundſchaft unter Männern des praktiſchen Lebens, unter Helden und Staatsmännern nennt, daß vielmehr alle — dem Kreiſe der Denker und Dichter, der Welt der künſtleriſchen und litterariſchen Thätigkeit angehören. Dies hat ſeinen Grund wohl darin, daß das Weſen der Freundſchaft ſelbſt ſich ändert; aber nicht darin allein, ſondern ihre Beziehung zum praktiſchen Leben ändert ſich ebenfalls und zwar am meiſten deshalb, weil das Verhältniß der Perſönlichkeit zu den praktiſchen Berufsarten in Folge der Organiſation derſelben ein anderes geworden.

Wie groß auch der Einfluß der individuellen Fähigkeit und der perſönlichen Geſinnung für alle praktiſchen Leiſtungen auch heute noch ſein mag: die Macht der objectiven Thatſachen und der herrſchenden Einrichtungen iſt ſo groß, daß die perſönlichen Beziehungen der Menſchen darin ganz zurücktreten. Die Sache iſt's, die öffentliche Aufgabe, die hiſtoriſche Inſtitution, welche den Fürſten, den Staatsmann, den Feldherrn in ſeinen Geſinnungen und Handlungen leitet, während die rein perſönliche Lebensgeſtaltung weit zurücktritt, wie ein Zufälliges und Gleichgiltiges ſich dazu verhält. Wenn ein Achilles, mit ſeiner Seele voll inniger und glühender Freundſchaft, General in der deutſchen Armee iſt, dann hat er ſeinen Dienſt zu thun und ſoweit er deren fähig iſt, ſeine Heldenthat zu vollbringen, nach dem höheren Commando, oder wenn er das höchſte Commando inne hat, nach der politiſchen Forderung des Krieges, gleichviel ob er einen Patroklos gefunden und verloren oder nicht. Vom Unterſten bis zum Höchſten hinauf heißt es, wie im ſchönen Liede: „Kann Dir die Hand nicht geben, Derweil ich eben lad', Bleib Du im ewigen Leben, Mein guter Kamerad." Die Sache herrſcht; die per-

ſönliche Beziehung zieht ſich in das Innere des Gemüths, in die ſtille Kammer des Privatlebens zurück.

Daher alſo kommt es, daß wir ruhmgekrönte Freundſchaften faſt ebenſo zahlreich wie bei den Alten antreffen, aber nur unter Denkern, Dichtern, religiöſen Kämpfern, deren Berufsarbeit mit dem Innerſten der Perſönlichkeit aufs Engſte und Tiefſte verwachſen iſt. Aber auch bei dieſen noch werden wir durchaus nicht immer und nicht in der gleichen Art, wie in der alten Welt, die Berufsthätigkeit mit der Freundſchaft verflochten finden; dieſe iſt vielmehr in hervorragender Weiſe (wie in den meiſten Fällen) eine rein perſönliche Angelegenheit.

Dies nun hängt wiederum mit einem anderen tiefgreifenden Unterſchied der modernen von der antiken Welt zuſammen.

Die Freundſchaft iſt, wie wir geſehen haben, bei den Alten eine Sitte, welche der Einzelne zu erfüllen hat, eine Pflicht, die ihm obliegt, und wenn ſie, wie bei den Römern, nicht mehr allgemeine Sitte iſt, dann iſt ſie doch ein Kennzeichen, ein Erfolg wie eine Quelle der Tugend; aus praktiſchen Zwecken wird ſie immer geſucht; ſie bildet eine patriotiſche Kameradſchaft; ſie iſt alſo ein Theil, und zwar ein weſentlicher, alle übrigen Theile bedingender des menſchlichen und des bürgerlichen Berufs. Für uns aber iſt ſie ein natürliches Ereigniß, zwar von ethiſchen Folgen, aber nicht als Pflicht und nicht aus praktiſcher Abſicht, iſt ſie ein Erlebniß und ein Ergebniß der Perſönlichkeit. Dies nun entſpricht dem weiteren Unterſchiede, daß der antiken Welt die reine Ausbildung der Perſönlichkeit um ihrer ſelbſt willen, ohne Rückſicht auf den objectiven Inhalt und die ſachliche Leiſtung derſelben fremd iſt. Das Intereſſe an der bloßen individuellen Geſtaltung des inneren Menſchen tritt durchaus zurück hinter, oder vielmehr iſt überall verflochten mit dem

Intereſſe an der productiven oder praktiſchen Bethätigung der Perſon und an der objectiven und ſachlichen Leiſtung derſelben. Selbſt von dem Sokratiſchen Bildungsſtreben wird man dies noch behaupten dürfen, wie ſtark auch der rein theoretiſche Anſtrich desſelben iſt. Zwar will er überall und über Alles lernen und lehren; aber nicht um aus dem Leben das Wiſſen zu ſchöpfen, ſondern um das Leben mit dem Wiſſen zu beleuchten und zu befruchten. Wiſſen iſt ihm eine Tugend, weil die Tugend ſelbſt ein Wiſſen und mit ihm und allein mit ihm gegeben iſt. Nur bei den Stoikern etwa, welche ſo manchen Zug der modernen Geiſtesrichtung vorbereitet haben, finden ſich Anſätze zu dieſem auf die reine Entwickelung der Perſönlichkeit gerichteten Intereſſe.*) Die Intelligenz, die Geſinnung, die äſthetiſche Anſchauung, ja ſelbſt die ſchöpferiſche Kraft auf allen dieſen Gebieten zur Entwickelung zu bringen, nicht damit ſie ſich bewähren und in der realen Welt geltend machen, ſondern einzig und allein weil dadurch und darin eine erhöhte, veredelte, individualiſirte Geſtalt der Perſönlichkeit hervorgeht, welche über alle Zwecke, denen ſie ſich hingeben mag, hinaus ſich ſelbſt der höchſte Zweck — oder neben anderen der höchſten einer — iſt, dies iſt ein moderner Gedanke.

*) Noch etwas weiter zurück von der claſſiſchen Epoche der Griechen und wir finden, daß dasjenige, was uns als das Weſentliche, ja als der Beginn und die Bedingung aller wahren Entwickelung der Perſönlichkeit gilt, nämlich die theoretiſche Ausbildung des Menſchen, Neigung und Fähigkeit die Dinge in der Welt, natürliche und geiſtige, göttliche und menſchliche, zu erkennen, die Wahrheit der Gedanken, welche wir darüber haben, nur um der Wahrheit willen ſyſtematiſch zu prüfen — noch gar nicht vorhanden iſt. Bei Homer und in der Bibel finden wir noch nirgends daß das Wiſſen eine Aufgabe, ein Ziel des Menſchen ſei. Trotz tiefgehender und hochſtrebender Gedankenentwickelung, die ſich auf ethiſche und religiöſe Dinge tief einläßt, iſt es jenen Zeiten doch durchaus fremd, daß irgend Jemand etwas wiſſen will, nur um es zu wiſſen; Wahrheit wird nur im praktiſchen, nützlichen, ethiſchen oder religiöſen Dienſt geſucht.

Dieſem nun entſpricht es, daß die Freundſchaft in neuerer Zeit im innerſten Grunde in der Zuſammenſchließung der Perſonen, in der Aneignung und Hingebung derſelben an einander beſteht; daß deshalb auch Art, Natur, Weſen, Richtung und Charakter der Perſönlichkeiten den eigentlichen Grund für die Anziehung derſelben ausmachen. Vieles Andere, ſachliches Zuſammenwirken, Gleichheit der Beſtrebungen, wirkſame Hilfleiſtung, geſelliges Behagen, genußreiche Zeiterfüllung, gemeinſchaftliche Ehre und ehrende Gemeinſchaft mag ſich als Anlaß, Urſache oder Gewinn der Freundſchaft an ſie anſchließen: alles dies kann ſich ereignen, ohne daß Freundſchaft daraus wird oder daß es der Freundſchaft dazu bedarf; dieſe ſelbſt hat neben und außer allem Anderen, was ſie begleiten mag, ihren wahren Sinn nur in dem reinen Ergreifen der Seelen, in der Verbindung der Gemüther zu dem Gefühle einer Einheit. Dies aber ſchließt nicht aus, daß dieſes von der Perſönlichkeit ausgehende und auf die Perſönlichkeit gerichtete Band, ganz abgeſehen von jenen Anläſſen, Beimiſchungen und Erfolgen, auch an ſich ſelbſt noch einen verſchiedenen pſychologiſchen Sinn haben kann.

Gemäß den drei verſchiedenen Grundintereſſen, welche allen Reiz und Gehalt und Werth des Lebens in ſich ſchließen, kann auch die Perſönlichkeit ſelbſt und der Grund ihrer Zuſammenſchließung mit einer anderen ſich entweder auf die Thätigkeit beziehen, welche ſie vollbringt, oder auf den objectiven, realen oder idealen Zweck, welchem die Thätigkeit gilt, oder endlich auf die Ichheit, auf das Subject ſelbſt, welches (neben dem Zweck ſeiner Thätigkeit und ſeiner Thätigkeit für Zwecke —) in ſeiner Bildung und Geſtaltung, in ſeiner Erfüllung, Erhöhung und Geltung, aber auch in ſeiner Hingebung und Aufopferung ein ſelbſtändiges Ziel ſeines Ringens findet.

Aber auch dann, dies muß, um das Weſen der Freundſchaft rein und feſt zu faſſen, immer wieder hervorgehoben werden, — auch dann, wenn eine gleichartige oder gemeinſchaftliche oder harmoniſch ſich verbindende Thätigkeit zwei Freunde vereinigt, oder wenn die gleichen Zwecke, die gleichen Güter des Lebens, die gleichen Schöpfungen und Inſtitutionen ihnen am Herzen liegen, wenn ſie für die Kunſt, für Wiſſenſchaft, für Vaterland oder Religion auf gleiche Weiſe erglühen: Freunde ſind ſie nur deshalb, weil ihre Perſönlichkeiten ſich darin offenbaren und ſich anziehen; nicht die beiderſeitigen Zweckbeſtimmungen und nicht die Kräftemaſſen, ſondern die Ichheiten verbinden ſich mit einander, die an jenen nur ihre Lebensäußerung haben, indeß die Freundſchaft den inneren Kern ihres Daſeins, ihre individuelle Weſenheit ergreift.

Daß ſie im Stande iſt alle anderen Zwecke des Lebens zu überragen, alle anderen Gefühle an Innigkeit, alle anderen Beſtrebungen an Energie, alle anderen Erfolge an Beſeligung zu übertreffen, dies zeigt uns das am Anfange der neuen Zeit leuchtende Verhältniß zwiſchen Montaigne und ſeinem Freunde La Boetie.

„Die Meinungen, welche das Alterthum uns über dieſen Gegenſtand hinterlaſſen hat, kommen mir, gegen die Gefühle, die ich davon habe, als ſeicht und flach vor; in dieſem Punkte übertreffen die Thatſachen die Lehren der Philoſophie ſelbſt," ſagt Montaigne, obgleich er alles Tiefſte und Edelſte, was die Alten zum Preiſe der Freundſchaft geſagt haben, auf denſelben Blättern verzeichnet hatte.*) Was dieſes Gefühl in

*) Auch die berühmte und am häufigſten citirte Stelle des Lälius; es iſt eben ſo intereſſant wie in hohem Maße charakteriſtiſch, daß Otto Ludwig

ſeinem ſo erleuchteten und bewegten und mit einem außerordentlichen Reichthum innerer Erfahrung veredelten Gemüthe bedeutet hat, ſpricht ſich in den rührenden Worten aus: „Denn in Wahrheit wenn ich das Uebrige meines Lebens, das ich zwar durch die Gnade Gottes ganz gemächlich und bequemlich, . . . frei von drückendem Kummer, mit ganz ruhigem Gemüthe hingebracht habe, indem ich das, was mir der Himmel beſcheerte, mit Dankſagung genoß und nicht mehr Ueberfluß begehrte: wenn ich es ganz durchgängig, ſage ich, vergleiche mit den vier Jahren, da mir's ſo gut ward, des ſüßen Umgangs mit dieſem Manne zu genießen: ſo iſt's ein bloßer Rauch, nichts weiter als eine dunkle freudenleere Nacht. — Seit dem Tage, da ich ihn verlor, ſchleich' ich hinwelkend umher, und die Freuden ſelbſt, die ſich mir darbieten, anſtatt mich aufzuheitern, verdoppeln meinen Schmerz über ſeinen Verluſt. Wir gingen beſtändig zur Hälfte; mich dünkt ich raube ihm jetzt ſeinen Antheil . . . Mich däucht ich ſei nur noch halb. Bei jeder Handlung, bei jedem Gedanken finde ich Gelegenheit zu dieſer Klage, ſo wie er gethan haben würde, wenn er mich überlebt hätte; denn ſo wie er mich in jeder anderen Wiſſenſchaft und Tugend unendlich weit über-

---

ſie in ſeinen Heften „wiederholt verzeichnet" hat (Moritz Heydrich, Nachgelaſſene Schriften von O. L. S. 109). Hier iſt ſie:

„Nicht Schwäche und Bedürfniß macht die Freundſchaft, ſonſt wäre völliger Mangel an Selbſtvertrauen der zur Freundſchaft tauglichſte Charakter. Das iſt aber nicht wahr. Je größer das Kraftgefühl, je vollkommener die Tugend und Weisheit, die durchaus unabhängig macht, und ihr Glück von Niemand als von ſich ſelbſt erwartet, deſto ausgezeichneter wird das Verlangen nach Freundſchaft und ihr Gedeihen. Hätte etwa Africanus meiner bedurft? Gewiß nicht. Auch ich brauchte ihn nicht. Aber ich liebte ihn aus Hochachtung ſeiner Tugend, und weil er vielleicht etwas Entſprechendes in meinem Charakter zu finden glaubte. Im Umgange wuchs die Liebe. Daraus iſt uns nun freilich vielfacher und großer Gewinn zu Theil geworden, aber der Grund unſerer Zuneigung lag nicht in ſolcher Erwartung."

traf, ſo that er's auch in der Pflicht der Freundſchaft." Wie gewaltig und eigenartig die Tiefe dieſer Erfahrung in Montaigne geweſen iſt, das ſehen wir aus ihrer Fruchtbarkeit; ſeine Abhandlung iſt ein Schatz von aufgereihten Perlen edelſter Gedanken. Ich habe oben bei anderer Gelegenheit die eindringende Kraft der Beobachtung, die pſychologiſche Bohr- und Scheidekunſt hervorgehoben, welche ihn auszeichnet, während er die Wahrheit oft in den ſchlichteſten Worten und Wendungen ausſpricht. So beſchreibt er den Zuſtand der Freundſchaft ſelbſt: „Nichts war uns ſo nahe, als wir uns Einer dem Andern," und jenen charakteriſtiſchen Erfolg jeder wahren Freundſchaft, daß ſie, aus der freien Beziehung der Seelen geboren, dennoch hinterher die Zufälligkeit ihres Anfangs undenkbar und unbegreiflich findet, den Zuſtand der Iſolirung vor ihrem Beginn kaum in der Erinnerung faſſen kann, drückt er mit der Bemerkung aus, daß aus den Freunden ein ſo Zuſammengeſetztes wird, „daß auch die Spur der Naht davon verſchwindet, welche ſie an einander geheftet hat." Nur den einen Gedanken will ich noch hinzufügen, der am meiſten zur Charakteriſtik dieſer Art von Freundſchaft dient, welche nämlich von jedem Zweck, jedem Inhalt, jeder Abſicht außer der Exiſtenz der befreundeten Seelen und ihrer Zuſammenſchließung entfernt iſt, daher auch Nichts von Pflichten und Erweiſungen auf der einen oder Dank und Lohn auf der anderen Seite wiſſen will. „In dieſer noblen Freundſchaft verdienen die Dienſte und Wohlthaten, welche die anderen Freundſchaften ſtärken und nähren, kaum daß man ihrer erwähne, und daran iſt die äußerſte Vermiſchung unſeres Willens ſchuld; denn wie die Freundſchaft zu mir ſelbſt nicht wächſt durch die Hilfe die ich mir ſelbſt leiſte, und wie ich mir ſelbſt keinen Dank für den Dienſt weiß, den ich mir ſelber leiſte: eben ſo

vernichtet die Vereinigung ſolcher Freunde, wenn ſie wahrhaft vollkommen iſt, das Gefühl der Pflichten und haßt und verbannt ſie, und mit ihnen die Worte, welche Gedanken der Trennung und Verſchiedenheit in ſich bergen, als da iſt: Wohlthaten, Verbindlichkeit, Erkenntlichkeit, Bitte, Dank und dergl. mehr. Da Alles unter ihnen gemeinſchaftlich iſt, Wille, Neigung, Urtheil, Güter, Frauen, Kinder, Ehre und Leben und ihre Gemeinſamkeit nach der treffenden Definition des Ariſtoteles als Eine Seele in zwei Körpern ſich darſtellt, ſo können ſie einander weder Etwas leihen noch ſchenken." „Wenn in der Freundſchaft, von der ich rede, überhaupt Einer dem Anderen Etwas ſchenken könnte: dann würde der Empfänger der Wohlthat vielmehr den Geber verpflichten." —

Weſentlich verſchieden in ihrer Art iſt dagegen eine ſolche Freundſchaft, wie die des Dichterpaares Beaumont und Fletcher, der Zeitgenoſſen und damals faſt vorgezogenen Rivalen Shakeſpears. Gleichviel ob ſie in dem gemeinſamen Zweck der dramatiſchen Dichtung ihren Urſprung gefunden, jedenfalls zeigt ſich ihr Erfolg in einer ſo großen Angleichung und Einſtimmung ihrer dichtenden Seelen, daß man in den Stücken, welche ſie zuſammen verfaßt haben, die Spuren geiſtigen Eigenthums eines Jeden von ihnen nicht entdecken kann, obgleich man an den von ihnen hinterlaſſenen Stücken, welche der einzelne gedichtet hat, einen genügenden Prüfſtein der Unterſcheidung beſitzt. Gewiß aber konnte nur die höchſte perſönliche Anziehung zugleich eine ſo harmoniſche Einſtimmung in den Proceß der ſchöpferiſchen Thätigkeit bringen. — Daß auch umgekehrt aus der Tiefe gegenſeitigen Verſtändniſſes, aus der Harmonie mit einander ſich verbindender Thätigkeit eine perſönliche Anziehung erwachſen kann, welche das thatſächliche Zuſammenwirken weit überdauert

und übertrifft, beweist uns ein anderes durch ihre Freundschaft nicht am wenigsten berühmt gewordenes Paar. Wie im bildlichen Sinne Lälius und Scipio als Dichter und Schauspieler, so sind im eigentlichen Sinne Metastasio und Farinelli als Dichter und Sänger verbunden. Zwischen diesen hatte der Componist gleichsam den Mittler gemacht; aber Metastasio fand sich von der in den Sinn seiner Dichtungen so tief eindringenden oder denselben so hell beleuchtenden Kunst des Gesanges so heftig angezogen, daß aus dieser sachlichen Begegnung eine wahrhaft poetische oder musikalische Harmonie der Seelen entstanden ist. Man gewinnt einen erklärenden Einblick in dies reizvoll anmuthende Verhältniß, wenn man hört daß beide gleich ausgezeichnet durch weltgewinnende Anmuth waren. Farinelli hatte es durch dieselbe in Madrid vom Sänger bis zum Minister gebracht. So groß war ihre Uebereinstimmung in Denk- und Gefühlsweise, daß sie sich Zwillinge nannten, um damit die Art und den Grund ihrer Freundschaft zu bezeichnen; aber so tief war diese ihnen ins Herz gedrungen, daß sie später vierzig lange Jahre räumlich von einander getrennt, jenen Namen mit all der Zärtlichkeit, die er andeutet, lebendig erhalten haben. —

Die Gleichheit der Gesinnungen führt dann zu einer eigenartigen Festigkeit des Verhältnisses zwischen zwei Freunden, wenn einer von beiden jenen Gesinnungen in geistigen Werken ergreifenden Ausdruck gegeben hat; wenn dann die unvergleichliche Tiefe des Verständnisses derselben bei dem Schöpfer der Werke hohe Freude, bei dem Anderen aber innige Verehrung erzeugt, dann wird die ursprüngliche Zuneigung durch die Flamme gezollter und empfangener Bewunderung zu glühender Freundschaft erhitzt. So war der Bund zwischen Johnson und Boswell, so zwischen Jean Paul und mehreren, be-

ſonders Emanuel (Osmund); auch zwiſchen Schiller und Körner und manchen Anderen. —

Die Gluth ſolcher Freundſchaft wird vielleicht nicht wärmer, aber ihr Glanz wird heller und erleuchtender, wenn bei gleichem Adel der Geſinnung und des Strebens zwei weſentlich verſchiedene Charaktere ſich mit ihrer Zuneigung treffen, und wenn vollends beide ſchöpferiſchen Geiſtes ſind, beide auf ein gemeinſames Ziel gerichtet, aber verſchieden an Kraft und an Art und Kunſt des Schaffens. Da iſt Jeder des Anderen Schüler und Lehrer zugleich; Jeder von herzlicher Anerkennung oder Bewunderung erfüllt; Jeder von des Anderen Streben und Wirken, Schaffen und Leiſten, oder von des Anderen Handlung und Geſinnung mehr als von dem Eigenen befriedigt, beide aber von gegenſeitigem innigſtem Verſtändniß beſeligt. Was der Denker, der Dichter, der Schriftſteller ſoll und was er vermag, das erfährt er an ſeinem Freunde, ihnen ſelber zum belebenden Glück, Anderen zum leuchtenden Vorbild. Eines Gedankens Ziel wird ja nicht im einſamen Denker, ſondern in den Anderen erreicht, welche ihn aufnehmend weiter denken. Bei ſolchen Freunden aber wird, was in dem einen geiſtig erblüht, im anderen zur Frucht gereift.

Gedanken empfangen und hegen iſt Beginn und Bedingung aller menſchlichen Cultur; Gedanken ſchaffen und geben ihre höchſte Leiſtung. Darum iſt ſolche Freundſchaft Urbild und Vorbild des menſchlichen Verkehrs.

Alſo was es heißt Menſch zu ſein im höchſten Sinne und nach dem Höchſten zu trachten; wie die einzelnen Geiſter einander das Höchſte ſein können, weil ſie aus dem Geiſte der Menſchheit heraus und zu ihm hin einander halten und

hegen, tragen und ſtützen, führen und lenken: das erleben ſie Alles durch ihre innere Gemeinſchaft.

Von ſolcher Art war die Freundſchaft zwiſchen Leſſing und Mendelsſohn. —

Aber noch ein anderes, weitaus glänzenderes Bündniß zweier ſeiner edelſten Männer ſollte die deutſche Nation erleben.

Schiller und Goethe werden am meiſten durch ihre Freundſchaft (nach dem treffenden Ausdruck Herm. Grimms) zu einem „Collectivbegriff" in der deutſchen Geſchichte. Weithin leuchtet dieſes Beiſpiel in die Geſchichte nicht nur der deutſchen Nation, ſondern der Menſchheit; denn ſie ſtellen den in jedem Sinne des Wortes claſſiſchen Begriff der Freundſchaft in neueren Zeiten dar, weil in ihr nicht nur das anziehendſte Bild perſönlicher Hingebung zur Erſcheinung kommt, ſondern auch die folgenreichſte Verbindung der Geiſter zu ihrer eigenen Entwickelung, welche zugleich eine neue Stufe der Entwickelung des Nationalgeiſtes bedeutet. Wenn Freundſchaft entweder in der Aneignung der Perſonen oder in ihrer Vereinigung der ſchaffenden Kräfte durch die gemeinſame Löſung der Aufgaben, denen ſie gewidmet ſind, ihre Vollkommenheit findet, dann ſehen wir hier beides gleichſchwebend auf der Höhe und es iſt nach den eigenen Ausſprüchen beider Männer ungewiß, ob der beiderſeitige Gewinn und Genuß gegenſeitiger Hingebung oder der in ihren Werken und ihrem Wirken auf die Nation ſichtbare Erfolg größer geweſen iſt. Oben iſt der Zuſammenhang hervorgehoben, in welchen die neuere Zeit das Weſen der Freundſchaft mit dem erſtrebten Ziel innerer Durchbildung und Ausgeſtaltung der individuellen Perſönlichkeit geſtellt hat; Goethe und Schiller waren zwei reife Männer, als ſie ſich nahe traten; aber dennoch oder gerade deshalb hatten ſie den größten Einfluß auf die innere Vollendung der Perſönlichkeit

beider, denn sie waren von Haus aus grundverschiedene Naturen und in ihrem Schauen und Schaffen, in ihrem Denken und Wollen vertraten sie zwei durch das Ganze menschheitlicher Entwickelungsthat und Gestaltungskraft hindurchgehende verschiedene Geistesrichtungen. Jede von beiden wurde durch die vollkommene Vertretung und die kritische Leuchtkraft der anderen in die hellste Beleuchtung gerückt, jede zugleich von den hohen, keimtreibenden Wärmegraden gegenseitig umspielt. „In dieser Freundschaft, sagt Goethe selbst, ist der große Bund geschlossen zwischen Subject und Object, zwischen Natur und Freiheit" und Schiller secundirte in seiner Weise, daß „die Speculation und die Intuition sich mit einander verbunden hätten", und daß der Weg zwischen Erfahrung und Anschauung an dem einen und Geist und Gesetz an dem anderen Ende in beiden Richtungen zurückgelegt werde. So empfanden „sie, zwischen denen die höchsten Gedanken ausgetauscht wurden, tief die welthistorische Bedeutung ihres Zusammengehens" (Grimm). Goethes geniale Eigenthümlichkeit gibt sich nicht am wenigsten darin kund, daß er in jedem Grade fähig und allezeit geneigt ist, alle und jede Art von Verbindung mit Personen und Dingen einzugehen, dann die ganze Stufenleiter der Innigkeit, in welcher sie möglich ist, hinauf- aber auch wieder hinabzusteigen; an dem einen Ausspruch schon, „jede Sache, in welche der Mensch sein Interesse lege, sei ein Unendliches" ist es erkennbar, wie er jeder Sache und jeder Seele nach ihrer Eigenart eine grenzenlose Hingebung widmen konnte; aber aus jeder Hingebung jeglicher Art nimmt er sich wieder in sich selbst zurück. Treu darin und dadurch vor und nach allem gegen sich selbst, empfindet er deshalb keinen Widerspruch gegen die Treue, wenn er im Anziehen und Fallenlassen, im Angezogensein und Losgebundensein eine

ſouveräne Meiſterſchaft übt. — Die Welt iſt reich an Erfahrungen, daß das Genie, welches eine vorzügliche Attractionskraft übt, dagegen eine überwiegende Repulſionskraft ſpielen läßt, welche auch den Anderen allmählich ſich mittheilt. Schopenhauer, der die Einſamkeit des Genies auf ſeiner Höhe preiſt und aus ſeinen Vorzügen erklärt, citirt den Ausſpruch Chamforts: „Es gibt wenig Fehler, welche einen Mann ſo ſehr hindern, viele Freunde zu haben, als es große Eigenſchaften zu thun vermögen.“ Die Verbindung aber zwiſchen Goethe und Schiller, ſpät, doch ſpät „mit um ſo größerem Gewinne, wie Schiller ihm ſchreibt, geſchloſſen, da die letzten Gefährten auf einer langen Reiſe ſich immer am meiſten zu ſagen haben“, — hatte ihren beſten Grund gerade darin, daß es zwei Große waren, die ſich fanden; der Eine thatendurſtig und der Andere ſchaffensfroh;*) und dieſes Verhältniß war, und wäre bei längeren Jahren gewiß nicht minder geblieben, von einer nicht nachlaſſenden Innigkeit, weil es „die Möglichkeit unendlichen Wachsthums in ſich trug. Ihre Naturen waren ſo grundverſchieden, daß niemals der Moment kommen konnte, wo Einer im Andern aufging.“ (Grimm). In jedem von beiden war das deutlich erlebte und ſo oft und ſo energiſch ausgeſprochene Bewußtſein, daß das eigene Ich durch das andere von Grund aus erweitert und principiell ergänzt wird. „Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre (ſchreibt Schiller, 21. Juli 97, alſo noch nach Jahren jenes innigſten Verkehrs, der um 94 begonnen hatte), und es freut mich, wenn ich für das Viele, was Sie mir geben, Sie und Ihren inneren Reichthum in Bewegung ſetzen kann. Ein ſolches auf gegenſeitige Per-

*) Damit kann man, glaube ich, ihren Unterſchied im Verhalten zur Wirkſamkeit der Litteratur im Weſentlichen bezeichnen.

fectibilität gebautes Verhältniß muß immer frisch und lebendig bleiben, und gerade desto mehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmonischer es wird und je mehr die Entgegensetzung sich verliert, welche bei so vielen anderen allein die Einförmigkeit verhindert."

Die Signatur dieser Freundschaft war nicht das Aristotelische „zwei Körper und eine Seele", sondern — in jedem Körper zwei Seelen: zwei Seelen, die einander beleben und stärken, die einander leuchten, einander stacheln und reizen, aber über Alles einander rühren und erquicken. Mit Recht konnte deshalb Wilh. v. Humboldt von dieser Freundschaft sagen: „Ein vorher nicht gesehenes Vorbild ist damit gegeben und es hat den deutschen Namen verherrlicht." —

Und doch mit Recht nur in Bezug auf die Verherrlichung des deutschen Namens; mit Unrecht aber nennt er „ein vorher nicht gesehenes Vorbild" ein Bündniß, dessen Urbild im deutschen Volke fast drei Jahrhunderte vorher gegeben war und welches noch viel gewaltiger und folgenreicher für die Entwickelung der deutschen Volksseele gewesen ist. Muß ich es denn sagen, daß ich die Freundschaft zwischen Luther und Melanchthon meine? Humboldt konnte so nur sprechen, weil bei ihm wie in der Seele nicht nur der Gebildeten, sondern auch der Gelehrten die Art und Frucht jenes Seelenbundes meist vergessen ist, welchem das deutsche Volk — und nicht dieses allein — zunächst den Ausbau der Reformation der Kirche verdankte, dann aber die weiter greifende und das tiefer gelegte Fundament bildende, auch den Katholischen zu Gute kommende Reformation der Schule und der Wissenschaft.

Vielleicht daß dieses Vergessen ein wenig durch die zeitweiligen Trübungen jener Freundschaft verschuldet ist, welche aus dem zur Unduldsamkeit gegen jede Abweichung geneigten

Eifer des späteren Luther hervorgegangen sind. Bleibend aber ist sie niemals getrübt gewesen; und man wird, meine ich, nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß sie, gerade sie, diese Freundschaft, die so tief eingelebt war in diese hochgemuthete Seele Luthers, am meisten dazu beigetragen hat, ihn auf dem Wege der Gerechtigkeit, der Seelengröße und der Geistesfreiheit zu erhalten.*) Vergessen sollten nur diese leichten und flüchtigen Schatten, allezeit unvergessen aber das gewaltige Licht dieser Freundschaft sein, welche weit in die Räume der Geschichte hineinleuchten wird. Nicht in den Fachschriften bloß sollte die Rede davon sein; dieser Stern bedarf des Teleskops astronomischer Observatorien nicht, sondern jedes gesunde Auge kann sich an seinem Glanze erquicken.**)

---

*) Welche ja alle durch die Kleingeistigkeit solcher engmüthiger Parteigenossen bedroht waren, die nur aus der Schroffheit der Gegensätze ihre eigene Energie und Bedeutung schöpfen.

**) Unter jenen besonders: Henke, das Verhältniß Luthers und Melanchthons zu einander, Festrede 1860, und Galle, Versuch einer Charakteristik Melanchthons als Theologe 1840.

Wenn Fortlage in seiner so vorzüglichen Abhandlung über die Freundschaft kein Wort der Erinnerung an die beiden Reformatoren hat, so mache ich nicht ihm, dem Einzelnen, ebenso wenig wie W. v. Humboldt den Vorwurf, wohl aber dem landesüblichen Gedankenkreise, welcher mit seinem Interesse jeden Seitenpfad nach dem Kleinkram neuester Detailforschung einzuschlagen liebt, es aber versäumt, die Wegweiser des Gemüths auf den großen königlichen Wegen sittlicher Entwickelung für jede neue Generation immer wieder neu aufzurichten.

Von den Griechen könnten und sollten wir vor Allem lernen, mitten im Wandel der Zeiten und Interessen, immer wieder die großen Gestalten und die großen Gedanken uns selbst und besonders der Jugend vor Augen zu stellen. Daß sie dieselben Sagen-, Heroen- und Gedankenkreise allezeit im Leben, Dichten und Bilden vor der Seele hatten, das hat sie reich und tief und edel gemacht. Wie vielen von uns, die nicht Theologen sind, ist die Art der Herzensgemeinschaft Luthers und Melanchthons bekannt geworden? wie vielen ist sie ins Herz gedrungen? Ist es nicht seltsam, daß

Luther und Melanchthon! Die beiden Freunde, deren Bund von unvergleichlichem Werth für einander, und dennoch von noch höherem Werth für das Volk, dem sie angehören und dienen. Was ist Orest und Pylades, die ein individuelles Geschick des Einen an einander kettet; was David und Jonathan, obgleich diese Freundschaft eine Krone opfert; was alle sonstige Freundschaft gegen die, welche in dem gemeinsamen Werk, ihr Volk zu erleuchten und zu erheben, ihren vollkommenen Ausdruck findet.

Die Erscheinung dieser Freundschaft ist ebenso bis zur Rührung anmuthig, wie sie bis zu staunender Bewunderung ergreifend ist durch die einflußreiche Macht, welche sie auf die Erziehung des deutschen Nationalgeistes und ohne jede nationale Besonderung auf die Geschichte alles Unterrichtswesens, auf die Geschichte der Ausbildung und Einpflanzung von Wissen und Gesinnung ausgeübt hat, durch den hohen Rang endlich, den sie in der menschheitlichen Geschichte der Freundschaft selbst einnimmt.

Oder ist es nicht wahrhaft rührend, wenn Luther, der so viel Aeltere, Reifere, schon an der Spitze des Glaubenskampfes stehende Luther, wenige Zeit nach Melanchthons Ankunft in Wittenberg über ihn schreibt: „Unser Melanchthon ist ein bewundernswerther Mensch, ja in allen seinen Gaben

auch Stäudlin ihrer keine Erwähnung thut, vielleicht bloß, weil sie keine Abhandlung über die Freundschaft hinterlassen?

Und doch muß man sagen, daß jedes sprichwörtlich gewordene Freundepaar des Alterthums ein monumentum aere perennius aufgerichtet; daß in dem Fortleben und Fortwirken dieser Erinnerungen durch Jahrtausende eine tiefere Anerkennung derselben sich ausspricht, als in allen Tractaten über dieselbe. Man bespricht so oft den Unterschied von Leben und Wissen; hier aber vernachlässigt man das Wissen, welches eigentliches Leben ist.

faſt über das menſchliche Maß, gegen mich aber ſehr vertraut und freundlich."

Und dieſer wiederum nennt den Luther, öffentlich oder in Briefen oder in Geſprächen mit Dritten, immer ſeinen „Vater", den „chriſtlichen Socrates"; „ſo oft er ihn anſieht, kommt er ihm immer größer vor"; nach Melanchthons Meinung iſt Luther „das Göttlichſte jetzt auf der Erde" — „ſein Elias" „der Apoſtel der Gegenwart." Und Luther wiederum ſchreibt (im Septbr. 1523) an Billicanus: „Den Philippus achte ich nicht anders als mich ſelbſt; ausgenommen in Hinſicht auf die Gelehrſamkeit und die Unbeſcholtenheit ſeines Lebens, wodurch er mich beſchämt, daß ich nicht bloß ſage: übertrifft." *)

*) Mögen noch einige Stellen, welche das Verhältniß beider zu einander beleuchten, hier Platz finden.

Dem Melanchthon wird 1520 eine Profeſſur in Ingolſtadt angetragen: er lehnt ab und ſchreibt an Heß „Sterben will ich lieber, als mich von dieſem Manne hinwegreißen laſſen;" und gegen Ende des Jahres ſchreibt er an Spalatin: „Selbſt über mein Leben geht mir Martins Wohl, ſo daß für mich nichts betrübender ſein könnte, als wenn ich ſeiner entbehren müßte." Auf die Nachricht, daß der Geſundheitszuſtand Luthers ſchwankend geworden ſei, beeilt er ſich Spalatin um äußerſte Fürſorge zu bitten: „Die Leuchte Israels, fügt er hinzu, iſt durch ihn angezündet, würde ſie verlöſchen, welche andere Hoffnung bliebe uns noch übrig? So verſäume denn kein Mittel, um den beſten Weg zur Hilfe zu finden, nicht nur für ihn, ſondern auch für uns, ja vielmehr nur für uns. Denn ich weiß es, wie ſehr er wünſcht abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein. Ich habe hier die Aerzte um Rath gefragt, aber Du weißt, was ſie für einen Abweſenden antworten. O könnte ich doch mit meinem Tode das Leben deſſen erkaufen, der jetzt das Göttlichſte auf dem Erdkreiſe."

Luther dagegen ſchreibt ihm von der Wartburg: „Du unterdeß, ein Diener des Wortes, halt an mit Lehren und feſtige die Mauern und Thürme Jeruſalems, bis ſie auch Dich angreifen. Deinen Beruf und Deine Gaben kennſt Du . . Ich bete für Dich ganz beſonders, wenn mein Gebet, wie ich denn nicht zweifle, etwas vermag . . ."

Faſt zehn Jahre ſpäter ſchreibt Luther an Jonas in zweien Briefen: „Unſerem Philippus hat der Herr am vergangenen Sonntage ſeinen Sohn Georg genommen. Da kannſt Du nun denken, welche Mühe und Sorge

Wie ſind dieſe zwei Seelen in ihrem Bunde Ein Ich geworden! aber als geſchieden dennoch von ihm betrachtet ſich Luther nur, um, was er auf ſein eigen Selbſt nicht ſein dürfte, auf ihn ſtolz ſein zu dürfen. Des Melanchthon Vorleſungen über den Römerbrief gibt Luther heraus, aber er widmet ſie ihrem Autor und in der Dedication ſchreibt er: „Gut, ſei Du demüthig, aber mich laß auf Dich ſtolz ſein!“

Auch dieſe Freundſchaft beruht auf dem harmoniſchen Zuſammenklingen zweier von Haus aus grundverſchiedener Seelen, Gemüther, Charaktere. Wie bei Schiller und Goethe ſind es große, allgemeine, durch Natur und Geſchichte des Menſchen hindurchgehende Gegenſätze, welche ſie vertreten. Viel gewaltiger, unmittelbarer eindringend in die Volksſeele iſt ihr Zuſammenwirken; wie der ſchickſalsſchwere, in die Tiefen des Gewiſſens hinabreichende Ernſt des Lebens zur gewinnenden Heiterkeit der Kunſt; wie das inwendige Mark des Lebens zu ſeinem formſchönen Schein; wie der das zeitliche und ewige Heil ſuchende, in Glauben und Wiſſen und Handeln ringende Kampf der Seele zu dem reizvollen Spiel des

---

wir haben, daß wir dieſen Mann von dem zarteſten und empfindſamſten Gemüthe tröſten. . . . . Du weißt wie viel daran gelegen iſt, daß dieſer Mann lebe und erhalten bleibe; wir alle ſind mit ihm krank und betrübt.“ Und dann, etwa 14 Tage ſpäter: „Noch klagt Philippus. Wir alle gehen ihm zur Seite, wie es ſich für uns in Bezug auf einen Mann der Art gebührt. Möchten doch zu ihrer Demüthigung vielmehr alle Timonsſeelen ſolches zu tragen genöthigt ſein, die vor Stolz auf ihre Weisheit nicht wiſſen, einen wie großem Vorzug dieſe einzige Perſon von allgemeiner Bedeutung, wenn auch ſündig und ſchwach, vor vielen, ja vor allen Tauſenden von Hieronymi, Hilarii und Macarii voraus hat — welche allzumal nicht werth ſind meinem Philippus die Schuhriemen aufzulöſen. Denn was haben jene Privatheilige und die unbeweibten Biſchöfe alleſammt vollführt, das mit einem Jahre des Philippus, ja mit einem Abſchnitte aus den Locis communibus verglichen werden kann?“

Schönen*) — so verhalten sich die Paare zu einander. Hier wie dort ist die Freundschaft auf Kameradschaft im Streben und auf Anziehung der Persönlichkeit zugleich begründet: Luther aber und Melanchthon sind nur ganz in der Sache, ganz in dem allgemeinen Interesse oder rein in dem Reiz und in der Macht der Persönlichkeit mit einander verbunden; weit ab aber liegt beiden die persönliche Sache oder das persönliche Interesse, welches denn doch bei Schiller noch wie bei Goethe zuweilen eine bis ans Bedenkliche streifende Rolle spielt. So sind auch die Gegensätze in beiden verschieden, welche nach ihrer Verwandtschaft und ihrem Unterschied zu erforschen eine vielfach lohnende Aufgabe wäre. Uns aber mag in Bezug auf Melanchthon und Luther Eins zu beachten genügen. Es ist der Gegensatz: hier das schlichte, derbe, feste Volksgemüth, das in Allem von seinem Gewissen getrieben, und darum zum Kampfe getrieben wird, zur streitfrohen Abwehr des Schlechten und Verdammung des Bösen; die mit hohem Muth schier unbedenklich aufs Ziel dringende Energie, welche in der Form des eifervollen und thatendurstigen Glaubens ihren sprechenden Ausdruck findet; — dort aber eine nicht minder gewissenhafte aber sinnende Erwägung, die nach Gewißheit im Wissen trachtet, welches zum Führer der Seele werden soll; das unausgesetzte Streben, aus dem Brunnen der Zeiten Gedanken zu schöpfen und am eigenen Tage Gedanken zu schaffen, um die Lebenswege und die Glaubenspfade zu erhellen, auch mit dem Lichte heidnischer Denkerkunst und mit der Fackel naturwissenschaftlicher Erkenntniß; welches Alles in der auf ein Friedensziel gerichteten Forschung zusammengefaßt wird. Alles in Allem sucht und findet Luther

*) Das zwar auch eine erziehende, aber nur durch genußreichen Schein und ideale Lockung erziehende Kraft übt.

immer bei Melanchthon für seinen Glauben Erleuchtung, und dieser bei jenem für seine Forschung die Energie der Glaubenskraft. Aus jeder einzelnen Arbeit, jedem besonderen Werk, Streit und Beginnen, worin andere Menschenkinder sich verlieren, erheben diese beiden sich immer wieder als ganze und geschlossene Persönlichkeit, welche Luther in seiner nie zu verkennenden Weise mit den im tiefen Relief geschnittenen Worten also gezeichnet: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen; darum meine Bücher vielstürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Mag. Phillippus fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm hat gegeben seine Gaben reichlich. O der seligen Zeit." —

Dieses einzige „O der seligen Zeit" ist ein Jubelton, wie er selten in der Geschichte der Menschheit erklungen, und es ist zugleich das höchste Triumphlied der Freundschaft, das jemals angestimmt worden ist. Und die „Gottseligkeit" beider und das Bauen und Richten derselben in aller Herzen ist der Grundton auf den das Lied gesetzt ist. Die Alten haben schon das Echo in der Natur als eine Göttin gedacht; das der Seelen ist gewiß etwas Göttliches; denn es deutet auf den höchsten Ort, in welchem die Geister Eins sind, weil sie aus ihm die Kraft und das Gesetz ihres Lebens empfangen.

Das was wir aus all diesen historischen Beispielen, welche wohl alle Arten von Freundschaft umfassen, über das

Weſen derſelben, über ihre Quelle und ihren Erfolg lernen, will ich nun noch einmal in raſchen Zügen zuſammenfaſſen.

Die Freundſchaft im modernen Sinne iſt eine freie, auf keinen Naturzweck gerichtete Verbindung der Seelen, welche in dem Gefühl ihrer Hingebung und Anziehung an einander und ihrer gegenſeitigen Zuſammenſchließung und Aneignung ihren ſpecifiſchen pſychologiſchen Charakter hat. Alles Andere, was wir bei ihrer Erſcheinung beobachten, kann zu den Anläſſen, Umſtänden und Folgen gehören, bedeutet aber nicht ſie ſelbſt. Zu den ethiſchen Gefühlen rechnen wir es, weil man mit Fug und Recht von allen ethiſchen Ideen behaupten kann, daß ſie in der Zuſammenſchließung der Geiſter, in der Bildung von Seelengemeinſchaften theils ihr höchſtes Ziel, theils das weſentlichſte Mittel beſitzen. Der Einzelne, Einſame iſt in der Natur und in der Cultur öde und verlaſſen; ohne Genuß, ohne Würde: alle Kräfte, alle Reize und alle Zwecke des Lebens erheiſchen Gemeinſchaft. Darum, ſage ich, iſt Ziel aller ethiſchen Thätigkeit: Herſtellung geiſtiger Gemeinſchaft, Stiftung und Ausbildung geordneter, gemeinſam ſchöpferiſcher Geſellſchaft. Die Ideen des Rechts, der Billigkeit, des Wohlwollens erzeugen ſtufenweiſe ein Zuſammenleben, welches die Trennung, die Feindſchaft, den Kampf aus egoiſtiſchen Intereſſen überwinden ſoll. Freundſchaft nun iſt ein Gefühl der innigſten Zuſammenſchließung; in ihr erfüllt ſich unmittelbar der ethiſche Zweck. Alſo abgeſehen noch von dem ethiſchen Erfolg, den wir ſpäter beſprechen werden,*) und obgleich man ſie als ein

*) Der ethiſche Erfolg eines pſychologiſchen Vorgangs verleiht dieſem allerdings noch nicht die Natur oder den Charakter des Ethiſchen. Die Beſchäftigung mit der Mathematik, mit der Muſik, ſogar mit gewiſſen Spielen kann auf die ſittliche Bildung eines Menſchen von großem Einfluß ſein, aber ſie iſt ſelbſt nicht unmittelbar ethiſchen Weſens.

natürliches und von natürlichen und zufälligen Bedingungen abhängiges Gefühl nicht zu den sittlichen Pflichten zählen kann, ist die Freundschaft eine Thatsache, welche den Menschen in den Stand ethischen Daseins erhebt.

Auch dies ist offenbar, daß die Freundschaft zwar von der Natur und dem Schicksal des Menschen bedingt ist, daß aber in der sittlichen Ausbildung eines Menschen ein wesentlicher Theil ihrer natürlichen Bedingungen erfüllt ist, so wie umgekehrt aus dem natürlichen psychologischen Ereigniß derselben ein vorzügliches Mittel zu höherer ethischer Entwickelung entsteht. Unter allen Interessen, welche den Menschen von Haus aus, nach seiner natürlichen und sittlichen Beschaffenheit, anziehen, in Bewegung setzen und durch ihre Erfüllung beseligen, bildet Zusammschließung mit einem Anderen eines der stärksten und der höchsten.

Diejenige Theorie aber führt uns irre, welche, alle Gefühle ohne Ausnahme als solche der Lust oder Unlust bezeichnend, das Gefühl der Freundschaft als eins der Lust betrachtet. Es kommt viel darauf an, das Reich der Gefühle nicht in die des Schmerzes und der Lust aufgehen zu lassen, sondern die ethischen Gefühle und die religiösen als specifische und selbständige Arten desselben zu erkennen. Nicht ein Gefühl der Lust an der Person, an den Vorzügen des Freundes, nicht eins der Hoffnung auf Gewinn und Behagen aus dem Zusammenleben mit ihm ist die Freundschaft selbst. Stärker als alle Lust, aber auch inniger und eigenartiger, die edlere Natur des Menschen bezeichnender ist das reine Gefühl der Verschmelzung der Persönlichkeiten.*)

*) „Freundschaft ist hier, bemerkt Fortlage (in Bezug auf das Beispiel eines Rabbi Eleasar aus Bartotha) ein unmittelbarer Zug der Seele, welcher keine andere Ursache hat, als eine erhöhte, verstärkte und verfeinerte

Der Einwand liegt ja nahe, daß denn doch thatsächlich mit der Freundschaft ein hoher Genuß, eine tiefe Befriedigung, also ein Lustgefühl verbunden ist. Die Chemie des Psychischen leidet den Mangel, daß sie die Elemente allerdings nicht isoliren und nicht isolirt vorzeigen kann; aber der Wechsel der Umstände gestattet Schlüsse aus der Beobachtung, welche das Experiment entbehren läßt. Man bedenke also: wie ist es denn bei dem Verlust des Freundes? erhält sich nicht, steigt nicht oft genug mit demselben die Freundschaft, das Gefühl der Zuneigung, Hingebung, der Einheit, der Seelengemeinschaft? Wie lehrreich ist da die Homerische Dichtung. Die ganze Gluth der Freundschaft des Achill bricht erst hervor nach dem Tode des Patroklos; jetzt erreicht die Liebe ihr höchstes, wohl von ihr selbst nicht geahntes, Maß — aber die Seele ist voll Schmerz.

Empfindung vom inneren Zusammenhange der Seelen, welche bei diesen Personen zu einer solchen Höhe herangewachsen ist, daß sie die Scheidewand des Eigennutzes, welche Person von Person trennt, im Geiste überhaupt als gesunken betrachten. ..... Daher ist nun die Freundschaft als der Sinn des Zusammenhanges der Seelen für einen Urtrieb oder Grundtrieb der Menschennatur zu erklären. ... Man kann hiergegen nicht geltend machen, daß derselbe dann auch bei allen Personen in gleicher Höhe und Stärke vorhanden sein müßte; dieses würde nun dann der Fall sein müssen, wenn er der einzige und ausschließliche Grundtrieb wäre und ihm nicht in der Selbstsucht, Andere zu beherrschen ꝛc. ... ein eben so ursprünglicher Gegentrieb kämpfend entgegenstände, derselbe Trieb, welchen Schopenhauer den Willen schlechthin oder den Trieb zur Bejahung des Lebens genannt hat, jedoch mit Unrecht. Denn beide Grundtriebe gehören gleicherweise zum ursprünglichen Willensvermögen. Beide Grundtriebe bejahen auch das Leben eben so sehr, als sie es beide verneinen." — Und weiterhin: „Die Eigenschaft der Freundschaft ein Grund- und Urgefühl zu sein, gründet sich .... darauf, nicht aus anderen Trieben, Empfindungen und Bedürfnissen abgeleitet werden zu können, sondern eine Eigenschaft zu sein, welche über alle vereinzelte Antriebe des Nutzens und der sinnlichen Bedürfnisse hinüber unmittelbar in die tiefsten Zusammenhänge der Personen innerhalb eines allgemeineren Lebens, welchem sie als Glieder angehören, hineinweiset."

Der eigentliche psychologische Charakter der Freundschaft ist die Erweiterung des Selbstgefühls; die Erweiterung und mit derselben die vom Grunde der Seele bis auf ihre höchste Höhe reichende Veränderung des Selbstgefühls. Das Selbst hat seine verschiedenen Manifestationen im Selbsterkennen, im Wollen, im Ergreifen und Gestalten von Objecten u. s. w. Das Selbstgefühl aber ist eine hervorragende Form desselben. Durch das Gefühl der Freundschaft, als das der Zusammenschließung mit einem Andern wird der wesentliche Charakter des Selbst und die Weise des Selbstgefühls geändert.*)

Oder was ist es anderes, als eine Erweiterung des Selbstgefühls, durch welche der Andere mit aufgenommen wird in den Umkreis meines eigenen Selbst, wenn Luther sagt: laß mich stolz auf dich sein? Ueberlege man doch wohl, wie der Stolz auf der gegensätzlichen Erhebung des eigenen Ich gegen

*) Fortlage: „Man hat Orgeln, welche so eingerichtet sind, daß bei der Ziehung eines gewissen Registers mit Berührung einer Taste zugleich der Pedalton oder die untere Octave ihres Tones mit erschallt. Von solcher Art ist das Empfinden unter Gleichgestimmten oder Gleichgesinnten. Der Klang eines jeden Tons wird voller. Das Gefühl des eigenen Lebens wächst. Dieser Grund der Zuneigung hat aber mit einem Austausche von allerlei Bedürfnissen oder Nothwendigkeiten des Lebens nicht die mindeste Aehnlichkeit." — Und an einer anderen Stelle: „Der Einsame besitzt sich zwar selbst, aber nur ein einziges Mal. Der kameradschaftlich Lebende findet auch außerhalb seiner sich selbst wieder, kommt daher niemals in Gefahr, aus dem Wohlbehagen seines Selbstgefühls und seiner Bestrebungen, welche ihn erfüllen, herausgeworfen zu werden." Vgl. dazu Bd. I S. 136 Ueber Ehre und Ruhm. — Ganz vorzüglich aber sind die feinen Bemerkungen Fortlages über die Kehrseite der Freundschaft, über die Spinne und die Spinnenfeindschaft. „Weil nun die Verstärkung ihres Selbstgefühls auf dem directen Wege der Geselligkeit und Kameradschaft nicht gelingen will, so verstärken sie es auf dem indirecten Wege des Hasses und der Wuth auf einander. Denn die Verstärkung des eigenen Selbstgefühls ist jedem lebenden Wesen ein stärkeres Bedürfniß, als Essen und Trinken."

Andere beruht, während er hier grade aus der Aneignung des fremden Ich an das eigene Selbst hervorgeht. — Der Stolz kann je nach dem Maße und den Umständen eine Tugend oder auch ein Laster sein; — der Stolz auf den Freund ist immer eine Tugend.

Wessen Seele, Gefühl, Gemüth durchdrungen ist von der Freundschaft, dessen Selbst lebt nicht in der Form des Ich, sondern zu allen Zeiten und in allen Stücken in der Form des „Wir". Die leibhaftige Trennung des Menschen in des Wortes strengster Bedeutung ist die Ursache, daß wir die abgesonderte Ichheit immer als das Primäre, aber auch als das Unüberwindliche ansehen, welchem gegenüber die Zusammenschließung nur wie ein Zufälliges und Vorübergehendes erscheint. Dies aber ist der echt idealistische Zug und Trieb im Gefühl der Freundschaft, daß die seelische Trennung trotz der leiblichen Geschiedenheit überwunden werde. Wie eine Mutter überwiegend im „Wir" mit ihrem Kinde lebt, wie in diesem Wir das andere Ich fast mehr als das eigene gilt und verstanden wird — hier aber aus dem Naturgrunde —: so strebt die Freundschaft auf dem Grunde des Idealismus nach einem Wir. Für einen Jonathan ist David sein alter ego; aber in dem Wir, der Einheit die beide ausmachen, ist er selbst das zweite Ich. Denn das Wesen und der Grund alles wahren Idealismus besteht in der wirksamen Existenz, im maßgebenden Werth und der absoluten Geltung des Geistigen. Das Geistige aber in zweien Personen ist der vollkommensten Verschmelzung fähig.*)

*) Fortlage meint: „Der Trieb der Selbstsucht und Herrschsucht bejahet das niedere, das sterbliche, das Naturleben, und verneint das höhere, das unsterbliche, das Geistleben. Der Trieb der Einigung und der Freundschaft bejahet das höhere, das unsterbliche, das Geistleben, und verneint das

Zu dem innerſten Sinn und Grund des die Freundſchaft bildenden Gefühls ſoll uns nun noch die folgende Betrachtung leiten:*)

„Wie man auch über die Einzelweſen, die unſere Erfahrung in der Welt antrifft, denken mag, ob man zurückgeht auf eine Theilung in Monaden oder ob man das ganze Univerſum als Eine Subſtanz auffaßt, von welcher dann die einzelnen, individuell wirkenden Weſen Theile wären, darin iſt die Betrachtung an der Hand der Erfahrung nothwendig einig, daß wir auf Einzelweſen kommen, die von einander zunächſt getrennt, verſchieden ſind, deren jedes ein beſtimmtes Kraftmaß vertritt und eine beſtimmte Wirkungsſphäre hat, eine Wirkungsſphäre, welche jenem Kraftmaß entſpricht. Jedes Weſen iſt ſo ſeiner Natur nach in ſeinem Werth und in ſeinem

---

niedere, das ſterbliche, das Naturleben. Der letztere iſt der mit den Zwecken der Vernunft übereinſtimmende, der erſte der denſelben entgegenkämpfende Naturtrieb."

Ich verkenne die edle Richtung dieſes Gedankens gewiß nicht und zolle ihr herzliche Anerkennung. Aber der Begriff der Erweiterung und Veredlung des Selbſtgefühls, den ich als Deutung der Freundſchaft oben eingeführt, ſcheint mir die Schroffheit urſprünglicher Gegentriebe zu beſeitigen und die Annahme eines Grundtriebes im Menſchen unnöthig zu machen, welcher den Zwecken der Vernunft entgegenkämpft. Vielmehr in der Freundſchaft aber auch in allen jenen Seelengemeinſchaften, welche durch die Ideen geſtiftet und geleitet werden, von denen die Völkerpſychologie zu handeln hat, wird der Egoismus der Natur überwunden, aber nicht aufgehoben, ſeine treibende Macht in den Dienſt der Idee geſtellt, aber nicht vernichtet; alle Kräfte vielmehr von der Vernunft geleitet und aufgenommen in den Bund des Geiſterreichs. Auch die natürlichen und die egoiſtiſchen Triebe mit all ihren Erfolgen müſſen das Ich ausſtatten, es erfüllen und bereichern, um ſeine Hingebung werthvoll zu machen. Nur aus zweien Ich wird ein Wir; nur wo Natur und Geiſt zuſammenwirken, wird dieſer den Beſtand und jene den Adel des Daſeins gewinnen. Man vergleiche dazu den oben ſogleich folgenden Gedankengang und den Schluß dieſes Bandes.

*) Vgl. Ideale Fragen S. 112 ff.

Wirken eingeschränkt auf dieses Maß seiner Kraft und auf diese Sphäre seiner Wirkung. Zwar kann lebendige Kraft von einem Wesen auf das andere übertragen werden; aber das Maß der Kraft, dessen Träger und Vermittler ein Wesen werden kann, ist ein beschränktes. Ein Blick in die körperliche Natur zeigt uns ferner, daß jedes materiell-reale Wesen eine eng begrenzte Wirkungssphäre hat auf seine nächste Umgebung. Scheinbar treffen wir weithin zielende Wirkungen. Das Sonnenlicht dringt nicht bloß zur Erde, sondern durch immer weitere und weitere Räume des Universums. Genauer erwogen geht auch der Lichtstrahl, die eigentliche Lichtwirkung nur auf das nächste Molekül des Aethers über, indem es dasselbe in Bewegung setzt; diese Bewegung des Aethers pflanzt sich fort. Alle physische Wirkung ist so auf die nächste Umgebung beschränkt, und nur das Nächste wirkt durch seine Thätigkeit wieder auf ein Anderes, das an dasselbe angrenzt. Wenigstens ist das die jetzt allgemein geltende Anschauung innerhalb der Metaphysik und innerhalb der Physik, daß von einer Wirkung in die eigentliche Ferne nicht die Rede sein kann. Lassen wir etwaigen Streit darüber bei Seite. Auch die Wirkung in die Ferne würde uns zeigen, daß jedenfalls die Wirkungssphäre für ein Wesen nicht größer sein kann, als sich aus dem Kraftmaß, welches ihm zukommt, ergibt. Daher auch, wo ein und dasselbe Wesen etwa größere Bewegungen durch das Universum vollzieht, ein Reales in der Mitte anderer Realen weite Wege seiner Wirksamkeit zurücklegt, hat es doch nur eine wechselnde, aber immer eine begrenzte Wirkungssphäre; denn wirkt es an einem folgenden Orte, so wirkt es nicht mehr an dem früheren. So ist also jedes Ding je an den Ort, an welchem es sich befindet, oder an eine seinem Kraftmaß entsprechende Umgebung gebunden, auf

welche es überhaupt wirken kann. Man ſieht leicht, wie die Natur des Pſychiſchen einen völligen Einſchnitt macht in die Art der Wirkſamkeit, welche ſonſt das Univerſum uns zeigt. Hier iſt einer der ſchärfſten Gegenſätze, auf welchen zu achten in der Frage des Materialismus oder ſeines Gegentheils durchaus nothwendig iſt. Für jedes Weſen ſind die anderen irgend wie Object ſeiner Thätigkeit; Objecte ſeiner Thätigkeit können ſie aber nur in ſeiner Wirkungsſphäre ſein. Anders iſt es im denkenden Geiſt. Die Wirkungsſphäre des denkenden Weſens iſt nicht beſchränkt, weder durch den Raum noch durch die Zeit. Nicht als ob es wahr wäre, wie man ſo häufig abſtract den Gedanken ausſpricht: der Geiſt ſei frei überhaupt von Raum und Zeit. Das iſt eine Uebertreibung. In Bezug auf den Proceß ſeiner Thätigkeit iſt der Geiſt an Raum und Zeit gebunden. Aber in Bezug auf den Inhalt ſeiner Thätigkeit iſt er davon frei; iſt er mindeſtens in dem Sinne frei, daß er von Haus aus und ſeiner Natur nach in der Fähigkeit, unendlichen Inhalt in ſich aufzunehmen, unbeſchränkt iſt. Ganz wie die Erfahrung es uns zeigt, kann er ſtufenweiſe ſeinen Inhalt erweitern. In dem Maße als die geiſtige Entwickelung des Menſchen ſich erhebt, in dem Maße als ſeine Thätigkeit reicher und ergiebiger und tiefer und ausdauernder wird, in dem Maße namentlich als ſie hiſtoriſch angeſammelt und ſo progreſſiv durch die Zeiten vermehrt wird: in demſelben Maße wird die Sphäre der Objecte für jede ſpätere denkende Seele reicher und weiter, dergeſtalt, daß wir — dies darf nicht ungeſagt bleiben — ſchließlich wenigſtens in ganz abſtracter Weiſe den Begriff des Unendlichen ſelbſt zum Object des Denkens gemacht ſehen. Das endliche, in ſeinem Proceß — auch pſychiſchen Proceß — durchaus an Zeit und Raum gebundene Weſen hat zu ſeinem

Inhalt das Unendliche. Dies iſt zwar eine reale und natürliche Wirkung in die Ferne, ſei es der Zeit, ſei es des Raumes, aber doch zunächſt nur eine ſubjective Ausdehnungsweiſe der Wirkſamkeit pſychiſcher Individuen. Wovon wir aber in unſerem Zuſammenhange hier zu reden haben, iſt noch ein anderes.

Nämlich nicht bloß im Denken, im theoretiſchen Anſchauen erweitert ſich das pſychiſche Weſen, erhebt ſich ſeine auf einen beſtimmten Punkt im Univerſum zunächſt beſchränkte Natur zu einem Inhalt, der vielleicht in irgend einem Sinne einmal das ganze Univerſum ſelbſt umſpannen kann, ſondern eine andere Art von Zuſammenſchließung der Seelen in ihren Thätigkeiten wird von Haus aus nach einem urſprünglichen Trieb von den geiſtigen Subjecten geſucht. Alle die Formen, welche wir alſo genannt haben: Liebe, Freundſchaft, Ehe, Verwandtſchaft aber auch Bündniſſe der Kameradſchaft, der Geſelligkeit, ſelbſt das Verhältniß der Pietät —, alle dieſe gehen darauf aus, daß die Seelen ſich nicht als iſolirte reale Weſen mit iſolirten Kraftmaßen oder Kraftquellen betrachten, ſondern als zuſammengeſchloſſene, als gegenſeitig ſo auf einander bezogene, daß ſie eben in ihrer Thätigkeit und durch dieſelbe eine Einheit bilden.

Aber noch eine Art der Erweiterung des pſychiſchen Selbſt eines Menſchen finden wir in der Erfahrung: ſie iſt in alle dem gegeben, was wir Beſitz oder Eigenthum nennen.

Jenes urſprüngliche, natürliche Kraftmaß, welches jedem Realen zukommt, wird hier auf eine andere Art ausgedehnt. Die natürliche Beſchränkung der Expanſion eines Weſens wird durchbrochen dadurch, daß eine Kraft zur Kraft über Kräfte wird, daß eine Perſon Herrſchaft übt über andere Kräfte, ſie ſich aneignet und mit ihnen wie und als mit ihren eigenen

zu operiren die Freiheit gewinnt. Dies geſchieht dann innerhalb der menſchlichen Geſellſchaft in der beſtimmten Form, daß von den vielen mechaniſchen Kräften der verſchiedenſten Art, welche bereit ſind in die Botmäßigkeit des Menſchen zu treten, jedem ein Quantum zukommt, über welches ſein Ich, ſeine Perſönlichkeit mit ihrem regierenden Willen die Macht ausübt; die eigene Kraftſphäre eines jeden Individuums wird alſo bereichert und erweitert durch die erworbene und ihm als Eigenthum zugehörige Summe phyſiſcher Kraft. Verhältnißmäßig geringfügig erſcheint nun dieſe Art der Erweiterung des Ich durch ſeinen Beſitz, wie wichtig ſie auch für das Leben ſein mag, und wie abhängig unſere ganze politiſche und ſociale Exiſtenz von ihr iſt, im Vergleich zu dem Beſitz eines anderen Menſchen. In dem Augenblick, da das Kind ſo weit iſt, daß es verſteht was die Mutter ſagen will, wenn ſie ſagt: „Mein Kind", oder daß es ſeine eigenen Worte verſteht, wenn es ſagt: „Meine Mutter", „Mein Vater", —*) ſobald dieſe eigenartige Aneinanderknüpfung zweier pſychiſcher Subjecte ſich vollzogen hat, daß ſie ſich als Erfolg ihrer eigenen inneren Regungen zuſammen wie eine Einheit anſehen oder ihre gegenſeitige Zugehörigkeit zu einander empfinden, — in demſelben Augenblick iſt die innere Natur eines Menſchen eine ganz andere geworden; und ſie iſt zugleich etwas geworden, was außer ihr und ihres gleichen im ganzen Univerſum nicht vorhanden iſt. Dieſe Art der Zuſammenſchließung zweier

*) In Bezug auf die Philia der Griechen bemerkt Ernſt Curtius: „Auch die Sprache gibt uns lehrreiche Winke über die eigenthümliche Auffaſſung: Philos heißt „lieb" und iſt in dieſem Sinne von ſo umfaſſender Bedeutung, daß es Alles, was uns ans Herz gewachſen, ja Alles, was uns zu eigen geworden iſt, bezeichnet, ſo daß es faſt nur ein gemüthlicherer Ausdruck für die beſitzanzeigenden Fürwörter geworden iſt." — Im ſächſiſchen Dialect dagegen bedeutet „mein" ſo viel als „lieb."

von Haus aus getrennter und phyſiſch in der Trennung beharrender Kraftquellen und Kraftmaße, dieſes ſich aus innerem Drang, vermöge der beiderſeitigen und gegenſeitigen Regungen der Seele Aneinanderſchließen, dieſes Erzeugen alſo einer ganz neuen und weitaus tieferen Art von Verbindung der Weſen, als wie ſie etwa die phyſiſche Natur uns irgend darbietet, iſt das Specifiſche und darum auch ſo unſäglich Ergreifende und Folgenreiche für den Menſchen. Es gibt gar keinen höheren Beſitz; — die Welt erringen und an uns ketten, die Welt uns botmäßig machen, ſie unſer eigen nennen, Alles dies verſchwindet wie ein Nichtiges daneben, daß wir eine andere Seele unſer eigen nennen. Dadurch erſt werden wir im höchſten und wahren Sinne des Wortes Menſchen, darin erwerben wir den letzten und reinſten Genuß, den alles Seiende uns bieten kann; dadurch erſt hören wir auf bloße phyſiſche Kraftſummen — vergleichbar irgend welchem Träger mechaniſcher Thätigkeit, die in der Natur vollzogen wird — zu ſein, — daß wir dieſe eigenartigſte Beziehung gegebener realer Weſen zu einander erringen, daß wir durch ihre Liebe, Zuneigung, Aneignung — und wie die Sprache es ſonſt noch bezeichnen mag — kurz daß wir eine zweite Seele als die unſere gewinnen.

Wenn aber auch dieſes Anſichziehen der Welt dieſe Unterwerfung von Kräften, dieſer Gewinn von Seelen und Herzen alle Größe und alles Glück des Menſchen bereitet: jeder wahrhafte Adel und jede wirkungsreiche Erhebung des Gemüths beſteht doch nur in der Hingebung. Jene Expanſionskraft des eigenen Ich erreicht erſt dann ihr höchſtes Ziel, wenn es denkend, ſchaffend und handelnd an die eroberte Welt und andere Seelen ſich ſelbſt hingibt. Die ſteigende Erkenntniß der äußeren und der geiſtigen Welt muß uns bereichern, die

ſteigende Beherrſchung und der Genuß derſelben kann uns beglücken, aber die würdevolle Vertiefung des eigenen Ich fließt nur aus ſeiner ſtufenweiſen Hingebung, welche zugleich die Quelle alles wahrhaft Guten iſt. Wir müſſen unſer Ich bereichern, um ſeiner Hingebung Werth zu ſchaffen, grade ſo wie wir äußeren Beſitz erwerben müſſen, um ihn hingeben zu können; aber nicht wen und was wir anziehen, ſondern wer und *was uns anzieht* beſtimmt den Reiz und den Werth unſeres Daſeins. Es würde nicht ſchwer fallen zu zeigen, wie Zuſammenſchließung der Seelen der Grund und das Ziel für die meiſten Lebenswerthe iſt, die wir erſtreben. Die volle Zuſammenſchließung aber gründet ſich auch immer auf eine Gegenſeitigkeit, in welcher zugleich Genuß von und Leiſtung für einander unwillkürlich und unzertrennlich verbunden ſind.*)

Nicht unerwähnt will ich laſſen, daß es ganz gewiß zu den höchſten Keim-Kräften der Menſchheit gehört hat, daß beide Punkte, die wir hier als ſpecifiſch verſchieden für die eigentliche Würde des Menſchen erkannt haben, ineinander fielen: die Ausdehnung nämlich meiner pſychiſchen Thätigkeit auf Objecte bis auf das Unendliche hin und zu gleicher Zeit die Zuſammenſchließung mit dieſem Weſen; die Hingebung an ein Unendliches und der Gedanke, daß auch das Unendliche, das wir erfaſſen, uns zugewendet iſt. Die Thatſache, daß Jemand geſagt hat „mein Gott“ und „ich bin Gottes“, iſt zu einem der prägnanteſten Züge in der ſpecifiſchen Natur des Menſchen geworden. Daher auch von jeher, nur in aufſteigenden

*) Goethes Worte:

„Statt heißem Wünſchen, wildem Wollen,
Statt läſt'gem Fordern, ſtrengem Sollen,
Sich aufzugeben, iſt Genuß.“ —

finden eben ſo wohl der Freundesſeele wie der Weltſeele gegenüber Anwendung.

Formen, die Verbindung dieſer beiden Züge mit einander im Menſchen, die Verbindung von Liebe und Religion: der Zug der Zuſammenſchließung überhaupt oder die Liebe, und der Zug der Zuſammenſchließung mit einem erkannten Unendlichen oder die Religion. Durch alle Fehler und Schwächen des Menſchen, ja durch alle ſumpfartigen Tiefen, durch welche das Weſen der Liebe hindurchgehen kann, iſt auch die Religion hindurchgegangen; und auch die Verbindung beider mit einander hat, der endlichen Natur mit ihren Eigenheiten anheim gegeben, dieſer Schwäche des Menſchen ſich nicht überall entziehen können, dergeſtalt, daß wir Verbindungen von ſinnlicher Liebe mit religiöſen Gefühlen immer wieder unter den Menſchen in kleineren oder größeren Kreiſen auftauchen ſehen, welche beide, die Religion und die Liebe, durch die Art ihrer Verbindung zu erniedrigen geeignet waren. An den Krankheiten ſo gut wie an der Geſundheit erkennt man die Kräfte, welche in einem Organismus thätig ſind.

Alſo dies, Zuſammenſchließung mit anderen Seelen, iſt es, was als ein allgemeiner und nach dem Maße der Entwickelung immer höher gehender Trieb in jedem Selbſt ſich findet, und das iſt es, was alle jene Formen des Zuſammenlebens und der Hingebung erzeugt hat.

Unter ihnen nun haben wir die Freundſchaft dadurch hervorragen ſehen, daß ſie ein Erfaſſen und Aneignen der Perſonen bedeutet, zu gar keinem anderen Zweck, als um ſich mit ihnen Eins zu fühlen, mit ihnen zuſammen ein gemeinſchaftliches Leben auszumachen.

Aus dem bezeichneten Charakter der Freundſchaft ergibt ſich zweierlei: Einmal wie zu den anderen freien Berührungen der Menſchen, aus welchen zuweilen und über welche immer ſie ſich erhebt, die Freundſchaft ſich verhält. Jene, wie etwa

die Bekanntſchaft und die Geſelligkeit, die in ihrer Dauer, ihrer Erneuerung, in ihrer ſteigenden Innigkeit, gar manches wohlige Behagen und manche werthvolle Förderung mit ſich führen können, beruhen doch nur auf reicherer Beziehung und vielfacher Berührung unſeres eigenen Selbſt mit anderen. Alles, was der geſellige Verkehr im weiteſten Sinne, die amtsgenoſſenſchaftliche, die kameradſchaftliche Verbindung uns darbieten, kann höchſt annehmlich und ſehr befruchtend für unſer inneres Leben ſein; aber es hat ſeinen Grund und ſeinen Werth nur in der Sache, die uns zuſammenführt, in der erfreulichen Einſtimmung oder der nützlichen Friction unſerer Meinungen, Neigungen, Charaktere. Das Ich ſelbſt, der Kern der Perſönlichkeit tritt nicht — und oft genug recht mit Abſicht nicht — in dieſe Beziehungen ein, in welchen nur ſeine Ausſtrahlungen ſich erfreulich oder gedeihlich, aber immer gelegentlich berühren.*)

Sodann aber erkennen wir, daß auch die eigentliche Freundſchaft, in welche die Perſönlichkeit mit ihrem Kern und Selbſt eintritt, noch von ſehr verſchiedener Art und ſehr verſchiedenen Graden der Innigkeit ſein kann. Hier wird das reine Wohlgefallen der Perſonen an einander, dort die Gemeinſamkeit in den beiderſeitigen Beſtrebungen; da kann die Gleichheit in den eigenartigen Geſinnungen und hier die Schätzung derſelben ſo hoch ſteigen; dort endlich kann das tiefe gegenſeitige Verſtändniß ein ſo ſeltenes, die Anerkennung ſo unbedingt, die Freude an dem Schaffen, Leben und Handeln ſo zuverläſſig

*) Wie ſich das maſſenhafte, flüchtige Bücher- und Zeitungsleſen zu dem Studium eines ſyſtematiſchen Werkes, das zum Kern und zur Richtung unſeres eigenen Denklebens wird, verhält: ſo verhalten ſich die geſelligen Beziehungen der Menſchen zur Freundſchaft. Wir leſen eben in unſeren Tagen zu viel Zeitungen.

ſein, — daß auch die Perſonen ſelbſt ganz davon ergriffen und durchdrungen werden. Ueber alles dieſes hinaus wächſt das Gefühl jener von jedem Inhalt und jeder Bewegung desſelben ungefeſſelten Seelen, welche in ihrer reinen und vollen Aneignung das Ich im Wir aufgeben und in ihrem Bunde den Stern des Lebens erblicken. Nur dieſe letztere Freundſchaft wird einzig ſein müſſen, während ſie ſonſt in ihrer Vielzahl nur von der Vielſeitigkeit und Tragfähigkeit der Seele bedingt iſt.*)

Bildet doch das Innere eines jeden empiriſchen Ich gleichſam einen Kreis aus vielen Kreiſen, welche jeder ein Centrum haben; wo dies von dem entſprechenden Centrum in einem Anderen ergriffen wird, ſtiften die einzelnen Bezüge, vorausgeſetzt, daß eben eine ganze Perſönlichkeit ſich darin offenbart, das Bündniß.

In dieſen Freundſchaften wird die Treue eine Tugend heißen; in jener einzigen iſt ſie ſo unbedingt wie die Selbſterhaltung in jedem Ich.

Was aber iſt die Quelle, alſo die wahre Urſache und die wirkliche Bedingung der Freundſchaft? Wir haben es oben ſchon mit einem Worte geſagt: die Individualität. Aller-

*) Zahlreiche Freundſchaften gehen ſchon wegen der Theilnahme, die dann an vielen Tagen in heftige Gegenſätze des Mitſchmerzes und der Mitfreude gezerrt wird, über das menſchliche Maß. Die natürlichen Affecte müſſen arg verflachen, oder ein Leben unerträglich machen, in dem das Schickſal ſelten Raum für den Gleichmuth der Seele gibt. Wer häufig, gleichzeitig oder auch kurz nach einander, mit herzlichem Antheil Geburt und Tod, Verlobung und Hochzeit, Krankheit und Geneſung, Trennung und Wiederſehen, allerlei Glück und Unglück miterleben will, deſſen Leben wird in ſeinem eigenen Reichthum erſticken oder erſchlaffen. Die Kreiſe des Wohlwollens mögen wir weit ſpannen; das Erleben der Freundſchaft und ihrer Erfolge wird ſich nothwendig beſchränken.

dings bedürfen auch die Individualitäten der Begegnung im Leben und der Gelegenheit, ſich als ſolche kennen zu lernen. Nirgends zeigt ſich die Gunſt des Glücks ſo innig mit dem Adel der Geſinnung verkettet, als darin, daß wir auf dem Lebenswege Menſchen finden, die uns erfreuen oder erheben, die wir lieben oder verehren dürfen.*) Erſt als Schiller und Goethe, die beide zu groß und zu verſchieden waren, um ſich ſchnell zu finden, dieſe Gelegenheit gefunden hatten, waren ſie Freunde, dann aber auch ſogleich und für immer.**) Ich kann es empiriſch und ſtatiſtiſch nicht beweiſen, aber es iſt meine pſychologiſche Ueberzeugung, daß es zum Entſtehen der Freundſchaft nichts weiter bedarf, als der ausgebildeten Individualität.

Aber wie? müßten denn dann die Freundſchaften nicht viel, viel zahlreicher ſein, als ſie wirklich ſind? Zunächſt muß ich darauf erwidern, daß ſie wenigſtens wirklich zahlreicher ſind, als man anzunehmen geneigt iſt. Wenn ſie nun aber wirklich nicht ſehr zahlreich, das heißt im Vergleich zur Anzahl der Menſchen, welche mit einander in Berührung und ſogar in geſellige Beziehung gerathen, außerordentlich ſelten iſt, namentlich dann, wenn es ſich um die Freundſchaften im großen hiſtoriſchen Stil handelt,***) ſo kommt es einfach daher,

---

*) Ein älterer De Sacy (1703): „Die Vereinigung zweier Menſchen iſt das Meiſterſtück der Natur, der Vernunft und des Glücks, welche ſie gemeinſchaftlich bilden."

**) Wie die Freundſchaften ſelbſt iſt auch die Dauer ihres Wachsthums verſchieden; der eine Freund wird wie Julia von Romeo, der andere wie Rahel von Jacob erworben.

***) „Um eine ſolche Freundſchaft zu ſtiften, ſagt Montaigne, werden ſo viele Zufälligkeiten erfordert, daß es ſchon viel iſt, wenn das Glück ſolche nur alle dreihundert Jahre ein mal zuſammentreffen läßt." Ich möchte nicht darüber urtheilen, wie es in Frankreich damit ſtehen mag, und

daß die vollkommene Individualität faſt ebenſo ſelten iſt. Wenn ich ſage vollkommene Individualität, ſo meine ich natürlich damit nicht individuelle Vollkommenheit der Perſonen; denn dann hätte es ja auf Erden nie eine Freundſchaft gegeben.

Eine vollſtändige Erörterung deſſen, was Individualität bedeutet, kann nicht die Aufgabe dieſer gelegentlichen Anwendung des Begriffes ſein; würde doch die pſychologiſche Unterſuchung über dieſen in viel weiteren Grenzen ſich bewegen müſſen, als der ganze Gegenſtand erheiſcht, der uns hier beſchäftigt. Aber einige weſentliche Kennzeichen derſelben will ich angeben. — Vor Allem bedeutet ſie etwas ganz Anderes als bloße Beſonderheit oder Verſchiedenheit der Menſchen. Verſchieden ſind ja die Menſchen alle, wie äußerlich ſo auch innerlich von einander; verſchieden ſind ſelbſt die Blätter an einem Baume, die Bäume in einem Walde, auch wenn ſie von gleicher Gattung ſind. Verſchieden ſind ja die Menſchen ſchon durch den Inhalt des Geiſtes, den ſie erworben haben. Wer auch nur andere Städte geſehen, andere Menſchen kennen gelernt, andere Bücher geleſen als der Andere — und wohl nicht leicht werden zwei Menſchen alle gleichen Bücher und nur die gleichen geleſen haben — der iſt verſchieden von ihm. Deshalb ſind auch alle Menſchen in ihrem empiriſchen Ich beſondere, ſind es durch Schickſale, Erfahrungen, Neigungen, Kenntniſſe und Geſinnungen. Wahrhafte Individualität aber iſt ſehr ſelten.

Ich will auch dies ihrer poſitiven Bezeichnung noch vorausſchicken. Nur auf den Höhen der Cultur — auf den

---

würde lieber einen Franzoſen darüber reden hören;« bei uns hat es von Luther und Melanchthon bis auf Schiller und Goethe über 270 Jahre gedauert, bevor ein Bündniß von gleichem Glanz und Gewicht geſtiftet wurde.

Höhen der Zeiten wie der Individuen gibt es wahre und volle Individualität. Dabei sind die Menschen auf niederen Stufen der Cultur einander viel mehr gleich, auf den höheren Stufen sind sie vielmehr von einander verschieden. Aber mit der Höhe der Cultur steigt der Begriff und der Inhalt der Individualität. Daher in der Jugend der Völker — und heute noch des einzelnen Menschen*) — als Individualität erscheint und gilt und wirkt, was später als bloße Verschiedenheit einer Allgemeinheit der Erfahrung anheimfällt; dort wird deshalb auch ein individuelles Aussehen, Schönheit der Gestalt, Besonderheit des Schicksals oder der Gaben hinreichen, um eine freundschaftliche Anziehung zu gebären.

Je reicher die Schätze der Cultur, je leichter also auch größere Summen derselben von vielen leiblich gearteten Naturen erworben werden können, desto mehr Verschiedenheit gibt es, desto schwerer und seltener ist es aber auch, wahrhafte Individualität zu erringen.**) Denn diese besteht vor Allem

*) Die Jugend hat noch keine voll ausgebildete Individualität und kann sie nicht erkennen; desto leichter nimmt sie jede ansprechende oder ihr entsprechende Verschiedenheit für dieselbe; sie meint den Kern der Persönlichkeit zu besitzen, ihn hinzugeben und zu empfangen, wenn nur einzelne Seiten harmonisch sich berühren. Da nun auch die Hemmungen egoistischer Interessen noch fern sind, entstehen die Freundschaften derselben eben so häufig, um kurzlebig wieder hinzuschwinden, wenn nicht der divinatorische Zug sie leitet, der allen tiefer angelegten Naturen grade in der Blüthe der Jahre eigen ist. — Manche freilich sind durch gute Treue so glücklich, ziemlich werthlose Beziehungen nicht bloß zu erhalten, sondern auch zu adeln; und „die gemeinsame Erinnerung an einige der glücklichsten Jahre bindet gleichfalls." (Stiedenroth.) Es ist nicht angenehm, an sein Alter erinnert zu werden; aber es ist wunderschön von einer Freundschaft reden zu können, die ein Drittel oder Halb Jahrhundert alt ist.

**) Selbst der Reiz der sogenannten Bekanntschaften, auf welche manche Menschen wahrhaft erpicht sind, besteht zum großen Theil in der Neigung, immer einen Menschen mehr aus den Vielen herauszuheben, ihn eben kennen zu lernen; es entsteht hieraus doch da, wo sonst nur ein Name,

darin, daß aus den zufälligen Summen geiſtigen Inhalts ein geſchloſſenes, geordnetes, wenigſtens für ſie ſelbſt nothwendiges Ganze wird. Zwei Polyhiſtore können Jeder eine Bibliothek in ihrem Kopfe haben, welche von der des Andern in Allem verſchieden iſt. Sie ſind keine Individualität; dieſe wird nur durch leitende Ideen, herrſchende Vorſtellungen, ordnende und zwingende Kategorien gebildet, welche allem Zufälligen den Stempel perſönlicher Geltung aufdrücken. Wahre Individualität hat in ſittlicher Beziehung nur der Charakter, derjenige alſo, in welchem ſeine ſubjectiven Ueberzeugungen mit ſeinem objectiven Handeln, ſeine Geſinnung mit ſeinen Beſtrebungen übereinſtimmen und welcher jede Erfahrung ſeinen eigenen Maximen unterwirft.*) Treue gegen ſich ſelbſt iſt ein Kennzeichen der Individualität und befeſtigt ſie;**) beide aber werden nur da zur vollen Ausbildung gelangen, wo in einer „Natur" durch ihren Willen ein feſter Rhythmus alles geiſtigen Geſchehens vorhanden iſt. Dieſer ſtetige und feſte Rhythmus des inneren Thuns durch-

---

oder gar die bloße Vorſtellung eines Exemplars mehr von der Gattung des zweibeinigen Weſens Menſch war, ein Bild der Perſönlichkeit in der Seele, es iſt alſo eine Art Act des Schaffens, wenn auch nur ein receptiver. Der ſprachliche Zuſammenhang zwiſchen Kennen, Befreunden und Befruchten iſt aus der Bibel bekannt.

*) Ob auch ſchlechte Charaktere Freunde ſein können? hat man ſich oft gefragt. Ich zweifle nicht, daß auch ſie, als wirkliche Charaktere, von der Individualität ergriffen werden. Faſt alle Schlechtigkeit eines Charakters aber geht aus dem Egoismus hervor, welcher die directe Hemmung für wahre Hingebung iſt. So weit dieſer gänzlich aus dem Spiele bleiben könnte, möchte es an der Anziehung der Schlechten, wenn ſie ſonſt das Zeug dazu haben, nicht fehlen.

**) Weil wir in keinem einzigen Augenblicke unſeres Lebens genau mehr das ſind, was wir waren, ſo räth Ariſtoteles Jedem an, vor allen Dingen Freundſchaft mit ſich ſelbſt zu ſchließen, indem er annimmt, daß man auch ſeiner eigenen Perſon ebenſo wohl treu bleiben, als ſich ihr entfremden könne.

bringt alle ſchöpferiſche Thätigkeit und in praktiſchen Charakteren ihre Handlung; er iſt der Leiſten, auf welchen das Leben geſchlagen wird. Denn auch die Principien, denen wir zuneigen, und die wir für uns zu ſolchen machen, ſind am weſentlichſten von dem inneren Rhythmus der Seele bedingt. Selbſt auf dem Antlitz pflegt ein Abglanz desſelben zum Vorſchein zu kommen. Mannigfaltig ſind die Reize des Lebens, aber nur aus der Harmonie des Schaffens und Genießens erblüht ihre Dauer und ihr Werth; jedoch nur aus der Beziehung beider zu dem edlen und feſten Kern der Perſönlichkeit erblüht des Lebens wahrer Gehalt und höchſte Offenbarung.

Dem unmittelbaren Selbſtbewußtſein aber entzieht ſich oft genug die pſychologiſche Charakteriſtik der Individualität und nur das Gepräge derſelben als Ganzes drängt ſich ihr auf. Es iſt daher ſehr reizvoll zu ſehen, wie ſchon Luther und Melanchthon, wie Leſſing und Mendelsſohn, wie ungleich tiefer, ausdauernder und erfolgreicher Schiller und Goethe ſich damit befaſſen, gegenſeitig ihre Individualität zu erörtern und zu erläutern, um das erſtaunliche Räthſel ihrer unergründlichen Freundſchaft zu löſen; ſie begreifen, daß die unmittelbare Sympathie ihrer Naturen auf gegenſeitige Ergänzung gerichtet oder gegründet iſt, und ſie forſchen nach den Elementen, deren Wahlverwandtſchaft die Anziehung bewirkt. Dagegen ſehen wir Montaigne merkwürdigerweiſe einfach bei dem Räthſel ſtehen bleiben. „Wenn man in mich bringt, ich ſoll ſagen, warum ich meinen Freund liebte? ſo fühle ich wohl, daß ſich das nicht anders ausdrücken läßt, als wenn ich antworte: weil Er es war; weil Ich's war! Es iſt dabei Etwas, was über meinen Verſtand geht; und Alles, was ich beſonders davon ſagen kann, iſt,

dieſe Vereinigung ward durch eine unbegreifliche, unwiderſtehliche Macht vermittelt.... Ich glaube, es geſchah auf Verordnung des Himmels."

Nur in Bezug auf die Freundſchaft eines großen mit einem untergeordneten Menſchen iſt zu bemerken, daß ſie aus der Verehrung und Hingebung des Einen entſtehen und in dem Andern ein dankbares Echo finden kann. In dem Einen erſcheint nur die Urſache, in dem Andern die Wirkung der Freundſchaft.

Um immer auch wieder beſonnen von den Gipfeln zu den mittleren Höhen herabzuſteigen — (denn es wird doch nur zu einem Streit ums Wort, wenn man behauptet, daß Freundſchaft nur das Höchſte oder nichts bedeutet; — nicht die Spitze allein iſt der Berg —); will ich noch bemerken, daß ſich Individualität im ſtrengeren Sinne beim Menſchen auch in Bezug auf einzelne Seiten inneren Daſeins finden kann: ſie wird hier in der Berufsthätigkeit, im Stil des Schaffens, in der politiſchen Activität, im geſelligen Charakter, ja allein ſchon in der Weiſe, ein Freund zu ſein, auftreten; denn ſie kann in alle dem die charakteriſtiſche Treue, die Energie und den eigenen und feſten Rhythmus der Seele offenbaren, während dieſe in anderen Beziehungen das Mittelmaß der Kraft und das Schwanken des Wollens nicht überſteigt. Eben deshalb kann es auch Freundſchaft geben, welche je auf dieſe oder jene einzelne, aber poſitive Seite der Individualität ſich gründet, und ſie wird größer ſein, „je größer die Poſitivität von beiden Seiten iſt, und einer den andern nährt und hebt." (Stiedenroth.) Die ganze und volle Individualität aber wird ſich gerade darin bewähren, daß der gleiche Rhythmus des Thuns und Denkens durch die ganze Perſönlichkeit mit ihrem Inhalt und in allen Formen hindurchgeht; daß es kaum

etwas Gleichgiltiges in dieſen Seelen gibt, weil Jedes in der gleichen Weiſe ergriffen und behandelt, zum Ausdruck der Perſönlichkeit wird.

Wenn wir nun aber oben (S. 92) in anderem Zuſammenhange von der Gleichheit des pſychologiſchen Rhythmus im ganzen Menſchen als einem allgemeinen Geſetz und Grundzug desſelben geſprochen haben, ſo verhält ſich die Individualität dazu, wie der Stil zu den grammatiſchen Geſetzen der Sprache, wie das Genie des Denkens zur allgemeinen und für alle gleichen Logik, wie der vollendete Tact zu den ſittlichen Forderungen.

Nicht ſelten tritt neben dem Genie des Denkens und Schaffens, der Kunſt, des Staatsmanns das Genie der Perſönlichkeit hervor, welches zwar nie einem mittelmäßigen Menſchen, aber einem mittelmäßigen Gelehrten, Staatsmann, Künſtler zukommen kann; dieſes Genie der Perſönlichkeit iſt vor vielen zur Freundſchaft auch mit denjenigen geeignet, welche es entbehren, aber durch ſachlich poſitive Seiten es anziehen. Ich glaube, daß Moſes Mendelsſohn (und vielleicht auch ſein Enkel Felix) und daß Schleiermacher, neben Allem, was er ſonſt vermochte, ein ſolches Genie der Perſönlichkeit war. Man darf nie vergeſſen: unſere Freundſchaft gilt immer dem Menſchen. Seine ſchöpferiſche Thätigkeit, in der Kunſt, im Staat, in Gelehrſamkeit kann eins der großen Zeichen ſeiner Menſchlichkeit, ſeiner perſönlichen Bedeutung ſein; aber nicht das Schaffen und nicht die Werke, ſondern den Schöpfer, das Subject lieben wir.

Und nun noch eins. Eine Glocke iſt immer noch eine Glocke, wenn ſie auch einen Sprung hat; ſie tönt nicht rein und voll, ſondern heiſer, aber ſie iſt darum noch kein irdener Topf. —

Frauen zeigen in ihrem engeren Kreiſe geiſtigen Daſeins und Wirkens oft genug charakteriſtiſche Individualität.

Wenn wir nun dennoch unter Frauen vergleichsweiſe ſehr ſelten tiefer gehende und ausdauernde Freundſchaft finden, ſo folgt das aus Gründen, welche nur aus einer zuſammenhängenden Prüfung des Geſchlechtscharakters heraus verſtändlich gemacht werden können. Auf die Darſtellung derſelben müſſen wir deshalb hier natürlich verzichten.

Dagegen halte ich wahre Freundſchaft zwiſchen Männern und Frauen für eben ſo häufig wie wohlbegründet, wenn es auch den zauberiſchen Reizen derſelben zuweilen ſchwer werden mag in gewiſſen Jahren gewiſſe Klippen glücklich zu umſchiffen.

Soll ich noch ſagen, daß die Individualitäten, die ſich befreunden, verſchieden ſein müſſen? ſie ſind es durch ihre Natur ganz nothwendig, und doch haben ſie zugleich immer auch Gleichheit; ſie haben die an Werth höchſte Gleichheit darin, daß ſie beide Individualität ſind. Jeder der Freunde muß einen Schatz haben, aber er muß von dem des anderen an Qualität verſchieden ſein, ſo daß ſie ſich gegenſeitig bereichern. Dies beruht, wie gezeigt iſt, nur darauf, daß die perſönliche Durchdringung der Dinge und die ſeeliſche Erregung durch die Dinge verſchieden ſein muß. Sonſt iſt ein Buch auch ein Freund, da es Inhalt bietet. Aber die Größe und Stärke der Freundſchaft hängt von der Perſönlichkeit des Inhalts ab.

„Freundſchaft, ſagt Emerſon, erfordert die ſeltene Mittelſtraße zwiſchen Gleichheit und Ungleichheit, welche Jeden den Einfluß, den der Andere auf ihn hat, und die Sympathie, die zwiſchen ihnen herrſcht, auf pikante Weiſe fühlen läßt. Laß mich allein ſein, bis die Welt vergeht, lieber als daß mein Freund nur mit einem Wort oder Blick ſeine wirkliche

Sympathie übertreiben ſollte. Durch Antagonismus wie durch Zuvorkommenheit bin ich gleich irre geleitet. Laß ihn auch nicht einen einzigen Augenblick aufhören, ganz er ſelbſt zu ſein. Die einzige Freude, die mir ſein Beſitz gewährt, iſt die, daß das nicht mein mein iſt."

Welches ſind nun ſchließlich die inneren Folgen der Freundſchaft? ihr eigentlicher Gewinn? Vor Allem die einfache Thatſache daß zwei Freunde, wie ein Ehepaar, eine höhere Erſcheinung im Menſchenthum, im menſchheitlichen Weſen ausmachen, als jemals einer allein; daß dieſe Verbindung der Menſchen ungleich darin allem anderen Verkehr unter ihnen, welcher immer und überall auf irgend einen Erfolg gerichtet iſt, nichts ſucht als ſich ſelbſt; daß ſie ihr eigener und alleiniger Zweck iſt; wie ſie auch ihr eigenes und alleiniges Mittel iſt; daß alle anderen Zwecke unter ihr, aber nicht über und auch nicht neben ihr ſtehen. „Dieſe hier hat keine andere Idee als von ſich ſelbſt, und kann ſich auf nichts Anderes beziehen, als auf ſich ſelbſt. Es iſt nicht eine beſonders beabſichtigte Sache dabei, nicht zwei, nicht drei, nicht vier, nicht tauſend; es iſt ich weiß nicht was für eine Quinteſſenz, aus dem Gemiſch von allen denkbaren beabſichtigten Sachen." (Montaigne.)

Ich habe oben S. 321 ſchon gezeigt, in welchem Sinne die Aneignung, der Beſitz einer Seele ein ganz eigenartig Höchſtes für eine andere Seele iſt. „Wenn mir ein Menſch theuer wird, ſo habe ich den Gipfel des Glücks erreicht." *)

*) Emerſon. Er fügt hinzu: „Ich finde in Büchern ſehr wenig über dieſe Sache, was gerade fürs Herz geſchrieben wäre." — Er hat Recht darin; dieſe glänzende Manifeſtation des praktiſchen Idealismus, der im

Aber was die Freundſchaft nicht ſucht, das findet ſie; und je weniger ſie ſucht und weil ſie nicht ſucht, deſto mehr und deſto ſicherer findet ſie. „Wer ſie kennt, dieſe vertraulichen Unterredungen, wer je das Glück gehabt, ſie zu genießen, der wird in die Aufrichtigkeit und Treue der Reſultate keinen Zweifel ſetzen. In dieſem Heiligthum der Freundſchaft eröffnet ſich alsdann nicht nur Kopf gegen Kopf, ſondern auch Herz gegen Herz, und läßt alle ſeine geheimen Winkel und Falten durchſchauen. Der Freund deckt dem Freunde alle ſeine geheimſten Zweifel, Schwachheiten, Mängel und Gebrechen auf, um ſie von freundſchaftlicher Hand berühren und vielleicht auch heilen zu laſſen. Wer die Wolluſt einer ſolchen Stunde der Herzensergießung nie gekoſtet, der iſt ſeines Lebens nie froh geworden.“ (Moſes Mendelsſohn.)

Auch Herbart, der ruhige und beſonnene Meiſter der Pſychologie, bezeichnet das Gefühl der Freundſchaft als das „reinſte, zugleich äußerſt ſüße... Kein anderes Gefühl wird mehr als dieſes beglücken.“

Die Süßigkeit im Verkehr der Freunde, das über alle anderen Genüſſe, die unſer irdiſches Leben darbietet, hinauswachſende Behagen an einander und durch einander iſt oft genug beſchrieben worden.*) Bis zum Uebermaß; aber wohlverſtanden: nicht die Ueberſchwänglichkeit tadle ich, — denn in der Erörterung der Seligkeit, die Freunde einander be-

reinen Gewinn einer Seele liegt, iſt weder von den Philoſophen noch von den Poeten hinlänglich ans Licht geſtellt, um im weiten Umkreis ſittlicher Lebensführung und ſelbſt religiöſer Vertiefung darauf weiter zu bauen.

*) Der weſentlichſte Genuß der Freunde liegt allerdings in ihrem Verkehr; aber auch die bei der räumlichen Entfernung dauernde Freundſchaft verliert ihre Reize nicht. Selbſt ein Emerſon meint: „Das Auge kann die Farben des Opals, das Licht des Diamanten nicht ſehen, wenn es ihnen zu nahe iſt.“ Und Otto Ludwig findet: „Der Beſitz in der Ferne, wenn er auch die hellen Farben der ſinnlichen Gegenwart nicht hat, hat

reiten, kann Niemand ein Verſchwender ſein; — ſondern das Anpreiſen der Freundſchaft wegen ihres Genuſſes. Das führt die Vorſtellung von dem reinen und wahren, von dem ureignen Adel der Sache ab und biegt in die Wege alltäglichen Strebens ein.*)

---

den herrlichen Vorzug, daß er ohne Wechſel iſt; der Freund mag ſterben und er iſt doch bei mir."

Die Wahrheit iſt: wahre Freundſchaft erträgt die Trennung aber ſie bedarf ihrer nicht.

*) Nur unſeren Jean Paul nehme ich aus; die Krone ſeiner Freundſchaften wird aus den Wurzeln des Fichteſchen Idealismus genährt. Vgl. übrigens R. v. Gottſchall Litteraturgeſchichte 4. Aufl. I, 162 f.

Was aber bei Jean Paul in der Dichtung erſcheint, wird von Emerſon in der analytiſchen Reflexion an Ueberſchwänglichkeit noch übertroffen, z. B. „das Weſen der Freundſchaft iſt Aufrichtigkeit, Seelengröße und Vertrauen. . . . . Es behandelt ſeinen Gegenſtand wie einen Gott, damit es ſo Beide in den Himmel empor hebe." „Meinem Freunde ſchreibe ich einen Brief und von ihm erhalte ich einen Brief. Das ſcheint Euch wenig. Mir genügt es. Es iſt eine geiſtige Gabe, werth, daß er ſie gibt, werth, daß ich ſie empfange. Sie entweiht Keinen. In dieſen warmen Zeilen, da vertraut das Herz ſich ſelbſt, was es der Zunge nicht anvertraut, und ſtrömt es die Weisſagung von einer gottſeligen Exiſtenz mehr aus, als alle Annalen des Heroismus es gethan haben."

Ich freue mich hier ohne Indiscretion, weil ohne Namen, einen ſolchen Brief herſetzen zu können, den ein Freund von einem anderen unlängſt empfangen hat; die Veröffentlichung hätten weder Schreiber noch Empfänger geahnt; vielleicht dienen die Worte aus dem Leben dazu, die der Phantaſie verſtändlich und begreiflich zu machen. „Wüßte ich nur recht in welcher Stimmung dies Blättchen Euch antreffen wird; ob die neulichen Sorgen wieder, wie ſie ſollten, gänzlich gewichen ſind! Denn ob wir gleich auch hier noch von allerlei kleinen Nadelſtichen des Geſchicks geprickelt werden: ich wollte doch einen — (Geburtstags-) — Feſtbrief voll Sonnenſchein und fröhlicher Hoffnung darauf ſchreiben. Denn kein Blick ins Leben wirkt beglückender, keiner ſpannt den freien Muth höher und feſter als der auf die höchſte Lebensgabe der Freundſchaft. Das iſt die Stelle wo wir — unſterblich ſind; auch dann wenn alle kleinen Chicanen der Endlichkeit uns umgarnen wollen. Immer haben die Menſchen aus den wechſelvollen Niederungen auf eine freie Höhe geſtrebt und einen Schatz geſucht, der an Dauer wie an Werth unverwüſtlich ſei; aber was ſind, ob auch roſt- und mottenſicher, alle „guten Werke" gegen einen guten und geliebten Menſchen? Jene,

Freilich „ohne gegenseitige Ansprüche, die von beiden Seiten anerkannt werden, ist die Freundschaft nichts, denn sie liegen in ihrem Wesen“ (Stiedenroth) — ohne ihr Höchstes oder ihr Letztes, oder gar ihr Erstes zu sein.

Sie bedingt durch die Theilnahme Mittheilung und Offenheit. „Sie verletzt nie die zarte Rücksicht, obgleich sie die Formel verwirft.“ Sie ist gerecht und billig, fair,*) in der vollkommensten Weise. Ueber die Erweisungen der Liebe, des Wohlwollens, über das Maß des Mitleidens und der Mitfreude bedarf es keines Wortes; aber sie erfindet Feinheiten, Zartheiten, Tiefen der Gerechtigkeit bis zur Selbstüber-

---

an sich ja so edle, Anschauung von dem ewigen Schatze greift doch immer wieder nur auf die Noth des Lebens zurück, die in Anderen gemildert werden soll; da ist freilich auch Geben so viel seliger als Nehmen. Wir aber, ohne die Liebesgaben zu verachten, wollen mehr; wir wollen nicht bloß eine gute That sondern ein gutes Herz, einen ganzen Menschen und uns selbst geben und empfangen. Allerdings ist dies ein aristokratisches Vorrecht derer, die den höchsten Gewinn des Lebens suchen und bieten wollen: nicht am Werke und nicht an der Gesinnung, sondern nur am Besitz des Menschen selbst sich genügen zu lassen. Ich glaube immer mehr, daß die volle wahre Freundschaft das gewaltigste Ringen gegen die ewige Schranke der Ichheit ist; und selbst im Vergleich mit aller mystischen Sehnsucht nach absoluter Hingebung an Nirwana, an das Göttliche, an irgend ein Unendliches besitzt sie den Vorzug, aus dem unmittelbaren Gefühl der Gegenseitigkeit das Bewußtsein ihrer Erfüllung erblühen zu sehen.

Ich weiß es wohl, mein Geliebter, wir ersteigen diese Höhe, den Menschen selbst an die Stelle dessen zu setzen, was er uns leistet und wirkt, nur selten; und auch ausdauern können wir nicht lange auf den Alpenhöhen, wo der Blick so reich, und die Luft so rein ist, aber auch beide so scharf sind. Allein der . . te ist uns eine solche Bergspitze und ich will ihn jetzt und immerdar damit feiern, zu fragen was das Höchste im Leben sei und das Beste, was mein Gemüth vermag, möchte ich an ihm, Dir zu Ehren, denken oder thun. . . .

*) Ueber die specifische Bedeutung des Wortes wie über die verschiedenen Bedeutungen der Worte „Freund und ami“ handelt der schon im vorigen Bande citirte Vortrag von Dr. C. Abel „Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise, Berlin 1869“ eben so anmuthig wie lehrreich.

raſchung.*) Wie das Genie in der Wiſſenſchaft und in der Dichtung enthüllt Freundſchaft im Leben originale Bildungsformen des Gewiſſens. Sie ſchafft ihm ein minder ſtrenges, ein freieres aber ein edleres Geſetz. Darum hat auch heute noch wie in alten Zeiten die Freundſchaft jenen ſittlichen Werth den ich als erzieheriſchen bezeichnet habe. Der ſanften Führung der Ideen folgen die ſtörriſchen Triebe des Egoismus nur ſelten und widerwillig. Zwar die Organiſation der Geſellſchaft, die Einrichtungen des Staates und der Kirche, die öffentliche Meinung und das Ehrgefühl haben jenen den Kappzaum angelegt und der Antagonismus der eigenſüchtigen Willen iſt gebändigt. Wie ſelten aber finden wir die Idee des Wohlwollens ſtetig und gleichmäßig verwirklicht? oder auch nur die der Billigkeit? und wie ſteht es ſelbſt um die Realiſation der Idee des Rechts? iſt etwa wahre und volle Gerechtigkeit in höherer Art und feineren Beziehungen nicht eine Seltenheit?

Gewiß die Berührung mit dem Strafgeſetz iſt für die ganze gute Geſellſchaft nur eine verſchwindende und faſt krankhafte Ausnahme; in Bezug auf Mein und Dein werden Gewiſſen und Ehrgefühl die ſtrengſten Grenzen reinlich innehalten. Aber wie mancher „anſtändige" Mann, der es weit aus ſeinem Bereiche der Möglichkeit verweiſt, daß er einem Andern einen Bleiſtift entwenden oder ſein Uhrglas auch nur unachtſam zertrümmern könnte, raubt ihm durch ein hingeworfenes, leichtfertiges Urtheil ein Stück von ſeiner Ehre! Wie wenig fühlt man ſich verpflichtet, genauer zu erfragen oder gar ein wenig

*) Um aus hundert Beiſpielen nur Eins anzuführen: Luther ſtand bekanntlich in ſchroffem Gegenſatz, ja in offener Fehde zu Erasmus; zu dieſem aber hatte Melanchthon, trotz der dogmatiſchen Verſchiedenheit, immer freundliche Beziehung unterhalten. Da hat Luther im Jahre 1530 den Amsdorf gebeten, daß dieſer ſeine Schrift gegen Erasmus nicht in Wittenberg drucken laſſe, aus beſonderer Rückſicht auf Melanchthon.

nachzudenken, um in Tadel und Anerkennung des Anderen das Maß der Gerechtigkeit nicht zu verletzen! Und vollends wenn es ein Fremder, vollends wenn es ein Gegner ist!

Und noch Eins und ein Wichtiges. So tief sitzt uns der Stachel des Egoismus im Nacken, daß fast für Jedermann als selbstverständlich berechtigt dieses gilt: ich habe eine Meinung; der andere hat eine andere; folglich ist er im Unrecht; seine Meinung, Neigung, Gesinnung weicht von der meinigen ab, also ist sie falsch!

Hier ist es auch heute noch die Freundschaft, welche uns antreibt zunächst gegen den Freund aus freier Neigung zu thun, was die Pflicht von uns fordert: das Andere nicht *obgleich*, sondern *weil* es anders ist zu schätzen; zu ertragen nicht bloß sondern anzuerkennen was von anderer Art und Richtung als die meinige ist.

Wie in den ältesten Kriegen Einzelkämpfer hervortreten um ihn auszufechten, so treten in den Freunden Einzelfriedensstifter auf. Dann wird was in dem einen Falle die Freundschaft bewirkt, zunächst bei den Freunden selbst auch in anderen Fällen geschehen; so lernen wir den Willen von den Schlacken der allzeitig antagonistischen Selbstsucht zu reinigen und in die zarteren Formen der Idee zu prägen. Das Beispiel der Freunde aber leuchtet Anderen vor, und durch Erleuchtung und Ehrgefühl wird die Sitte gehoben und das Gewissen geschärft. Ueberhaupt wenn die allgemeinen Beziehungen der Menschen entarten, durch Schicksal *verhärten* oder im Parteigetriebe zur Technik erstarren, wenn die Gesellung nur noch zum Kampfe um Rechte oder Dogmen zu Stande kommt: dann hat die Freundschaft die Aufgabe als eine erneuernde ideale Kraft zu wirken.

Auch andere Gegensätze, welche die Menschen trennen, werden durch die Freunde überwunden und durch ihr Beispiel in weiten Kreisen gemildert. Die Freundschaft Karl Augusts zu Goethe, und die daran sich schließende Lebweise des Hofes, die Jean Pauls zum Herzog von Meiningen, zu den vier Prinzessinnen u. s. w. haben die Schroffheit gesellschaftlicher Abstoßungen in gelinde Anziehungen zwischen socialer und geistiger Hoheit verwandelt.

Die Unterschiede der Religion und der Confession haben lange hin als egoistische Gegensätze allen idealen Forderungen der Gerechtigkeit, des Wohlwollens gespottet; unter der Fahne oder dem Deckmantel der Wahrheit der eigenen Lehre, wurde nicht bloß jede andere Lehre, sondern auch ihr Träger bekämpft, verdammt, verachtet. In scheinbarem oder auch scheinvollem Dienste der Idee wurden die Ideen gekränkt.

Hatten so sachliche Trennungen der Menschen auf die ganze Persönlichkeit sich verbreitet und Alles ideale Zusammenwirken derselben gehemmt, so mußte von der persönlichen Anziehung und freien idealen Verbindung her das gerechte Maß in der Trennung hergestellt werden.

Auch hier hat vielfach die Freundschaft „den Weg gerichtet in der Wüste und den Pfad in der Einöde geebnet.“ Die zwischen Lessing und Mendelssohn vor allen, aber noch manche andere, die ihr folgte, haben gelehrt, daß die Höhen der Menschheit, ihr Licht und ihre Wärme durch keine confessionellen Schranken gesperrt sind; sie haben auch die Ueberzeugung verbreiten helfen, daß zur Religion, zur Religion der Liebe doch auch Gerechtigkeit gehört, und vielleicht sogar ein wenig Liebe. — Die einfache Thatsache dieser Freundschaft hat deutlicher als eine halbe Bibliothek bewiesen, wie wahrhaft menschliche Beziehung zwischen den Bekennern ver-

ſchiedener Religion ſtattfinden kann und ſtattfinden ſoll. Schon von den Alten wird gerühmt: „Griechen und Römer, Imperatoren und Philoſophen waren in traulicher Genoſſenſchaft vereinigt, eine neue Geſchmacksbildung feſtzuſtellen; es miſchte ſich die Ariſtokratie der Geburt mit der des Talents. Denn auch darin iſt die Freundſchaft der Alten ein weſentliches Förderungsmittel der Bildung geweſen, daß ſie die ſchroffen Gegenſätze der Geſellſchaft ausglich und Menſchen der verſchiedenſten Herkunft und Lebensſtellung zu gemeinſamer Thätigkeit vereinigte. So finden wir den afrikaniſchen Freigelaſſenen als Luſtſpieldichter wohl angeſehen im Hauſe des Scipio Aemilianus, ſo treffen Athener und Thebaner harmlos bei Sokrates zuſammen; als Zuhörer Platons befreundet ſich Hermias der Bithyner mit Ariſtoteles, und dieſe Freundſchaft dauerte fort, als Hermias aus einem Sclaven Herrſcher von Atarneus und Aſſos geworden war."

Das iſt aber der große Vorzug der modernen Freundſchaft vor der antiken: zu ihr „gehörte als nothwendiger Gegenſatz die Feindſchaft. Wer keinen Feind hat, ſagten die Alten, der hat auch keinen Freund, und hielten den erſt für einen rechten Mann, welcher ſeinem Freunde Freund und ſeinem Feinde Feind zu ſein, der Gutes wie Böſes zurückzugeben wiſſe." Die Aufgabe der neueren iſt es zunächſt, durch die Gunſt der perſönlichen Beziehung und von dieſer aus durch das nimmer verlöſchende Licht einer einmal erkannten Idee die wahre Gerechtigkeit zu verbreiten und die unabweisliche und für alles menſchliche Heil unentbehrliche Wahrheit zu befeſtigen, daß nicht alle Unterſchiede Gegenſätze, und nicht alle Gegenſätze Feindſchaft ſein müſſen. Ernſt Curtius hat in ſeiner eben noch citirten Rede über die Freundſchaft bei den Alten im J. 1863 (in Göttingen als akademiſche Feſt-

rede gehalten) dieſen Unterſchied hervorgehoben. Als ob er ſpäteres Unheil geahnt hätte und wie prophetiſch ruft er den akademiſchen Bürgern zu: „Wenn der Parteihader unabläſſig geſchäftig iſt, aufzulöſen und zu trennen, was zuſammengehört, wenn jedes Mittel benutzt wird um die Andersdenkenden zu verketzern, wenn ſelbſt der Name Gottes gemißbraucht wird um gleichſam zu ſeiner Ehre den giftigen Samen von Haß und Mißtrauen auszuſtreuen: ſo ſollen wir an unſerem Theile nicht müde werden, zu ſammeln und zu bauen und zu ſtärken den Geiſt der Eintracht und des Vertrauens.“ —

Die wohlthätigſte Folge der geiſtigen Verbindung zweier eines tieferen Bündniſſes fähiger Menſchen liegt darin, daß ſie zur Kraftquelle wird für die Entwickelung und ſchöpferiſche Offenbarung beider. „Unſer Leben quillt darin auf.“ (Stiedenroth.)*) Man kann mit dem Stahl auf viele Körper ſchlagen und es hat keinen Erfolg, als daß höchſtens ein unmerkbares Minimum von Wärme von dem Schlag entwickelt wird; wenn aber der Stahl auf den Stein trifft, dann ſpringt ein Funke heraus. Schon auf der erſten Stufe menſchlicher Beziehung, in der einfachen Geſelligkeit bemerken wir, daß ein und derſelbe Menſch durch dieſen Andern beredt, durch jenen ſtumm gemacht wird; der Eine hebt durch den ſympathiſch empfänglichen Anhauch wie mit einer Wünſchelruthe die Schätze aus

*) „Es findet zwiſchen uns jener fortwährende Austauſch guter und fördernder Einflüſſe ſtatt, an welchen die Freundſchaft vielleicht noch reicher iſt als die Liebe. . . . . .

Die Freundſchaft kennt weder einen Bankerott des Gefühls noch ein Aufhören des Genuſſes. Die Liebe dagegen endigt, nachdem ſie mehr gegeben als ſie beſitzt, damit, daß ſie weniger gewährt, als empfängt.

Von der einen wie von der andern Seite, erwiderte Clementine lächelnd.

So iſt's, ſagte Adam. Die Freundſchaft hingegen kann nur wachſen.“ (Balzac, la fausse maîtresse, S. 213 f.)

unſerer Seele, der Andere ſcheucht uns wie mit Reifnebel in uns ſelbſt zurück, hemmt die Luſt oder die Fähigkeit, mit Gedanken hervorzutreten, und wechſelwirkend ſinken beide bis in jenen luftleeren Raum wo kein Wort mehr recht vernommen wird und kein Gefühlston mehr erklingt. — Selbſt der ſcharfe Gegenſatz, wenn ſeine Energie dem Maße der Kraft entſpricht, gegen welche er ankämpft, kann noch das Selbſtgefühl bis zum Affect ſteigern, ſo daß das Erdreich des Gemüthes wie durch ein Gewitter erſchüttert, ſeine Keimkraft entfaltet.

„Ein Mann iſt berühmt, ſagt Emerſon, wegen ſeines Gedankenreichthums und ſeiner Beredſamkeit; aber deſſen ungeachtet bringt er ſeinem Vetter oder ſeinem Onkel gegenüber nicht ein Wort heraus. Sie beſchuldigen ihn ſeines Stillſchweigens wegen mit demſelben Recht, mit dem ſie die Bedeutungsloſigkeit einer Sonnenuhr im Schatten tadeln würden. In der Sonne wird ſie die Stunde angeben. Unter denen, welche ſich ſeiner Gedanken freuen, wird er ſeine Sprache wiedergewinnen.“

Die Freunde aber, die wahrhaft individuellen und durch den Gegenſatz harmoniſchen Perſonen, freuen ſich ihrer Gedanken gegenſeitig um ſo mehr, weil jeder weiß, daß er durch den Gedanken des Andern im eigenen Denken bereichert und beflügelt wird, weil er weiß, daß er auch das Empfangene kritiſch geſichtet, neu beleuchtet, anders bezogen und verknüpft, kurz, daß er das Empfangene vertieft und veredelt zurückgibt;*) und darum ſind beide, durch die Freudigkeit,

*) Wird der Eine durch den Andern befruchtet, angeſpornt, hochgehalten: ſo wirkt in dem, was Einer thut, auch der Andere mit. Je größer aber und inniger das Zuſammenleben, deſto größer auch das Zuſammenwirken. Dieſelbe Wechſelordnung zwiſchen dem, was Einer für die Geſammtheit und dieſe für ihn thut, findet auch hier ſtatt.

welche aus dem Gefühle seelischer Gemeinschaft entspringt, in allem Denken und Thun sich offenbart und durch diese Offenbarung sich steigert und befestigt, in jeder Stunde des Verkehrs auf jenem gemeinsamen Wege unendlich „wachsender Perfectibilität", von welcher wir Schiller oben haben reden hören. Es gibt ein einfaches, unmittelbares, aber stark und positiv ausgesprochenes Lebensgefühl; wenn wir uns gesund in die Sonne strecken; wenn wir das Licht, die Luft und den Duft des Waldes am Sommermorgen einathmen; oder wenn wir nach gethaner Arbeit aufstehen: ohne alles Denken, Rechnen, Wollen, ist dann das Dasein Leben und das Leben Glück; so ist auch das bloße Dasein des Freundes und vollends das Hiersein; denn die Schönheit der Welt mit all ihrem Erzeugniß gipfelt in einem Menschen, in seinem Innern, das uns nahe, unmittelbar, offen und erfreulich ist, wie bloßes Sein und Leben.

Auch der schweigende Freund übt diesen Einfluß auf uns; wir lernen in dem Maße als die Freundschaft wächst, für ihn mit denken. Es sind nicht die am wenigsten erfreulichen oder nützlichen Unterhaltungen, welche wir in der Phantasie allein für beide führen.*) Was aber den reinen Genuß an der Gegenwart des Freundes betrifft, so ist es eins der besten Kennzeichen von dem erstiegenen Grade der Innigkeit, ob sie

*) Selbst mit dem Gegner sich in Gedanken zu unterhalten, ist fruchtbar; nur ist man in den Reden, die man ihm andichtet, nicht so scharfsinnig wie in den eigenen, und auch sonst sind die eigenen Rollen (in der Phantasie des Wachens und der häufigen des Traumes) besser und man spielt sie besser, als die des Anderen.

Es schwebt mir dunkel vor, als ob Lichtenberg diese Beobachtung gemacht hätte; es wäre mindestens ganz in seiner Weise gedacht, zu bemerken, wie auch unsere Phantasie auf einer sophistischen Liebedienerei gegen das eigene liebe Selbst sich ertappen läßt.

der Wechſelrede entbehren kann. Alle ideale Kunſt bewegt und bewährt ſich doch darin, daß ſie aus Nichts Etwas oder gar viel macht; aus einem Bißchen Farbe auf Leinen ein ergreifendes Bild; ſogar aus wenigen Stiftslinien, aber mit liebevollem Blick und geſchickter Hand gezogen, zwiefach werthvolles Angedenken an ein Stück früherer Lebensheimath; aus etwas Erz oder Stein ein erhebendes und ſprechendes Werk, oder eine Dichtung aus ein paar Worten. Die Freundſchaft iſt auch eine hohe Künſtlerin, ſie braucht von den Gefreundeten bei räumlicher Nähe beinahe Nichts als dieſe Nähe, um aus ganz gewöhnlichen Kalendertagen wahre und wirkliche Feſttage zu machen, ein wohliges Erinnern und erneuete und verſtärkte Sehnſucht daran zu knüpfen.

Man könnte dies Thema, weil es ein wahrhaft Unendliches ausdrückt, endlos variiren, und es würde immer noch reizvoll und immer noch fruchtbar erklingen. Denn in der That ſtehen wir hier bei den „Müttern“ der Geſchichte, an der Quelle der geiſtigen Entfaltung des Menſchengeſchlechtes, welche allein durch die gegenſeitige Befruchtung den energiſchen Lauf aufſteigender Schöpfungskraft empfangen hat.

Wie auf der unterſten Stufe der Cultur der Beginn und die Bedingung geiſtiger Entwickelung*) in der Sprache, in der Seelengemeinſchaft des Wortes gegeben iſt: ſo werden auf allen Höhepunkten der Geſchichte des Geiſtes durch die Freundſchaft die Lippen der Freunde gelöſt und ſie reden Worte des Lebens zu einander, welche dann aus ihrem Seelenbunde heraus in alle empfänglichen Geiſter dringen. Nur ahnen können wir, wie viel etwa die tiefe Herzensgemeinſchaft mit

*) Im Unterſchied von der Stummheit und der daraus fließenden geiſtigen Unfruchtbarkeit aller anderen Weſen.

Jonathan sammt dem Schmerze um den Verlust dieses Freundes auf die Vertiefung des religiösen Geistes im königlichen Psalmendichter gewirkt haben mag; deutlicher erkennen wir, wie viel der unausgesetzte Trieb zu gedankenhafter Befreundung zwischen Sokrates und seinen Schülern und unter diesen selbst für die Fundamentirung des nun fort und fort wachsenden Baues wissenschaftlicher Welterkenntniß geleistet hat;*) aber völlig klar vor unserer Seele steht, wie viel Luther und Melanchthon, Lessing und Mendelssohn, Goethe mit Herder, mit Jacobi, mit Lavater, am meisten aber mit Schiller für einander bedeutet haben, um ihre Bedeutung für die Geschichte des Geistes, des Wissens, der tieferen, freieren, höheren Weltauffassung darauf zu gründen. Sie waren alle Stahl und Stein für einander und ihre Freundschaft hat aus ihnen Funken geschlagen, um die Welt zu erleuchten.

Wie sollten sie nicht! Ein italienisches Sprichwort meint: „Ein alter Freund ist der beste Spiegel“ und deutet wohl vor Allem auf die Erkenntniß des eigenen Ich, die aus ihm strahlt. Henke (Ergebnisse und Gleichnisse, S. 149) sagt:

---

*) Viele, viele minder glanzvolle und minder berühmt gewordene freundschaftliche Beziehungen schöpferischer Geister treffen wir in der Geschichte aller Litteraturen. Wie viel mag sie in all den „Bünden“ der Dichter und Gelehrten, namentlich zur Stiftung derselben, gewirkt, wie viel in den Lehrstätten, auch in Klöstern zur Erleuchtung, Belebung, Anfeuerung der Geister gethan haben. Wenn aber Gregor von Nazianz seine Freundschaft mit Basilius höchlich wie Montaigne mit den Aristotelischen Worten von „Einer Seele“ rühmt, so hat sich doch Basilius selbst gegen die besonderen Freundschaften innerhalb einer geistlichen Genossenschaft nachdrücklich ausgesprochen; das „sei nicht Liebe, sondern Empörung und Trennung.“ (Bei Stäudlin S. 113.) Ihre Geschichte würde, um es noch einmal zu sagen und die Forschung zu ermuntern, ungemein lehrreich sein. Welche Rolle etwa die Freundschaft im Kreise der Encyklopädisten gespielt, sollte untersucht werden.

„Die Köpfe derer, mit denen wir umgehen, ſind Spiegel von ganz verſchiedener Farbe, Klarheit und Schleifung. Es iſt zwiefach lehrreich zu beachten, in welcher Geſtalt wir jenen erſcheinen. Wir lieben viele wegen dieſer Geſtalt mit Recht und mit Unrecht. Seltener mit Recht; aber es iſt doch ein Vorzug eines Menſchen, Sinn zu haben für gewiſſe Dinge, und nur ein ſolcher wird ähnlichen Sinn auch bei einem andern bemerken können. Und ſo entſtehen die edelſten folgenreichſten Freundſchaften."

Nach Leibniz aber iſt jede Seele ſelbſt ein Spiegel, in welchem das ganze Univerſum nur heller und dunkler, feſter und klarer oder ſchwankender und fließender, hier recht und grade, dort zerriſſen und verzerrt ſich ſpiegelt.

Aber zwei Spiegel, welche gleich gerichtet einander gegenüber ſtehen, wiederholen nach optiſchen Geſetzen das Bild ihrer ſelbſt und Alles deſſen was zwiſchen ihnen ſteht, endlos in unüberſehbarer Tiefe dasſelbe widerſtrahlend. Zwei Freunde ſind ſolche zwei klare und ebenrechte Spiegel und zwiſchen ihnen iſt die Welt, die ſie erleben und erfaſſen; die Bilder derſelben und ihre eigenen Bilder leuchten unaufhörlich einander entgegen und ſie ergeben ein Bild der Welt von unabſehbarer Tiefe. Ein Abglanz der Unendlichkeit leuchtet in und aus ihnen.

Zum Urſprung der Sitten.

Nur wenige und obendrein mehrfach gebrochene Strahlen der Tradition fallen auf die Zeit des Urſprungs der Sitten; bei dieſer halben und matten Beleuchtung, in dieſem hiſtoriſchen Zwielicht, iſt ein weiter Spielraum gegeben für gar mancherlei phantaſtiſche Dichtungen und Erfindungen; es bedarf des ganzen eigenthümlich wiſſenſchaftlichen Ernſtes, um ſich davon frei zu erhalten und dem Gegenſtande gerecht zu werden; denn vielleicht keinem mehr als dieſem widerſprechen alle halben und falben Begriffe, alle Spiele der Phantaſie wie der Dialektik, alle rhetoriſchen und ſcholaſtiſchen Künſte. Der Boden, auf welchem die Unterſuchung ſteht, iſt ein heiliger Boden: an der Pforte der Urgeſchichte der Menſchheit, an der pſychologiſchen Quelle des Höchſten und Edelſten im Menſchenthum, an der pſychologiſchen Quelle deſſen, was aller Wahrheit und Schönheit erſt die Würde verleiht, an der pſychologiſchen Quelle des Guten; denn alles Sittliche beginnt mit der Sitte. Wie viel weniger noch würden wir von den Anfängen der ſittlichen Entwickelung wiſſen, wenn nicht mitlebende Geſchlechter, zahlreiche weit verbreitete Stämme ſich noch auf niedrigen Stufen derſelben befänden, welche uns geſtatten, auch in die Documente der hiſtoriſch gewordenen und höher entfalteten Völker mit analytiſcher Beobachtung, mit

logiſchen Rückſchlüſſen und mit ahnendem Blick hinein zu ſchauen.

So iſt denn auch der Standpunkt der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß, ja die ganze Forſchungsweiſe eine andere geworden, ſeit man gelernt hat, die Kenntniß der niedrigen, mehr urſprünglichen Formen der Sittlichkeit zu erringen und zu verwerthen.

Der pſychologiſche Einblick aber verhält ſich zur Erforſchung gegebener Thatſachen hier auf ganz ähnliche Art wie in Bezug auf den Urſprung und die Entwickelung der Sprache, und ich darf mich hier damit begnügen auf die methodologiſchen Bemerkungen zu verweiſen, welche den Anfang des vorigen Bandes (ſpeciell S. 7—11) ausmachen. Auch hier wie dort werden wir neben der Erforſchung thatſächlich gegebener Erſcheinungen immer noch auf die pſychologiſche Analyſe derſelben hingewieſen, um in den wirklichen Werdeproceß einzudringen; bald werden uns neu entdeckte Thatſachen anleiten pſychologiſche Fragen zu ſtellen oder Kategorieen zu gewinnen, bald werden dieſe uns anleiten, die Thatſachen nur zu ſuchen, dann ſie zu finden und ſchließlich ſie zu deuten, um weiter neue Schlüſſe darauf zu bauen. Die Wechſelwirkung zwiſchen der Entdeckung einfacher Thatſachen und der pſychologiſchen Deutung der darin gegebenen ethiſchen Keime und Motive kann nicht groß genug gedacht werden. Wir werden auf dieſelbe um ſo mehr für immer angewieſen bleiben, weil der wirkliche hiſtoriſche Verlauf der ethiſchen Bildungsproceſſe in dieſen vorgeſchichtlichen Zeiten und Stufen, welche offenbarer Documente entbehren, niemals vollſtändig zu unſerer Kenntniß gelangen kann.

Unſererſeits richten wir den Blick nur auf die pſychologiſche Analyſe und bedienen uns der erforſchten Thatſachen *hier* nur als Beiſpiele für dieſelbe.

Im Umfange des Begriffs der Sitten haben wir vor allem zwei Arten zu unterscheiden, diejenigen nämlich, welche vor aller Ausprägung des sittlichen Gehalts in bestimmt formulirten Gesetzen und festen Institutionen, also in vorhistorischer Zeit oder Stufe vorhanden sind, von denen, welche in historischer Zeit außer und neben den Gesetzen sich geltend machen. Denn wie stark auch der Zug aller geschichtlichen Entwickelung dahin geht, die flüssige Masse der Sitten in den festen Formen des Gesetzes zu verhärten, so bleibt jeder menschlichen Gesellschaft bis auf den heutigen Tag doch immer noch eine gleichsam gasartig verbreitete Sphäre der Sitte, welche sich zu keinem krystallinischen Niederschlag des Gesetzes gestaltet. Das Kennzeichen dieser in historischer Zeit neben Gesetz und Recht, neben Staat und Kirche sich erhaltenden oder bildenden Sitten ist es, daß sie entweder einer höheren Stufe des sittlichen Gehaltes angehören, als jene, oder weitere Kreise der Sittlichkeit ziehen, indem sie zahlreiche Verhältnisse, welche jedes Gesetz als gleichgiltig betrachtet, dennoch mit Gewissensregeln erfüllen. Tiefer und feiner geartet, entzieht sich so mancher sittliche Inhalt nicht nur der zwingenden Macht des Gesetzes, sondern auch der bindenden Formel einer scharfkantigen Moral und wird nur im unmittelbaren Mitleben in der Sitte des Volksgeistes erfaßt und erfüllt; von solcher Art ist alle zartere Wohlthätigkeit, Dankbarkeit, Gastfreundschaft und Pietät. Aller Anstand aber, und alles, was zur Aesthetik des Lebens gerechnet werden mag, führt als Sitte in das Reich der Sittlichkeit ein, was sonst ohne jede Beziehung zu ihr wäre.

Was aber beide Arten von Sitten, die vorhistorischen und die historischen, mit einander gemein haben ist folgendes. In der Zeit des Ursprungs wie der späteren Herrschaft der Sitten ist eine Scheidung von Religion, Moral, Recht und

Politik und Aesthetik noch nicht vollzogen, die Sitten vielmehr umfassen alle Idealität des Lebens und stellen sie in Handlungen dar. Auch die späteren Sitten, welche neben der ausgebildeten Religion, der bewußten Moral und dem geschriebenen Recht sich erhalten, beruhen meist auf einer Mischung der Ideen, sie haben moralische und ästhetische, zuweilen auch religiöse Anschauungen zu ihrer Voraussetzung und können deshalb nicht wohl codificirt werden. Sie sind daher, wie man zu sagen pflegt, Sache des Gemüths, in Auffassung und Uebung abhängig von der Individualität; hierher gehört z. B. das Verhalten gegen die Frauen, der gesellige Ton überhaupt, die öffentlichen Spiele u. s. w. Wie die verschwommenen Elemente der Idealität im Ablauf der Geschichte mehr und mehr sich scheiden, wie die flüssigen sich verhärten und zu gesetzlich befestigten Formen sich gestalten, wie dann aber die regsame Fülle des wirklichen Lebens immer wieder neue Elemente zu Tage fördert, das ist oben beim Tact (S. 51) ausführlich erörtert.

Wenn wir nun hier von dem Ursprung der Sitten reden, so sollen nur die ursprünglichen Sitten in Frage kommen, nicht aber diejenigen, welche in historischer Zeit gebildet oder umgebildet werden.

Wir fragen nun zunächst: was ist Sitte? wollen uns aber nicht bei dem Versuche aufhalten, eine strenge Definition zu geben; denn eine vollkommen zutreffende Definition, welche nicht bloß richtig gegeben, sondern auch sicher verstanden werden soll, kann nur das Ergebniß, aber nicht der Anfang einer Untersuchung sein. Für diesen genügt es, den Gegenstand in seinem Umfange einigermaßen kenntlich zu machen; dann dürfen wir aber den Begriff der Sitten in keiner Weise weder auf bestimmte Lebensgebiete, die sie beherrschen, noch

auf beſtimmte Ideen, denen ſie entſpringen, beſchränken. In dieſer Allgemeinheit iſt Sitte alles bei irgend einer Geſammtheit, in einem Stamm oder einer Stadt, Geübte, Gewohnte, Gebräuchliche; der Brauch, inſofern er einerſeits nicht die Aeußerung und Erfüllung einer abſoluten Naturnothwendigkeit iſt, und andererſeits von der Willkür des Einzelnen unabhängig als gut und ſchicklich, als angemeſſen oder würdig allgemein angenommen wird.

Alle Sitte iſt deshalb auch im allgemeinſten Sinne wirklich ſittlich. Zunächſt freilich weil das formale Element aller Sittlichkeit in ihr enthalten und durch ſie begründet iſt; denn der Brauch kann geübt, aber auch unterlaſſen, die Sitte kann befolgt, aber auch verletzt werden, und darum iſt die Befolgung der Sitte Ausdruck eines „guten Willens“; in ihr iſt der Wille auf das anerkannte Gute gerichtet. Das aber iſt die größte Bedeutung der Sitte und das eigentlich reale Sittliche in ihr, daß ſie überhaupt etwas Feſtes, Gewohntes, Geregeltes, eine Norm und Form des Handelns iſt. Das gleichmäßig Wiederkehrende, das Geordnete, das Feſte iſt das Menſchliche. Darum gehören hierher auch die verbreiteten Lehren einfacher Nützlichkeit; bis auf die höchſten Stufen ausgebildeter Sittlichkeit ſehen wir jene mit dieſer aufs Innigſte und ſo ſehr verflochten, daß auch dem, was an ſich nicht ethiſch iſt, wegen ſeiner hohen Bedeutung im Gefüge einer ſittlichen Lebensordnung, anſtatt eines mittelbaren ein unmittelbarer ethiſcher Werth beigelegt wird.

Dahin gehört: Ordnungsſinn, Fleiß, Sparſamkeit u. ſ. w. Für die älteſten Zeiten aber beſitzen wir in den Bräuchen und Lehren der Nützlichkeit ſehr weſentliche Keimpunkte des Ethiſchen; weſentlich beſonders deshalb, weil wir hier den eigentlichen Anfang und Uebergang aus dem noch nicht Sitt-

lichen zum Sittlichen beobachten können; ein Uebergang welcher darin und dadurch ſtattfindet, daß die formale Seite des Ethiſchen (auf welches auch die Etymologie des Ethos im Griechiſchen, der Moral im Lateiniſchen und der Sitte im Deutſchen ganz gleichmäßig hinweiſt), nämlich die gefundene und ſtatuirte Feſtigkeit und der anerkannte Vorzug des Gebrauchs darin gegeben iſt.

Aus dieſem Grunde vor allen iſt es auch eine Täuſchung, Sittlichkeit und Religion in ihren Anfängen zu ſcheiden. Jede religiöſe Meinung iſt mit religiöſen Bräuchen verbunden, findet in ihnen ſinnlich und ſeeliſch befeſtigte Form; auch der religiöſe Brauch iſt eben Sitte, und darum, wie er inhaltlich immer beſchaffen ſein möge, wie tief und ſchwer auch die Schatten des Aberglaubens ihn verdunkeln mögen, gehört er zu den Keimkräften des Sittlichen.

Lehren der Nützlichkeit und die Meinungen des Glaubens und Aberglaubens fließen faſt immer in einander; zu den Regeln des Ackerbaues z. B. gehören alle jene abergläubiſchen Vorſchriften der Zeitordnung, wie ſie etwa bei Heſiod uns vorliegen. Sie bergen aber dennoch das eine und weſentliche Element des Sittlichen in ſich, daß ſie eine zu befolgende Vorſchrift, eine Regel und ein Geſetz dem willkürlichen Wollen des Menſchen gegenüberſtellen.

Menſchlich nenne ich alle Sitte, weil ſie die beiden vorzüglichſten Kennzeichen alles Menſchenthums einſchließt und nicht zum geringen Theile erzeugen hilft: ſie iſt geſellig und geſchichtlich. Die Sitte des Einzelnen als ſolchen nennen wir richtiger Gewohnheit; alle wirkliche Sitte aber trifft entweder grabezu die Beziehungen der Menſchen zu einander, oder ſie ſetzt wenigſtens Uebereinſtimmung, gegenſeitiges Verſtändniß und Anerkenntniß voraus und bildet darin ein geiſtiges Band,

die Zuſammenſchließung der Einzelnen zu einer Geſammtheit. Mit dem Wechſel der Generation aber wird das Gewohnte ſofort zum Ueberlieferten: denn das folgende Geſchlecht findet in der vorhandenen Sitte eine Lebensform, welche es ſieht und nachahmt aus denſelben Gründen, welche die urſprüngliche Schöpfung der Sitte, wie wir ſehen werden, bewirken. Dazu kommt natürlich noch, daß die Alten, was ihnen heilig iſt, von der nachwachſenden Jugend als Erfüllung einer Pflicht fordern; denn die Natur der Sitte, als des anerkannten Guten, dringt auf eine immer weitere Erfüllung derſelben. Die Sitten-Handlung unterſcheidet ſich dadurch eben von der natürlichen, daß es für dieſe von dem zufälligen Anreiz abhängt, ob ſie begehrt wird; jene aber wird von den Gründern und Anhängern der Sitte als eine moraliſche Nothwendigkeit gefordert. Und unter ſchlichten Verhältniſſen folgt das jüngere Geſchlecht dem Beiſpiel des älteren nach den einfachſten pſychologiſchen Geſetzen, beſonders in allem was ein poſitives Thun, Handeln und Schaffen iſt; dadurch aber macht die Sitte den Menſchen zum geſchichtlichen Weſen; und dies iſt ohne Zweifel ſeine tiefſte und bedeutſamſte Unterſcheidung von der Thierwelt.

So viel alſo bedeutet es, wenn wir ſagen, die Sitte iſt die Gründung des Allgemeinen und des Objectiven im Menſchen, daher wir den wahrhaft und im erhabenen Sinne menſchlichen Zuſtand einer Geſellſchaft als Geſittung bezeichnen. Sie bildet den Gegenſatz gegen ſchrankenloſe Vereinzelung und Zufälligkeit der Antriebe zum Handeln.

Verſuchen wir es nämlich uns den Menſchen, im Unterſchiede von ſeiner Sittenmäßigkeit, von der Naturſeite aus vorzuſtellen, ſo finden wir, daß von Haus aus ſein Sinn auf willkürliche Luſt und luſtige Willkür gerichtet iſt. Dies iſt keine bloße der Erfahrung unzugängliche Hypotheſe; vielmehr

muß jeder einzelne Menſch auch mitten in der Geſellſchaft ſich erſt in Sitte und Unterordnung hineinleben und jene ſpröde Naturſeite in ſich überwinden. Wie oft und gern dieſe immer wieder hervorbricht, und wie gewaltig der Kampf zwiſchen der zerſtreuenden und trennenden Naturmacht und dem bindenden Sittengeſetz ſich im Kleinen wie im Großen immer wieder erneuert, dafür liegen unzählige Beiſpiele in eines Jeden Erfahrung.*) Nur auf die eine intereſſante Thatſache möchte ich dabei hinweiſen, daß wir, freilich nur in ſpäteren Zeiten, aber faſt bei allen gebildeten Völkern Feſten begegnen, in deren Feier die Aufhebung und das Gegentheil der Sitte zur Sitte gehört. So tief verſchlingen ſich hier die beiden inneren Mächte der menſchlichen Natur; und daß die Unſitte hier dennoch zur Sitte wird, iſt etwas, das Hegel eine „Liſt der Idee" nennen würde.

Alle Sitten alſo ſind ſittlich, und — alle Menſchen haben Sitten. Verſchieden ſind ſie genug. Es iſt ein durchaus claſſiſcher Ausſpruch, wenn Sir John Lubbock ſagt: „Läßt ſich eine Sache überhaupt auf zweierlei Weiſe ausführen, ſo können wir ſicher ſein, daß einige Völker die eine, und einige die andere erwählen werden." (Die vorgeſchichtliche Zeit Bd. II S. 259.)

Vom eisbewohnenden, ſeehundsſeligen Eskimo bis zum fleiſchmeidenden Inder, vom lallenden Peſcherä bis zum

*) Herbart bemerkt in dem Capitel über die Leidenſchaften (Pſychologie als Wiſſenſchaft II § 107): „Was Wunder, daß wilde Völkerſchaften der Leidenſchaftlichkeit unterliegen; daß in der Barbarei grade die Leidenſchaften zuerſt anfangen verſtändig zu werden, indem die herrſchenden, und ſelbſt nicht beherrſchten Vorſtellungen ſich allmählich die übrigen Vorſtellungen unterwerfen, ſie mit ſich, und dadurch ſie unter einander verbinden, und ſie nach ſich discipliniren? Dieſen Durchgang durch die Barbarei, deſſen Uebergang in wahre Cultur höchſt unſicher, und keineswegs nothwendig iſt, erſpart den Kindern gebildeter Menſchen die Erziehung.

wohlredenden Griechen, vom waſſerſcheuen Patagonier bis zum weltumſegelnden Angelſachſen, alle Aeſte und Zweige aus dem Stamme der Menſchheit, deutlicher als aus ihren Geſichtern erkennen wir ſie an ihren Sitten; aber alle haben eben Sitten.

Das Analogon für dieſe Gleichheit und Verſchiedenheit im Reiche der Intelligenz des Menſchen iſt der Begriff der Cauſalität; alle erwachſenen und leiblich am Geiſte geſunden Menſchen, die jemals etwas gemacht haben, kennen das Verhältniß von Urſache und Wirkung. Dies hindert nicht, daß Polyneſier den beſiegten Feind erlegen und verzehren, um — deſſen Tapferkeit in ſich aufzunehmen; daß einige Stämme am Amazonas aus den Leichen ihrer Feinde, nachdem ſie dieſelben vier Wochen gedörrt haben, ein Pulver bereiten, das ſie, in einen Trank gemiſcht, verſchlucken, um die guten Eigenſchaften der Todten in ſich aufzunehmen.*) Hier herrſcht wirklich

*) Grundzüge der Ethnographie von Prof. Dr. Max Perty. Vergl. Sir John Lubbock a. a. O. S. 258 und dazu auch aus unendlich vielen Beiſpielen etwa dieſe: Keuſchheit vor der Ehe galt den Neuſeeländern und Krähenindianern nicht für eine Tugend. Sie ward, wenn auch aus ungemein verſchiedenen Gründen, von einigen braſilianiſchen Stämmen, den Bewohnern der Ladronen-Inſeln und den Andamanen gemißbilligt. (— An Analogieen dazu fehlt es bekanntlich in einigen europäiſchen Bezirken in der Nachbarſchaft der höchſten ſittlichen Cultur nicht.) Andererſeits würden ſich die Auſtralier entſetzt haben, hätte ein Mann ein Mädchen heirathen wollen, das ſeinen Familiennamen trug; die Abiponen hielten es für Sünde, wenn Einer ſeinen eigenen Namen ausſprach, die Tahitier meinten ein gemeinſames Mahl ſei ein Unrecht, und fanden es empörend, daß ein Matroſe einen Korb mit Nahrungsmitteln auf dem Kopfe trug. Dieſes Vorurtheil hegten auch die Neuſeeländer, während die Fidſchi-Inſulaner, bei denen der Kannibalismus etwas Alltägliches war, und welche Gnade für Schwäche und Grauſamkeit für eine Tugend hielten, feſt glaubten, daß eine nicht regelrecht tätowirte Frau unmöglich auf Glückſeligkeit nach dem Tode rechnen könne. Dieſe ſeltſame Idee findet ſich auch bei den Eskimos. Hall erzählt, daß ſie ſich „aus Princip tätowirten, — ſie hätten nämlich den Glauben, daß die ſo gemachten Striche in der zukünftigen Welt als

immer noch die Idee der Causalität, wenn auch gepaart mit einer vielleicht etwas allzuwörtlichen Anwendung moderner materialistischer Theorieen; zugleich herrscht hier auch Sitte und Sollen; es läßt sich sogar eine gewisse Huldigung, welche den moralischen Vollkommenheitstheorieen gebracht wird, darin nicht verkennen.

In die Frage nun nach dem Ursprung der Sitten drängt sich vor allem die andere, welche Antwort jener bei den verschiedenen Zeiten und Völkern zu Theil geworden. Wir wollen hier jedoch nur diejenigen Ansichten hervorheben, welche die wichtigsten kritischen Vorbereitungen für die unsrige darbieten.

Zunächst haben bekanntlich fast alle alten, und bis auf den heutigen Tag die meisten Völker, die Meinung gehabt, daß die Sitten den Menschen unmittelbar von der Gottheit gelehrt oder vorgeschrieben werden. Geleitet von der kurzathmigen Erfahrung, daß das unerzogene Kind und der Wildling unendlich weit hinter dem durch erlernte Sitte gebildeten Menschen zurückbleibt, geblendet zugleich von dem Glanze der den Menschen über seine ganze dürftige Naturseite hinaushebenden Würde der Sittlichkeit, haben sie geglaubt, dies völlig Neue und Höchste im Reiche des Geschaffenen unmittelbar auf die höchsten Wesen zurückführen, die Götter als die Schöpfer und Gründer der Sitten betrachten zu müssen. Dies gilt indeß nicht bloß von den Sitten; schon oben beim Tact (S. 43) ist darauf hingewiesen, daß alle hervorragende Schöpfung, sei es, daß sie aus einem plötzlich hervortretenden aber unbewußt vollzogenen Act des Geistes,

---

ein Zeichen von Frömmigkeit angesehen werden." Es scheint den Veddahs das Natürlichste von der Welt zu sein, daß ein Mann seine jüngere Schwester heirathet, die Ehe mit einer älteren aber ist ihnen eben so verwerflich wie uns. (Daselbst S. 263 f.)

oder daß ſie aus allmählichen Bildungen und Umbildungen hervorgeht, weil es an der unmittelbaren Einſicht in den Vorgang fehlt, der Eingebung höherer Mächte zugeſchrieben wird. Ragt doch bis in die heutige Auffaſſung der Schöpfungsacte des Dichters, des Künſtlers, allerdings bis zur bloßen Sprachform abgeblaßt, der Gedanke herein, daß ſie ein Werk des „Genius“ ſeien, der in der Seele des Menſchen waltet.

Spätere, wie ſie ſich gern nennen, aufgeklärtere Zeiten laſſen den Menſchen die Sitten erfinden; große, an mancherlei Fähigkeiten hervorragende, beſonders aber politiſch begabte Männer ſollen die Regeln des Lebens erfunden und zugleich der großen Maſſe ihrer Stammverwandten beigebracht haben. Mit großer Emphaſe ſpricht Cicero von der gewaltigen Beredſamkeit deſſen, welcher „die zerſtreuten Menſchen an einen Ort verſammelt, ſie von ihrer wilden Lebensart zur geſitteten bürgerlichen Verfaſſung gebracht und die Städte mit Geſetzen, Gerichten und Rechten verſehen hat.“

Gewiß ſind, wenn die Sittenſchöpfung ein Werk der Menſchen iſt, die großen Männer die führenden und leitenden Kräfte geweſen; aber dieſe Antwort ſchränkt die Frage nach dem Urſprung der Sitten nur auf eine geringere Anzahl der Perſonen ein; denn wir wiſſen damit eben noch nicht, wie dieſe Sittenerfinder darauf gekommen, oder wie ſie es angefangen haben, die Sitten zu gründen. Freilich für die Verbreitung derſelben erſcheint dem römiſchen Advocaten und Senator die Beredſamkeit als ein ſehr zulängliches Mittel! aber nicht bloß dieſe Beredſamkeit, noch viel mehr der Begriff der Erfindung hat etwas ſo gänzlich Unhiſtoriſches im Hintergrunde, er ſteckt ſo voller Abſicht und Reflexion, daß wir in eine Zeit nicht ſowohl des Beginnes, als des Verfalls der Sitten uns verſetzt fühlen.

Eine ſolche nur etwas mehr demokratiſche Species dieſer Erfindung iſt der Contrat social; aus mancherlei vergeblichen und unhaltbaren Verſuchen des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, ſich die urſprüngliche Gründung und namentlich auch Begründung eines Rechtszuſtandes unter den Menſchen auf eine anſchauliche Weiſe zu vergegenwärtigen, iſt dieſer correcteſte und eleganteſte Verſuch von Rouſſeau hervorgegangen; er iſt aber auch der allervergeblichſte und allerunhaltbarſte. Rouſſeau ſelbſt ſieht ſich zu der Erklärung veranlaßt, „daß die Punkte dieſes Vertrages durch die Beſchaffenheit der Verhandlung ſelbſt ſo beſtimmt ſind, daß die geringſte Veränderung ſie nichtig und unwirkſam machen muß.“ Da aber ferner die Minorität, welche dieſem Vertrage nicht beigetreten wäre, niemals gebunden wäre, an dem gegründeten Rechtszuſtand Theil zu nehmen, ſo gehört es ferner zu den ſchönen Eigenthümlichkeiten dieſes Vertrages, daß er ſchlechterdings und vollkommen einſtimmig von der ganzen Ur-Menſchheit geſchloſſen ſein ſoll.

Abgeſehen nun auch davon, daß dieſer abſtracte, fein ausgeklügelte, allſeitig gegen politiſche und juridiſche Einwürfe gewappnete Vertrag, welcher wohl geeignet wäre von einem Parlament nach einer mehrtauſendjährigen politiſchen Entwickelungsgeſchichte als Reichsgrundgeſetz angenommen zu werden, unmöglich in die Zeit der erſten Bildung eines Rechtsbewußtſeins fallen kann; abgeſehen ferner auch davon, daß ein ſolcher Urvertrag niemals, oder wie Rouſſeau charakteriſtiſch genug für den völligen Mangel an hiſtoriſcher Auffaſſung ſich ausdrückt „vielleicht niemals förmlich ausgeſprochen wurde,“ ſondern nur überall „ſtillſchweigend angenommen und anerkannt“ ſein ſoll, ein ſtillſchweigender Vertrag aber der eigentlichen Natur eines Vertrages und ſeiner

bindenden Kraft gänzlich entbehrt, so daß die ganze Sache auf nichts gestellt ist: so ist ein für allemal festzuhalten, daß schlechterdings ein Vertrag nicht der letzte Grund des Rechtes sein kann. Denn denken wir uns in den Zustand einer noch nicht vorhandenen Rechtsbeständigkeit hinein, so ist kein Grund zu entdecken, weshalb man den geschlossenen Vertrag auch halten müsse. Verträge können gebrochen werden; daß man dieses aber nicht soll und dürfe, dafür gibt es, weil andere Rechtsgründe ja nicht statuirt werden, keinen andern Grund, als daß man durch einen neuen Vertrag sich dazu verpflichtet. Und dies geht natürlich ins Unendliche fort. Wenn diese ins Unendliche fortgehenden Verträge allerdings eine bloße abstracte Illusion sind, so ist doch auch der erste Urvertrag ohne die Grundlage eines vor und außer ihm schon vorhandenen Rechtsbewußtseins gewiß nicht minder eine Illusion. Auf den Vertrag soll alles Recht, also z. B. auch das der persönlichen Freiheit und der Erhaltung des eigenen und die Pflicht der Schonung des fremden Lebens gegründet sein. Nun aber frage ich, ob etwa der Grundsatz: Du sollst den Vertrag oder dein gegebenes Wort nicht brechen, im Rechtsbewußtsein der Menschheit ursprünglicher oder stärker ist als der: Du sollst nicht morden.

Mit einem Worte der Vertrag ist ein Rechtsgrund, aber nicht der Grund des Rechts.*)

*) Ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, will ich doch eine kleine und unscheinbare Thatsache erwähnen, welche geeignet ist, ein psychologisches Licht auf die heutige vulgäre Auffassung des Vertrags zu werfen, nachdem das Vertragsrecht einer feinen und scharfen Ausbildung sich erfreut. Bei weitem in den meisten Verträgen, welche mir zu Gesicht gekommen, habe ich in dem Schlußparagraphen die Formel gefunden: Contrahenten sind mit diesem Vertrage bestens einverstanden und sichern sich die pünktliche Erfüllung desselben gegenseitig zu. Diese Zusicherung, obgleich oder auch

Wie in Bezug auf den Urſprung des Rechts die Form des Vertrags, ſo hatte in Bezug auf den Urſprung der Sitten überhaupt der Begriff der Erfindung im vorigen Jahrhundert in ſeinen mannigfachen Variationen ſich geltend gemacht; er hatte geherrſcht auch in Bezug auf den Urſprung der Sprache. Die erſte Hälfte unſeres Jahrhunderts hat die Frage nach dem Urſprung der Sitte faſt gänzlich unbeachtet gelaſſen, man hat mehr auf die metaphyſiſche Begründung als auf die genetiſche Entwickelung derſelben geſonnen. Die Vergleichung mit der Sprache lag nahe und iſt fruchtbar, aber man hat ſie nicht vorgenommen.

Aus einem falſch verſtandenen theologiſchen Intereſſe hat ſich außerdem im vorigen Jahrhundert der Streit ausgebildet und faſt bis auf die neueſte Zeit fortgeerbt, ob die Sprache göttlichen oder menſchlichen Urſprungs ſei. Es iſt anderweitig ausführlich und gründlich, namentlich von Steinthal, nachgewieſen worden, daß dieſer Streit ſich nur um eine falſch geſtellte Frage dreht, daß, nach welcher Seite dieſe auch beantwortet werden möge, ſie immerhin die weitere und wichtigere Frage offen läßt über die Art und den Vorgang der Sprach-Schöpfung oder Aneignung. Als unabwendbares Reſultat der Unterſuchung bleibt vor allem beſtehen, daß die Sprache — und ebenſo auch die Sitte — überhaupt nicht bloß *gelehrt*, *überliefert*, *anerzogen* ſein kann; denn dann wäre ein Verſtändniß unmöglich, und gegenſeitiges Verſtändniß iſt der eigentliche Nerv des ſprachlichen wie des ſittlichen Lebens; auch in ſpäteren Zeiten, in denen eine

---

grade weil ſie eine ſtehende Formel geworden, beweiſt, daß man die Erfüllung des Vertrags gewiſſermaßen als ein beſonderes Element außer dem Inhalte desſelben betrachtet.

flüchtige Beobachtung und ungründliche Erfahrung Sitte und Sprache als ſchlechterdings überliefert und anerzogen wahrzunehmen glaubt, iſt dies keineswegs der Fall. Meine Unterſuchung über das Sprechenlernen der Kinder*) hat, glaube ich, anſchaulich ergeben, daß und in wiefern auch hier wirkliche Sprachſchöpfung ſtattfindet. Wohl werden die beſtimmten Formen der Sitte den Kindern überliefert; aber der innerſte Kern, der eigentliche Keim und Trieb des ſittlichen wie des ſprachlichen Bewußtſeins kann überall nicht von außen her in den Menſchen gelegt werden. Das Aeußere der Sitten, der Vorgang und das Factum, die legale Handlung kann gelehrt werden, aber nicht das Sittliche daran, das Gefühl des Sollens, das Specifiſche, wenn nicht urſprünglich moraliſches Gefühl vorhanden iſt. Daher kommt es auch, daß ſelbſt bei vorhandenem ſittlichem Princip, bei beſtimmter eigener ſittlicher Thätigkeit dennoch ein Verſtändniß für fremde, ſtark verſchiedene Sitten nur ſelten und nur durch weite Gedankenvermittelungen möglich iſt.

Auch die Tradition der heiligen Schrift hat keine durchgehende Belehrung des Ur-Menſchen über die Sitten, ſondern tiefſinnig angeknüpft an ein Factum wird er durch eine Uebertretung „erkennend das Gute und das Böſe“. Es wird alſo nicht ſowohl eine fortdauernde Belehrung des Menſchen als vielmehr die Gründung ſeiner Natur als erkennende dargeſtellt.

Der Kreis der Möglichkeit, den Urſprung der Sitten zu erklären, zieht ſich immer enger zuſammen; weder eine Belehrung durch Götter, noch eine Unterweiſung durch Heroen weder irgend eine Ueberlieferung überhaupt, noch auch eine

*) Leben der Seele, Bd. II, Geiſt und Sprache, 3. Cap.

freie Erfindung ſtimmt mit den Thatſachen und den erkannten Geſetzen der pſychiſchen Entwickelung überein.

So werden wir zu einem mannigfach angewandten Begriff hingeführt: die Sitten oder wenigſtens die ſittlichen Ideen ſeien *angeboren*. Aber auch dem widerſpricht die Erfahrung; keine beſtimmte Vorſtellung, keine concrete Anſchauung iſt dem Menſchen angeboren, keine beſtimmte Idee, kein Willensact, überhaupt kein gegebener *Inhalt*.*) Vielmehr müſſen wir den Gang und die Stufen der Entwickelung aller derjenigen Ideen, welche man ſonſt für angeboren gehalten hat, nachweiſen; wir ſollen die pſychiſchen Elemente beobachten, aus denen die Ideen allmählich hervorgehen. Nicht als ob dieſe Elemente der Seele von außen her

*) Dies läßt ſich zum Ueberfluß auch noch durch die Thatſache beweiſen, daß es nicht einmal einen einzigen Urtrieb des Menſchen gibt, welcher abſolut und ſchlechthin allgemein, wie er doch müßte, angetroffen wird. Sir John Lubbock bemerkt: „Die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Tode gehören zu unſeren ſtärkſten Empfindungen.“ „Alles, was ein Mann hat, läſſet er für ſein Leben.“ Das iſt wahr, iſt aber keineswegs überall der Fall. Nach Azara haben die Indianer von Paraguay eine große Gleichgiltigkeit gegen den Tod, und dasſelbe iſt bei den Fidſchi-Inſulanern der Fall, während Burton das Nämliche von den Negern Dahomés berichtet. Bei den Chineſen ſoll ein zum Tode verurtheilter Mann, wenn er die Erlaubniß dazu erhält, immer für eine mäßige Summe Geldes einen Stellvertreter finden können, und einen Sarg hält man für ein ganz paſſendes Geſchenk für einen betagten Verwandten.“

Wünſchenswerth wäre es allerdings den Grund namentlich für die letztgenannte Thatſache, alſo die Anſchauung des Stellvertreters, den ſpecifiſchen Werth und die Verwendung des ſo um das Leben erworbenen Geldes kennen zu lernen, wie etwa die Sitte des Fidſchi-Inſulaners bei Wilkes Figi and the Figians Vol. I p. 183 offen mit Gründen zu Tage liegt; „ſie glauben nämlich nicht nur an ein zukünftiges Daſein, ſondern ſind auch davon überzeugt, daß ſie, ſowie ſie aus dieſem Leben ſcheiden, drüben wieder erwachen werden.“ — So viel alſo wirken die ſo oder anders ausgebildeten Vorſtellungen eines Volkes, um das ſcheinbar Einfachſte und Urſprünglichſte wie die „Selbſterhaltung“ noch *hiſtoriſch* zu modificiren.

eingeprägt würden; nicht als ob sie eine passive, leere Tafel wäre, in welche die Außenwelt allmählich gewisse Ideen einschriebe! vielmehr sind diese Elemente und folglich auch das höchste Product derselben, die Ideen, Erfolge der eigensten Thätigkeit der Seele, zwar durch ihre Berührung mit der Außenwelt vielfach veranlaßt, aber nicht durch die Art und Natur der äußeren Eindrücke, sondern vielmehr durch die innerste Natur der Seele selbst bestimmt.*)

Man wird freilich leicht und irrthümlich von dem einen Gedanken, daß die Ideen nicht von außen her gegeben sein können, daß sie nach ihrer Beschaffenheit sogar überhaupt nicht einmal gemäß der äußeren Natur, sondern ganz nach der eigensten und inneren Natur der Seele gebildet werden, zu dem entgegengesetzten Gedanken geleitet, daß also die Ideen angeboren sein müßten; aber wir stehen mit so gefaßtem Gegensatze wiederum nur vor einer falsch gestellten Frage. Liegt das Feuer in den Hölzern, welche, gerieben, sich entzünden? oder ist es von außen her herzugebracht? Keines von beiden! Die Frage war nur so lange richtig gestellt, als man Feuer für einen Stoff, ein Element hielt. Jetzt aber wissen wir, es ist kein Stoff, ist also auch weder in, noch außer dem Holz, sondern es ist ein Proceß, welcher durch die Reibung, also einen anderen Proceß eingeleitet und herbeigeführt wird. So sind auch die Ideen, und so auch die Sitten, wie wir sehen werden, entstanden und gebildet durch psychische Processe.

Man glaubte die angeborenen Ideen ganz besonders für das Gebiet des Sittlichen festhalten zu müssen, weil man es

*) Ueber das Verhältniß des Angeborenen zur pädagogischen Entwickelung, vgl. Fechner, Vorschule der Aesthetik I S. 250 f.

weder mit der Würde desſelben, noch auch, was viel wichtiger iſt, mit der Wahrheit der Thatſachen übereinſtimmend fand, ſie aus der Beobachtung der äußeren Natur entſpringen zu laſſen. Es hat freilich auch an ſolchen nicht gefehlt, welche meinten, der Menſch habe die Sitten den Thieren abgemerkt, welche wir Spuren von ſolchen aus Inſtinct ausüben ſehen. Allein man würde denn doch billig vorausſetzen dürfen, daß die Menſchen vielleicht ebenſo viel Inſtinct zu den Sitten beſäßen, als ſie von den Thieren ablernen konnten.

Oben iſt auf Specifiſch-Menſchliches in der Elternliebe und Allem, was damit zuſammenhängt, hingewieſen, das der Menſch von den Thieren nicht lernen konnte.

Hier bedarf es eigentlich dieſer Hinweiſung nicht; denn wenn auch der ganze Reichthum menſchlicher Sittlichkeit aus ſolchen Anfängen, wie die thieriſchen ſich entwickelt hätte, während die Thiere ſelbſt ſtehen geblieben ſind, dann iſt ſchlechthin unerfindlich, weshalb der pſychophyſiſche Organismus des Menſchen, der ihn zu jener ungeheuren Entwickelung befähigt, jene dürftigen Anfänge nicht ebenfalls beſeſſen haben ſollte.

Dabei kann man die Frage, ob nicht die Inſtincte der Thiere ſelbſt ein Erfolg hiſtoriſcher Entwickelung ſind, ganz bei Seite laſſen; denn auf alle Fälle iſt kein Grund vorhanden, weshalb die Thiere jenen erſten Knotenpunkt der Entwickelung erreicht haben müßten, der dann ja vom Menſchen mit einer ganz unvergleichbaren Energie zu neuen Stufen der Entwickelung fortſchreitet. —

Sollen wir nun nicht wirklich ſagen, die Sitten hätten ihren Urſprung in einem ſittlichen Inſtinct des Menſchen? Sollte man nicht meinen, daß dieſer Begriff die Löſung des

Problems darbietet, die wir ſuchen, da wir doch einmal im Laufe der Unterſuchung dahin gekommen ſind, dies feſtzuſtellen, daß der Urſprung der Sitten in der eigenſten Natur und Thätigkeit des Menſchen allein gefunden werden kann? wird es nicht gleichgiltig ſein, ob wir dieſen oder einen anderen Begriff an die Stelle ſetzen, da doch weſentlich nur dasſelbe damit ausgedrückt werden kann?

Es verhält ſich mit principiellen Begriffen wie mit Samenkörnern von verſchiedenen Pflanzen; ſieht man nur dieſe Körner an, ſo ſcheint der Unterſchied zwiſchen ihnen unendlich gering; ſind ſie aber zur Entwickelung gekommen, dann ſind freilich oft die ausgebildeten Pflanzen wie Halm und Strauch und Baum unendlich weit von einander verſchieden. Grundlegende Begriffe wollen deshalb ſorgſam und mit bewaffnetem Auge unterſchieden ſein. Der Begriff des Inſtincts bleibt nicht bloß immer eine noch dunklere Erklärung für eine dunkele Sache, ſondern er pflegt Verwirrung anzurichten, wo immer man ſich ſeiner ohne Vorſicht und allſeitige Rückſicht bedient.

Der Inſtinct iſt ein Begriff, welchen man wie ein x in der Rechnung leicht und oft verwendet, deſſen Gleichung aber ſchwer zu finden iſt. Wie dunkel aber dieſer Begriff auch ſei, und wie wenig ich geneigt bin, hier in die ſchwierige Erörterung ſeines poſitiven Inhalts einzugehen, dies Eine ſcheint mir klar und muß mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, daß er ſich von allem, was menſchliche Schöpfung heißt, völlig ſicher unterſcheiden läßt. Je leichter und häufiger er in pſychologiſche Fragen ſich einmiſcht, je mehr Verwirrung er anrichtet, wenn man ihn vollends bis in die Kreiſe der höchſten, z. B. der religiöſen Ideenbildung einführt, wie dies noch neuerdings wieder von Renan ge-

ſchehen iſt,*) deſto entſchiedener muß Ernſt gemacht werden, ihn ein für allemal feſt und faßlich von dem ſpecifiſchen Weſen menſchlich geiſtiger Thätigkeit abzuſcheiden.

Zwar iſt einerſeits auch die menſchlich freie, nach Entwickelung ſtrebende Thätigkeit nicht auf eine abſolute Freiheit und Spontaneität gegründet; vielmehr entwickelt ſie ſich gemäß der nothwendigen und geſetzmäßigen Natur des Seelenlebens; und andererſeits kann auch die inſtinctive Thierthätigkeit nicht wie ein bloßer Mechanismus angeſehen werden, da ſie immerhin eine gewiſſe, wenn auch meiſt ſehr eng begrenzte Abwechſelung, alſo auch Freiheit in der Ausübung des Inſtincts zuläßt. Aber der große Unterſchied zwiſchen Inſtinct und menſchlicher Schöpfung beſteht darin, daß der Inhalt der inſtinctiven Thätigkeit ungemein begrenzt iſt; und wenn er nicht mit der Geburt des Thieres geradezu fertig gegeben iſt, was man ſich ſchwer vorſtellen kann, ſo ſind doch alle Bedingungen desſelben in Leib und Leben des Thieres vorhanden; wir ſehen daher kein Thier weit oder weſentlich über die Grenze ſeines Inſtincts hinausgehen, aber auch keines hinter derſelben zurückbleiben; wohl ſind die Gewebe der Spinne und die Zellen der Biene kunſtreiche Gebilde, aber

*) Ich weiß nicht, worauf es beruhen mag, aber die Franzoſen ſcheinen eine gewiſſe Vorliebe für dieſen Begriff zu haben. Später als Renan hat auch Thiers in ſeinen Proclamationen im Jahre 1871 und 72 öfter von dem „friedlichen", dem „politiſchen" und dem „republikaniſchen" Inſtinct geſprochen; Heinrich von Bourbon dagegen in ſeinem Manifeſt an die Franzoſen vom 2. Juli 1874 ſpricht erſt von „dem monarchiſchen Temperament des Landes" — für welches „jede der in den letzten achtzig Jahren eingetretenen Revolutionen ein ſchlagender Beweis" (sic!) ſein ſollte; weiterhin aber heißt es: „Ich will eine heilende und ſtarke Regierung, Frankreich will ſie nicht weniger als ich. Sein Intereſſe drängt es zu einer ſolchen, ſein Inſtinct verlangt danach."

Es ſind freilich immer ſonderbare Blüthen einer Völkerpſychologie, welche von politiſchen Abſichten getrieben werden.

in hiſtoriſcher Zeit zeichnet ſich keine vor der anderen aus; wenigſtens in Bezug grade auf die Gebilde nicht merklich. In ihrem Benehmen aber zur Natur, zu anderen Thieren, zum Menſchen zeigt ſich der Unterſchied der thieriſchen Individuen höherer Arten ſehr groß; es gibt dumme und kluge, ſchlaffe und energiſche, aufmerkſame und flatterhafte Thiere. So kann man ſich unſchwer eine Vorſtellung von einem Fortſchritt machen, den dieſe vorzüglichen Individuen auch in ihrer Arbeitsſphäre bekunden. Allein die weitere Fortpflanzung dieſer aufſteigenden Verbeſſerungen ſcheint außerordentlich wenig durch lehrhafte Tradition, durch Vor- und Nachmachen alſo nicht durch Lernen und Ueben (welche ja ſonſt innerhalb der Grenzen des Inſtincts zweifellos vorkommen) ſondern allermeiſt auf dem Wege der organiſchen Vererbung der durch vollkommenere Functionen veredelten Organe ſtattzufinden.

Beim Menſchen aber, und bei allen Menſchen findet neben der pſychiſchen Differenz der Individuen, welche dem Einen beſſere Leiſtung ermöglicht, der Fortſchritt durch Lernen, Abſehen und Einüben, alſo durch einen beiderſeits vermittelten Proceß ſtatt, welcher ſich dem Bewußtſein nicht entziehen kann. Auf dieſem aber beruht die Anſammlung der Fortſchritte von Geſchlecht zu Geſchlecht.

Das Thier wirkt, der Menſch — ſchafft und handelt. Alles Menſchliche iſt ein Product der allmählichen und aufſteigenden zwiefachen Entwickelung ſowohl innerhalb eines jeden Individuums als in der Folgenreihe der Geſchlechter.

Der Unterſchied wird völlig anſchaulich zumeiſt durch den Begriff des Werkzeuges. Der Inſtinct ſchließt das Werkzeug aus; in ſeinen Grenzen wird mit vorhandenen, fertigen Kräften operirt, und nur mit dieſen. Der Menſch

aber ſchafft ſich nicht bloß Werke, ſondern Kräfte im Werkzeug; das Werkzeug iſt Vermittelung, ein Erfolg des Bewußtſeins, der über die unmittelbar vorhandenen Kräfte hinausgreift. Ich habe bei anderer Gelegenheit bereits darauf hingewieſen, daß der Menſch ſich nicht bloß phyſiſche ſondern auch pſychiſche Inſtrumente ſchafft, und daß ſeine höchſte Entwickelung durch dieſe bedingt iſt.*)

Auch der Menſch beſaß und beſitzt urſprünglich Inſtincte; Eſſen, Trinken, Flucht vor der Gefahr mag man dahin zählen. Aber nicht lange beharren dieſe Thätigkeiten in der Form des Inſtincts, vielmehr werden ſie bald mit freien moraliſchen und intellectuellen Elementen legirt. Schon typiſches Eſſen zu beſtimmten, frei gewählten Zeiten iſt nicht mehr Inſtinct; auch mit Inſtrumenten eſſen iſt nicht mehr inſtinctiv, nur der dem Verhungern Ausgeſetzte mag in die Art des Inſtincts zurückfallen, wenn er ſich plötzlich der Speiſe nähert. Das glänzendſte Beiſpiel aber von einer völligen Durchflechtung des menſchlichen Inſtincts mit idealen Mächten tritt uns entgegen in dem weiten Abſtand von der Begattung zur — Ehe. Und ein Blick auf die außerordentliche Mannigfaltigkeit in der Bildung ehelicher Verhältniſſe auf niederen Stufen und früheren Zeiten der Cultur zeigt uns, daß dieſer Abſtand auf ſehr verſchiedenen Wegen und ſehr allmählich zurückgelegt wurde, bis die Ehe den Charakter des heutigen europäiſchen Familienlebens darzuſtellen vermochte, welchem es ja auch noch an intereſſanter Mannigfaltigkeit des ethiſchen Werthes keineswegs mangelt.

---

*) S. L. d. S. II. S. 260 ff. über die Kategorien der Apperception, welche wie Organe wirken. Vgl. dazu Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft Bd. I. S. 18.

Der Inſtinct alſo iſt abſolut nothwendig, unbedingt, weil alle ſeine Bedingungen gegeben ſind; alles Vermittelte aber, alles Bedingte, alles was, wie die menſchliche Thätigkeit, von Bedingung zu Bedingung fortſchreiten und aufſteigen muß, iſt nicht mehr inſtinctiv; daher liegt vollends alle objective Tradition außerhalb des Inſtincts; alles was in den Epigonen nicht wäre ohne lehrhafte und ſachliche Ueberlieferung der Vorfahren, iſt nicht inſtinctiv. —

Man kann daher gradezu ſagen: Des Menſchen Sitte fängt da an, wo ſein Inſtinct aufhört.

Wenn wir nun als das Reſultat dieſer kritiſchen Muſterung anderweitiger Verſuche, den Urſprung der Sitten zu erklären, feſtſtellen, daß ſie weder überliefert, gelehrt, noch überhaupt von außen her dem Menſchen gegeben ſein können, daß ſie demnach in der pſychiſchen Natur des Menſchen ſelbſt begründet ſein müſſen; wenn wir ferner erkannt haben, daß ſie von den Menſchen weder auf bewußte Weiſe erfunden, weder willkürlich und abſichtlich geſchaffen, noch auch als ein fertiger, abgeſchloſſener Inſtinct geübt werden können; daß ſie alſo als wahrhaft menſchliche Schöpfung der Erfolg eines vorſchreitenden pſychiſchen Proceſſes ſein müſſen: ſo kommen wir endlich zu der Frage, von welcher Art dieſer Proceß ſei, unter welchen Umſtänden und aus welchen Elementen er ſich bildet, und in welcher Weiſe er vor ſich geht. Vor Beantwortung dieſer Frage habe ich nur noch zu wiederholen, daß es nicht unſere Aufgabe, noch Abſicht iſt, eine Schilderung, ein ausführliches Bild von den Urzeiten der Sittenſchöpfung zu entwerfen. Wohl mag es der Phantaſie zuweilen gelingen, ein Problem in manchen Punkten glücklicher zu löſen, als die Reflexion; dies iſt aber ein Glück, auf welches die Wiſſenſchaft

weder warten, noch vertrauen darf. Wenn die Mathematik von Raumgebilden spricht, so braucht sie ihre Sätze nicht auf die volle Anschauung zu gründen, nicht plastische Gebilde im Auge zu haben, vielmehr genügt es ihr vollkommen, nur diejenigen Elemente einer Gestalt zu beachten, welche als die nothwendigen und zureichenden Bedingungen die Bestimmtheit der ganzen Gestalt einschließen. So haben auch wir nur die Bedingungen nachzuweisen, welche aus der Sittengeschichte und der psychologischen Richtung der heutigen sittlichen Natur des Menschen sich ergeben, als nothwendig und ausreichend, um den Ursprung zu begründen.

Die Versuche des 17. und 18. Jahrhunderts, sich ein anschauliches Bild von den Anfängen der sittlichen Cultur zu machen, zeigen uns deutlich, wie dürftig die Phantasie im Vergleiche mit der Wirklichkeit ist. Diese liegt heute durch den Fleiß der Reisenden und Anthropologen in weiten und breiten Massen von Thatsachen vor unseren Augen. Die Sammelwerke von Waitz, später von Bastian, Lubbock, Tylor ꝛc. zeigen uns ein unerschöpfliches Meer von empirischen Erscheinungen bald fließender und bald vorzeitig verhärteter Sittenbildung. Für Viele ist es „süß, in diesem Meer zu scheitern"; Andere erkennen schon die Nothwendigkeit, in diesem Urwald von nackten Thatsachen an der Hand psychologischer Ordnung und Deutung den Weg historischer Bildung rückwärts zu verfolgen, will sagen zu versuchen. Solche Arbeiten wie die von Post und neuerdings von Flügel*) zeigen, im Vergleich etwa noch mit den breiten und schwerfälligen

*) Dr. A. H. Post: Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe. Desselben „Der Ursprung des Rechts." Oldenburg 1876. — Otto Flügel „Die Entwickelung der sittlichen Ideen." In der Zeitschrift für Völkerpsychologie 12. Band.

Reflexionen Schleiermachers über die Entstehung geistiger Differenzen unter den Menschen, daß wir den Pfad der Versuche betreten haben, welche für die Sitten ebenso glückliche Erfolge in Aussicht stellen, wie sie für die Sprache — allerdings unter günstigeren Bedingungen — zweifellos errungen sind.

Wie zahlreiche Sprachen, so sind auch unzählige verschiedene Sitten entstanden; der psychologische Proceß ist in allen der gleiche. Nur daß er, hier wie dort, nicht überall gleich viele Stadien der Entwickelung durchläuft, indem die thatsächlichen Vorgänge und die aus ihnen stammenden Gebilde verschiedene sind; diese sind dann zuweilen so niedrig, daß die Rückwirkung auf die inneren Vorgänge und damit der Fortschritt ausbleibt. Dies führt also für die vollständige Erkenntniß der Sitten- und Sprachschöpfung zu historischen Aufgaben. Für die späteren Stufen muß die Psychologie eine geschichtliche werden.

Uns aber, die wir nur die psychologischen Grundlinien im Proceß der Sittenbildung ziehen wollen, liegt hier der Versuch fern; alles Factische und Schildernde soll nur zur Anschaulichkeit dienen, aber nicht einmal als Hypothese, geschweige als historische Voraussetzung. —

Der ursprüngliche und nothwendige Keim sogar zur Erlernung in späteren und vollends zur Erzeugung der Sitten in den frühesten Zeiten ist ein sittliches Gefühl. Dieses, wie jedes Gefühl hat an und für sich schlechterdings keinen irgendwie bestimmten Inhalt. Es ist ein völlig leeres Gerede, wenn etwa behauptet wird, der Mensch habe zu irgend einer Zeit diese oder jene Vorstellung in der Form des Gefühls in seiner Seele; das Gefühl ist nicht eine besondere Art, sich Dinge vorzustellen oder Ideen zu denken, sondern der be-

gleitende Zuſtand, in welchem die Seele ſich befindet, während ſie von Empfindungen, Vorſtellungen oder Ideen erfüllt iſt. Wenn wir aber einerſeits behaupten müſſen, daß die Gefühle ihrer Natur nach jedes Inhaltes entbehren, ſo kommt ihnen andererſeits doch eine vollſtändige Beſtimmtheit zu. Dies iſt an den ſinnlichen Gefühlen ſofort erkennbar: jedes derſelben iſt beſtimmt als ein Gefühl der Luſt oder Unluſt, des Angenehmen oder Unangenehmen, des Vergnügens oder des Schmerzes. Es beruht zwar auf einem Irrthum und iſt ein falſcher Ausdruck, wenn man zu ſagen pflegt, daß wir dieſe oder jene angenehmen Dinge oder Verhältniſſe fühlen, von ihnen ein Gefühl haben; vielmehr kann nur die Empfindung oder Wahrnehmung derſelben, welche von dem angemeſſenen Gefühl begleitet wird, als der Gegenſtand desſelben bezeichnet werden, und nur mit Uebergehung dieſes Mittelgliedes ſprechen wir auch von angenehmen Dingen. Dahingegen iſt das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen oder richtiger das angenehme oder unangenehme Gefühl an ſich und ſeiner Natur nach völlig verſchieden, wenn auch nicht getrennt, von der Wahrnehmung oder Anſchauung des angenehmen Gegenſtandes.*)

Wenn wir nun von ſittlichen Gefühlen reden, ſo heißt dies nichts Anderes, als daß die Zuſtände, in denen der Menſch ſich befindet, die Ereigniſſe, die ihn treffen, die Handlungen, welche er begeht, Gefühle erregen, oder daß die Vorſtellungen von dieſen Zuſtänden, Ereigniſſen und Handlungen von Gefühlen begleitet ſind. Die Beſtimmtheit dieſer, der ſittlichen Gefühle, unterſcheidet ſich von der der ſinnlichen Gefühle. Man kann jene nicht wie dieſe als Gefühle der Luſt

*) Vgl. oben S. 105.

oder Unluſt bezeichnen, aus Gründen, auf welche ich weiterhin noch einmal zurückkommen werde. Ich glaube, daß es eine urſprüngliche Mannigfaltigkeit von ſittlichen Gefühlen gibt, welche aus einem einzigen Paar oder gar aus ſinnlichen Gefühlen der Luſt oder Unluſt abzuleiten unmöglich ſein wird. Wenn wir aber von dieſer Frage einſtweilen gänzlich abſehen, ſo können wir als die allgemeinſte Beſtimmtheit oder als die Grundform des ſittlichen Gefühls das der Billigung und des Tadels bezeichnen. Wir behaupten alſo, daß dem Menſchen von Hauſe aus und urſprünglich nach der Natur ſeiner pſychiſchen Beſchaffenheit die Fähigkeit und Nothwendigkeit zukommt, alle eigene oder fremde menſchliche Handlung begleitet von einem beſtimmten Gefühle der Zuſtimmung oder Abneigung wahrzunehmen.

Dieſe Gefühle nun werden zu Antrieben von Handlungen. Zur Natur der Gefühle gehört es, noch mehr als zu der der Empfindungen und Vorſtellungen, daß ſie entweder unmittelbar in Bewegungen übergehen oder Begehrungen hervorrufen, welche Urſachen von Handlungen werden. Die verſchiedenen Arten und Stufen der Vermittelungen vom Gefühl bis zur Handlung ſind ein Gegenſtand noch nicht vollendeter Forſchung. Ob vielleicht bei allen Handlungen (oder den Begehrungen und Willensacten, die ſie erzeugen) im letzten Grunde der Seele Gefühle angetroffen werden, muß einſtweilen dahin geſtellt bleiben. Gewiß richtig aber iſt es, wenn man im gewöhnlichen Leben ſich ſo ausdrückt, daß die Dinge, welche uns ergreifen, uns auch zum Handeln bewegen. Dinge aber, welche uns ergreifen, ſind keine anderen, als diejenigen, deren Vorſtellungen von ſtarken Gefühlen begleitet ſind. Die urſprünglichen und unmittelbaren Zuſtände der Seele bei der Wahrnehmung gegebener Verhältniſſe reflectiren alſo in ge-

wiſſen Thätigkeiten und gewinnen darin einen beſtimmten objectiven Ausdruck. Ein Menſch der Urzeit nimmt z. B. wahr, daß er nackt ſei; dieſe Wahrnehmung iſt von einem Gefühle der Mißſtimmung begleitet, welches wir heute als Schamgefühl bezeichnen; für ihn ſelbſt kommt dies Gefühl zu gar keiner mittelbaren geſchweige unmittelbaren Erkenntniß; er weiß nicht, wie wir heute von unſeren Gefühlen wiſſen, von dem ſeinigen; aber ſein Gefühl reflectirt unmittelbar in der Handlung, daß er ſich bedeckt. Seine Blöße bedecken iſt von Stund an für ihn Sitte; in dieſer That, in dieſer Sitte ergreift und begreift der Menſch ſein Gefühl, aber auch nur in ihr. Denn von dem Gefühl ſelbſt, abgelöſt von dieſer Handlung, welche es ausdrückt, haben ſogar viel ſpätere Zeiten keine beſtimmte Vorſtellung, und auch entwickelte Sprachen haben ſelten einen Ausdruck dafür. Die Gefühle ſind das, was dem Menſchen am ſchwerſten und daher auch am ſpäteſten zum objectiven klaren Bewußtſein kommt; es bedurfte überall und bedarf noch bis auf den heutigen Tag der Genialität großer herzenskundiger Dichter, um uns einen Einblick in unſere eigene Gefühlswelt zu eröffnen. Unſtreitig ſind die Gefühle des Ur-Menſchen ſtärker, erregter, ſo zu ſagen heftiger, als die der gebildeten und reflectirenden Zeiten; aber ſie ſind nicht klarer, wie die Geſchichte aller Sprachen beweiſt. Weil aber die Gefühle im Urzuſtande des Menſchen ſtark ſind, reflectiren ſie faſt alle in Handlungen, umſomehr, da die Menſchen urſprünglich weit mehr disponirt ſind zu einer gewiſſen plaſtiſchen und dramatiſchen Beweglichkeit, als ihre cultivirten Nachkommen. Die Wahrnehmung des Gefühls iſt eine unmittelbare, aber die Apperception desſelben, ſo daß es zur Vorſtellung wird und Sprachform annimmt, geſchieht um ſo

ſeltener und ſchwieriger, weil die Handlung, in welcher es reflectirt, ſich dazwiſchen ſchiebt.

Aehnlich iſt es nun bei anderen Ereigniſſen; ſie ſind von Gefühlen begleitet (der Freude, der Trauer, des Sieges oder von ſolchen rein ſittlicher Art); aus dieſem Gefühl folgt ein beſtimmtes Benehmen, eine Handlung; er, der Ur-Menſch ſelbſt, verſteht erſt aus ſeiner Handlung und ſeinem Benehmen, welche Bedeutung und Beziehung dies Benehmen auf das Ereigniß habe. Als man vor dem Greiſe aufſtand, zunächſt vielleicht um ihm Platz zu machen, dann aber auch, wenn eine Stelle für ihn leer war, da hatte man das Gefühl der Pietät; aber nur im Aufſtehen kommt das Gefühl zum Bewußtſein, und man hat in der Sprache, alſo auch im Denken, keinen anderen Ausdruck für dies Gefühl, als: „Vor dem Greiſe ſollſt du aufſtehen.“ *)

Im Anfang iſt die That. Das ſittliche Bewußtſein iſt nur praktiſches Bewußtſein; man weiß um den Grund und das Geſetz desſelben ebenſo wenig, als man vom Urſprung der Sprache und von den logiſchen oder pſychologiſchen Geſetzen des Denkens weiß, obwohl man ſpricht und denkt.

Das ſittliche Gefühl iſt der letzte, unbewußte Grund der That; aus der That aber folgt Bewußtſein. Sie iſt das Mittel für ſpätere Zeiten, die ſittlichen Gründe in ſeinem eigenen Innern zu erkennen, die Gefühle zu appercipiren. So wird alſo das Sittliche durch die Sitte geſchaffen, das

*) Bis auf den heutigen Tag beſitzen wir noch keinen glücklichen Ausdruck für dies Gefühl; wir bedienen uns des Fremdwortes Pietät mit einer beſonderen Einſchränkung ſeiner Bedeutung; in dem heimiſchen „Ehrfurcht“ aber ſind zwei Elemente, deren eines in der Miſchung ſeinen urſprünglichen Charakter weſentlich geändert hat; denn möchte das Gefühl immer ein gemiſchtes ſein, wie ich auch glaube: Furcht im eigentlichen Sinne iſt wohl kein Beſtandtheil desſelben.

heißt zu einem Inhalt und zum Bewußtsein gebracht oder wenigstens fixirt. Zwar ist das sittliche Gefühl das Ursprüngliche, das Treibende, welches die Sitte erzeugt; aber nur durch die Handlung, die es nach psychologischen Gesetzen hervorruft, wird das Gefühl erst erkannt, festgehalten. Die That ist das Mittel zur Gestaltung und darum auch zur Apperception dessen, was der sittliche Trieb und Keim im Menschen ist.

Daher kommt es denn auch, daß das Negative der Sittlichkeit, die Verbote, schwerer zum Bewußtsein kommen; daher finden wir Stämme mit sanften, edlen positiven Sitten, die aber gleichwohl wild und ausgelassen in der Uebertretung dessen sind, was uns als Verbot geläufig ist. Wenn aber bei uns auf dem Standpunkt einer höheren sittlichen Erkenntniß die sogenannten Verbote auch einen positiven Ausdruck gewinnen, wenn der Ausspruch: Du sollst nicht morden, zu dem edleren und reicheren Ausdruck gelangt: Du sollst das Leben deines Mitmenschen heilig halten: so konnte sich doch für den Ur-Menschen keine positive Sitte daraus bilden, weil dazu die Bedingungen gefühlserregender Thatsachen fehlen. Aus diesem Grunde nun finden wir, daß alle Gesetzgebungen an dem Wendepunkte, wo die Sitte zum Gesetz wird, vorwiegend negativ gefaßt sind (in den zehn Geboten sind acht verneinend und nur zwei bejahend); offenbar weil das Negative in der Form des Sittenlebens am meisten lückenhaft ist.

Indessen gestalten sich auch negative sittliche Formen, wenigstens für die tief eingreifenden Bedingungen des individuellen wie des geselligen Lebens, früh genug; aber sicherlich auch hier entwickelt sich das moralische Gefühl erst an vorhandenen Thatsachen als Tadel und Mißbilligung. Darauf ist auch die biblische Anschauung zu deuten; tief und

ſinnig iſt die Darſtellung des Brudermordes; nicht vorher ſpricht Gott ein Verbot aus, ſondern nach dem Ereigniß heißt es: Das Blut deines Bruders ſchreit zu mir; und dieſer Schrei zu Gott geht durch das menſchliche Herz.

Wie wird nun der Erfolg eines urſprünglichen Gefühls und die daraus hervorgegangene Handlung zur Sitte?

Zunächſt iſt feſtzuhalten, daß der Menſch in der Geſellſchaft von Gleichgeſchaffenen lebt. Wie der Eine ſeine That verſteht, ſo verſtehen ſie alle Genoſſen, auch wenn ſie nicht ſchon das Gleiche gethan haben; denn alle fühlen durchſchnittlich das Gleiche. Die Ausbildung der Individualität iſt das Product der Geſchichte; zumal eine ſolche Individualität, welche das Verſtändniß unter den Gliedern einer Geſellſchaft in Frage ſtellt, wird erſt in den Zeiten eines ſehr entwickelten und vielfach gegliederten Culturzuſtandes angetroffen werden. Je niedriger die Culturſtufe, deſto ſeltener iſt die Individualität; denn auch die aus irgend welchen Urſachen entſtehende Differenz des pſychophyſiſchen Organismus findet des Inhalts zu wenig, um ſich an ihm zu bewähren, zu befeſtigen und zu ſteigern. Der eine wird im Stein- oder Speerwerfen beſſer treffen, wird geſchickter ſchneiden oder ſchleifen, ſtärker ſchlagen, raſcher rennen; ſeine Denkthätigkeit hat bei alledem einen Umfang und ein Tempo, in welchem alle Genoſſen ihm gleich ſein können.

Unter gleichen Umſtänden alſo wird von Allen das Gleiche gedacht und gefühlt und in Folge deſſen auch das Gleiche gethan. Was aber einmal geſchehen, gethan iſt, das wird wiederholt, nicht in Folge eines Vertrages oder irgend einer abſichtlichen Feſtſetzung; ſondern einmal weil überhaupt die gleichen Urſachen gleiche Wirkungen haben. Sodann tritt noch ein anderer, eben ſo einfacher als für die Sittenbildung

wesentlicher Grund hinzu, in Folge dessen namentlich auch nicht bloß die gleichen, sondern auch die ähnlichen Anlässe in der gleichen Handlung reflectiren und Ausdruck gewinnen: wir meinen nämlich das einfache, ursprüngliche psychische Gesetz der Erinnerung. Zu diesem gesellt sich unmittelbar die Freude über die Erinnerung, die ursprüngliche Liebe zur Wiederholung des Bekannten wegen des leichteren Flusses der Vorstellungen. Mit welchem Behagen haben wir nicht Alle diejenigen Verse in den homerischen Gesängen gelesen, welche sich öfter wiederholen; der träge Fluß der Vorstellungen bekommt plötzlich ein anderes Gefälle und stürzt, rauschend und schäumend, lustig dahin. Eine beträchtliche Ergänzung dieser Gründe ist auch der folgende. Es fehlt dem Ur-Menschen noch sehr an Formen für den Ausdruck seiner ursprünglichen Gefühle, und er fühlt sich andererseits, wie schon bemerkt, noch so viel mehr gedrängt den Momenten seines inneren Lebens eine äußere Gestalt zu geben, daß er desto eifriger und unwillkürlicher jede einmal gefundene Form auch festhält. Daher erklärt sich auch die allgemeine Erfahrung: je weniger Formen, desto fester haften sie; einfachere Sitten werden strenger befolgt.*)

*) Den gebildeten europäischen Reisenden erscheint es immer eben so auffällig, als es für die Geschichte der Sitten bedeutsam ist, daß die Menschen aller uncivilisirten Völker von jeder bestimmten und vollends von jeder feierlichen Form des Handelns und Benehmens so stark ergriffen werden, daß nicht bloß ihre Vorstellungen, sondern selbst ihre Glieder in eine zitternde Bewegung gerathen. Daß sie sofort an Zauberei denken, ist zwar eine Ursache, aber vorher schon eine Wirkung dieses Ergriffenseins von der freien Form.

Vielleicht ist es eine Berührung des Aeußersten, wenn bei Culturvölkern in den sogenannten höchsten Ständen wiederum eine den Inhalt des Lebens weit überragende Vorliebe und Ehrfurcht für Lebensformen sich findet. Vgl. oben beim Tact S. 57 f.

In gleicher Weise ist die Erinnerung Grundlage des Gewissens. Der eigentliche Kern desselben ist, wie sich von selbst versteht, das unwillkürliche und nothwendige Urtheil über die Handlung, das sich, zunächst freilich nur in der Form des Gefühls, kundgibt; die Triebkraft des Gewissens aber ist die unausweichliche Nothwendigkeit der Erinnerung. Der Umstand, auf dessen Eigenthümlichkeit schon Kant hingewiesen hat, daß es leicht ist, entschwundene Vorstellungen wieder hervorzurufen, aber fast unmöglich, auftauchende willkürlich zu verdrängen, diese einfache mechanische Thatsache des Bewußtseins greift tief in die Structur der Idealwelt hinein; und die naive Anschauung sowohl früherer Zeiten, als der Gegenwart faßt nicht sowohl das moralische Urtheil, sondern die Stimme des Gewissens, die nicht schweigt, d. h. also die Erinnerung, als die eigentliche Offenbarung des Göttlichen im Menschen auf. Mit Hilfe der Wiederholung also sowohl der ursprünglichen Begehrung, als der Ereignisse und deren Vorstellung nebst den daraus gefolgten Gefühlen und Handlungen hat sich die Sitte gebildet.

Sofort wird nunmehr der Proceß der Vollziehung einer Sitten-Handlung ein anderer. Wird nun ein gleiches Ereigniß wiederholt, dann ist es nicht mehr bloß jenes dunkle, an sich inhaltlose, zu einer Handlung treibende Gefühl, welches sich an die Vorstellung des Ereignisses heftet; vielmehr tritt die Vorstellung jener aus dem Gefühl gefolgten Handlung ins Bewußtsein mit dem Anspruch, als That verwirklicht zu werden. Das ursprüngliche sittliche Gefühl heftet sich an diese Vorstellung und verleiht ihr die eigenthümliche Triebkraft des Sollens. Nichts ist natürlicher, als die innigste Verschmelzung jenes bestimmten, aber an sich inhaltsleeren Gefühls mit der Vorstellung

derjenigen Handlung, in welcher es seine Ausgleichung und Verkörperung gefunden hat. Der einen Masse von mannigfachen Vorstellungen, welche die vielen verschiedenen Vorfälle des Lebens und seine Schicksale sammt den darangeknüpften Gefühlen, der Lust und der Unlust und die aus diesen entsprungenen Begehrungen umfaßt, steht nunmehr eine andere Reihe von Vorstellungen gegenüber, welche auf die Gruppen in jener Masse dergestalt sich bezieht, daß sie anzeigt, was geschehen muß, wenn irgend eines von jenen Ereignissen sich verwirklicht.

Zugleich bildet jede Vorstellung von einer Sittenhandlung beziehungsweise ein Allgemeines gegenüber den einzelnen möglichen und verschiedenen Vorfällen des Lebens; und so steht die Sitte als das Allgemeine dem Einzelnen, als das Feste und Gleichmäßige dem Zufälligen und Wandelbaren gegenüber. Es heben sich zugleich die Sitten als die Vorstellungen dessen, was bei den abrollenden Geschicken des Lebens geschehen muß oder nicht geschehen darf, ab von den Vorstellungen des wirklichen und wandelbaren Daseins; vermöge ihrer eigenthümlichen Qualität bilden sie eine abgesonderte Masse von psychologischer Kraft, welche den Lauf des Lebens und demgemäß des psychologischen Processes beherrscht.

Zunächst in jedem Einzelnen wird diese Vorstellungsmasse der Sitten, vermöge der genannten Eigenschaften und getragen zugleich durch das ursprüngliche sittliche Gefühl, die herrschende; dann aber wird die ganze Gesellschaft, in welcher gleichmäßig der eben bezeichnete psychische Zustand sich wiederholt, zum Gesammtgewissen und zur geistigen Gesammtherrschaft über jeden Einzelnen. Daher jene gewaltige, überwältigende und unbeugsame Macht der Sitten. Wo nun

dieſe Macht die einzelnen Antriebe, die inſtinctiven Neigungen, die natürlichen, abſpringenden, ſingulären, wilden Vorgänge des Lebens wie ein Netz umſchließt, oder wo ſie als ein organiſches Centrum die niederen Proceſſe der natürlichen Antriebe, die Attraction und Repulſion der Luſt und der Unluſt, die chemiſchen Wahlverwandtſchaften der Zuneigung und Abneigung in den Dienſt eines geordneten Organismus führt: da iſt Menſchenthum vorhanden. Die erſte und größte Probe dieſer Macht zeigt ſich dann und da, wo die Sitte gegen Neigung erfüllt werden ſoll und wird; daraus entſpringt ein ganz neues Gefühl der Befriedigung: ſittliche Zufriedenheit und Siegesfreude. Das Gewiſſen wird zum guten Gewiſſen.

Wir brauchen hier nur flüchtig darauf hinzudeuten, wie ſich die Vorſtellungen von den Sitten mit den Gefühlen verweben, wie auf dem angezeigten Wege aus dem Sittenleben neue Gefühle der Befriedigung und der Reue ſich bilden, wie dann überhaupt Vorſtellungen und Gefühle gegenſeitig ſich heben und entwickeln, um zu begreifen, wie einerſeits Geſinnungen und Charaktere ſich geſtalten und andererſeits durch erhöhte Reflexion ſittliche Ideen zum Bewußtſein kommen.

Schon aus dem Rückblick auf dieſe flüchtig gezeichnete Stufenfolge des vielgliederigen Proceſſes der Sittenſchöpfung, aus der einfachen Betrachtung, welch eine mannigfache Verſchiedenheit der urſprünglichen ſittlichen Elemente begründet iſt in den verſchiedenen Anlagen der Seele und den Anläſſen des Lebens, je nach der verſchiedenen Lebensweiſe der Volksſtämme, läßt ſich erkennen, daß die ungeheure Mannigfaltigkeit der Sitten kein Wunder iſt. —

Wenn von den Urzeiten der Sittenſchöpfung die Rede iſt, dann pflegt die Frage aufzutauchen, ob die erſten Ge-

ſchlechter der Menſchheit ſich in jenem vorzüglichen Zuſtande befunden haben, welchen die dichteriſche Einbildungskraft als das goldene Zeitalter und paradieſiſche Reinheit und Glückſeligkeit ausmalt?

Die Pſychologie wird ſich auf ihrem eigenen Boden der Unterſuchung immer ablehnend verhalten müſſen gegen jeden ſagenhaften Traum, daß die Menſchen urſprünglich vollkommen geweſen ſind. Aber auch eine teleologiſche Betrachtung wird ſich dem Gedanken nicht verſchließen können, daß aufſteigende Entwickelung nicht ſowohl ein bloßes Mittel, oder gar ein ſpäter erſt nothwendig gewordenes Uebel, ſondern daß ſie vielmehr ein eingreifender Theil des Zweckes ſelbſt im Leben der Menſchheit iſt.

Muß die Pſychologie aber jede mythiſche urſprüngliche Vollkommenheit des Menſchen abweiſen: ſo wird ſie doch durch Beobachtung und Zergliederung der geſchichtlichen ſowohl, als der perſönlichen Entwickelung des Menſchen zu der Ueberzeugung geführt, daß die ſittenſchöpferiſchen Zeiten bedeutender ſind als die nachfolgenden. Wir haben geſehen, wie die geiſtige Natur des Menſchen und ſein Bedürfniß nach der Form ihn dieſe finden läßt; dies Finden und Erzeugen, dieſe völlig bewußtloſe Selbſterhebung und gleichſam räthſelhafte Selbſtüberraſchung macht den Ur-Menſchen kraftvoll, groß und tief. Ueberall werden in den folgenden Zeiten die Erfinder von Formen und Werken zu Göttern, inſofern ihre Thaten den Göttern beigelegt werden. Eben dieſe ſpäteren Zeiten finden die Form fertig vor; auf dieſe wirkt ſie als Formel, zwingend, aber allmählich auch ertödtend. Selbſt die Gründer des Schamanenthums ſtanden ſicher ungleich höher, als die ſpätern Gläubigen desſelben. Dies Geſetz wiederholt ſich auf allen Gebieten für alle ſchöpferiſchen Zeiten

in der Geſchichte der Cultur. Es erklärt die immer wiederkehrende Erſcheinung des Epigonenthums nach allen Epochen eines energiſchen und reformatoriſchen Schaffens. Denn das Maß der Originalität iſt für den Menſchen ein beſchränktes; die Organe ſteigern ſich nicht oder ſehr langſam mit den Erfolgen ihrer Thätigkeit, welche ſich erſt in Generationen einleben müſſen, um von der Function auf das Organ zurückzuwirken. Nicht trotz der ſchöpferiſchen Größe der Vorfahren, ſondern aus derſelben folgt der Mangel der Nachfolger. (Vgl. Bd. I S. 383 ff. über das Verhältniß des Genies zur großen Maſſe.) Daraus erklärt ſich auch die ſo ſelbſtverſtändlich hingenommene, aber nichts weniger als einfache Thatſache der vergleichsweiſe ganz überwältigenden Macht der Tradition in der Geſchichte, gegen welche die neue Production oder auch nur Reformation des Ueberlieferten einen harten Kampf zu kämpfen hat; einen ſo harten Kampf, daß er ſelten unternommen und noch ſeltener glücklich durchgeführt wird.

Die naheliegenden Urſachen für dieſe Thatſachen können wir ſogar heute noch an unſeren Kindern beobachten. Es iſt nicht bloß die Eitelkeit der Eltern, welche faſt allgemein von lauter klugen Kindern berichtet, ſo daß wir uns vergeblich nach dieſer maſſenhaften Klugheit bei den Erwachſenen umſehen; ſondern thatſächlich ſchreiten die geiſtigen Kräfte der Kinder während der erſten ſieben Jahre in einem Maße fort, welches das Verhältniß der durchſchnittlich höchſten Ausbildung des Geiſtes zu den Lebens- und vollends zu den gewöhnlichen Entwickelungsjahren bei weitem übertrifft. Es iſt überhaupt erſtaunlich, wie weit und breit das Gebiet deſſen iſt, was ſo ein Kind von ſieben Jahren in ſeinem Geiſte aufgenommen, wie mannigfaltig die Proceſſe, welche es vollzogen, wie groß die Summe der Vorſtellungsmaſſen, die es erworben hat;

was aber das Wichtigste von allem, daß die geistige Erzeugung alles dessen, was nicht lehrbar ist, sondern aus der Seele des Menschen selber stammen muß, fast gänzlich vollendet erscheint. Ist so aber früh das Maß des Nothwendigen für die Auffassung der Welt und die Bewegung in ihr erfüllt, dann stellt sich die Natur; die erlangten Formen sättigen nicht nur, sondern sie hemmen auch die Empfänglichkeit und die Schöpfungskraft, bis stärkere Reizungen von innen oder außen erst später den Bann wieder lösen. Aus gleichen psychologischen Gründen, obwohl unter Mitwirkung von physiologischen Ursachen, sehen wir bei allen niederen Völkern in Folge ihrer engen, aber stabilen und scharf ausgeprägten Culturverhältnisse eine für uns erstaunliche Frühreife, welche die Jugend erreicht oder richtiger erleidet. Verglichen mit einem unserer fünfzehnjährigen Knaben ist der gleichalterige Aegypter ein völliger Mann; zehn Jahre später aber ist bei diesem das Geistesleben schon gänzlich abgestanden, bei jenem aber in der Blüthe seiner Entfaltung.

Auch bei ganzen Völkern richtet sich, wie hier bei den Einzelnen, die Zeit und das Maß ihres Fortschritts oder Stillstands nach der in ihren ursprünglichen Culturformen und Ideen gelegenen Fähigkeit und inneren Nothwendigkeit zu weiterer Entwickelung.

Als ein Beispiel dieses verschiedenen Wachsthums idealer Keime sei aus späteren Zeiten nur etwa Folgendes erwähnt. Der reine Monotheismus mit der Lehre, daß alle Menschen Kinder eines Gottes sind, führt zu allgemeiner Humanität, in Folge einer einfachen Reflexion, die der Prophet in den Worten ausdrückt: „Haben wir nicht alle einen Vater? hat uns nicht ein Gott geschaffen? warum sollen wir treulos handeln ein Bruder an dem andern?“ Solche einfache Reflexionen

brauchen zwar in der Geſchichte der Menſchheit trotz der Fruchtbarkeit des ſchon vorhandenen Keimes doch noch Jahrhunderte, um erkannt, oft Jahrtauſende, um allgemein verbreitet zu werden; wo aber in einer Nation jeder kleine Staat ſeinen eigenen Hauptgott beſitzt, wo ſich ſtädtiſche und ländliche Götter unterſcheiden, wo Penaten und Laren als die engſten und eigenſten Gottheiten die höchſte Verehrung genießen: da iſt ſelbſt ein Keim allgemeiner Humanität ſchwer zu entdecken, und dieſe kann nur auf dem Grabe ſolcher Götter gedeihen. —

Wir haben bisher den Proceß der Sittenſchöpfung nur abſtract und ganz im Allgemeinen, gegründet auf den Begriff des ſittlichen Gefühls, darzuſtellen verſucht. Es kommt nunmehr darauf an, die Natur und Beſtimmtheit desſelben näher anzugeben. Zu den Vorzügen einer ſolchen genauen Entwickelung würde es gehören, wenn es gelänge, damit zugleich die üblichen ethiſchen Grundbegriffe einer Kritik zu unterwerfen und zu zeigen, wie von den neueſten ethiſchen Syſtemen immer nur eine urſprüngliche Seite, nur ein vereinzeltes Element des Sittlichen hervorgehoben wurde, um die übrigen entweder zu vernachläſſigen oder gar zu unterdrücken, oder aber auf eine künſtliche Weiſe nachzuholen. Zwar im Allgemeinen ſoll ſich die Ethik frei und unabhängig von der Pſychologie entfalten. Ihre Aufgaben ſind verſchieden, ja eine allzu nahe Verbindung der erſteren mit der letzteren iſt nicht ohne eine gewiſſe Gefahr für ſie. Das Object der Pſychologie, das wirkliche Leben, iſt wandelbar, zeigt in den verſchiedenen Zeitaltern und bei verſchiedenen Nationen auf allen Gebieten des geiſtigen Daſeins, und auf dem der Sittlichkeit nicht am wenigſten, eine oft tief eingreifende Mannigfaltigkeit. Die Aufgabe der Ethik aber iſt es, unbe-

kümmert um die Verirrungen des wirklichen Lebens, die ewigen Ideale des Sittlichen zu zeigen. Wir werden jedoch ſehen, wie gleichwohl die Ethik von einer pſychologiſchen Auffaſſung des ſittlichen Lebens, einer meiſt falſchen oder einſeitigen, ſich hatte leiten laſſen. Eine beſſer begründete Pſychologie kann daher der Ethik zwar niemals einen tieferen Grund, wohl aber eine richtigere Anleitung geben für die Aufſtellung ſittlicher Ideale und für den Ausbau ſittlicher Principien. Sie wird dies vor Allem dadurch zu leiſten haben, daß ſie die ethiſchen Elemente aus den wirklichen Handlungen reinlich ausſondert, alſo dasſelbe Geſchäft vollzieht, welches wir ihr oben (S. 86) in Bezug auf die Aeſthetik zugewieſen haben. Denn auch die ethiſche Lebensführung ſetzt ſich nicht aus lauter ethiſchen Kräften und Motiven zuſammen; hier hat die Pſychologie die Aufgabe einer chemiſchen Analyſe zu vollziehen, um die vergleichsweiſen Schlacken von dem Feingehalt des rein Sittlichen abzuſondern. Die Ethik hat dann der oft beliebten Theorie entgegen zu treten, daß das Gold des Sittlichen mit gemeinerem Metall legirt werden müſſe, um an Haltbarkeit zu gewinnen.

Es empfiehlt ſich heut zu Tage ein tieferes Eindringen in die Pſychologie, namentlich des ethiſchen Lebens, auch noch aus einem andern Geſichtspunkte.

Kant hatte verſucht die durch ſeine Metaphyſik und, wie er glaubte, alle Metaphyſik, unbefriedigten idealen Bedürfniſſe des Menſchen, die höchſten Ideen von Gott, Freiheit und Unſterblichkeit, auf dem Wege der ethiſchen Betrachtungen zu erfüllen. Die Lücke war dadurch nicht ausgefüllt, und trotz mannigfacher Verſuche, dem ungeheuren Bruch im innerſten Weſen des Menſchen zuvorzukommen, hat ſich neuerdings, namentlich durch ein immer weiteres Vordringen des natur-

wissenschaftlichen Sinnes, der tiefste Gegensatz ausgebildet zwischen einer mechanischen und teleologischen Weltanschauung. Die Welt des Wirklichen zeigt einer strengen, wissenschaftlichen Betrachtung überall, wohin wir sie auch verfolgen mögen, nur einen causalen Zusammenhang. Zwar der wirklichen Erkenntniß und Einsicht in die Ursachen der vor uns erscheinenden Wirkungen finden wir oft genug Grenzen gesetzt; sie aber können niemals dem Gedanken Halt gebieten, auch über sie hinaus nach Ursachen zu forschen und solche als die zureichenden Gründe des Geschehens vorauszusetzen. Wie stark und eindringend sich uns auch der Begriff einer Zweckmäßigkeit bei der Beobachtung der mannigfaltigen Gebilde der Natur offenbart, wir müssen immer wieder darauf verzichten, sie unmittelbar einzuführen in die Reihe der Bedingungen, aus denen jene Gebilde der Natur hervorgegangen sind. Dieser einen strengen, in sich abgeschlossenen und völlig unverkennbaren Erkenntniß gegenüber, bringt aber schon jede gemüthsvolle Versenkung in das Einzelne, und noch viel mehr jeder gehobene Umblick über das Ganze der Natur mit einer eben so kräftigen und unabweislichen Stimme auf die Anerkennung von Ideen als dem Ursprünglichen und Schöpferischen. Auf sie verzichten ist fast überall gleichbedeutend mit einer Vernichtung aller Tugend, Schönheit und Religiosität.

Auch die Psychologie als Wissenschaft von der Natur des Geistes hat zu ihrer Aufgabe, die Thatsachen zu erkennen und ihre Ursachen zu ergründen; sie stellt sich nicht bloß, sondern sie steht ihrer Aufgabe nach auf Seiten derjenigen Auffassung der Welt, welche in ihrem Weben und Wirken nichts Anderes erkennen will, als den ewig bewegten Proceß von Ursachen und Wirkungen. Und dennoch glaube ich, daß sie, die Psychologie, dazu berufen ist, in den Bruch zu treten,

und wie sie den ganzen geistigen Menschen zu dem Gegenstande ihrer wissenschaftlichen Untersuchung hat, so auch im Stande ist ihn ganz und ungetheilt hervortreten zu lassen. Schon indem sie in dem Bereiche des geistigen Lebens eine von der sinnlichen Natur völlig verschiedene Art der Elemente und eine eben so verschiedene Weise des Processes entdeckt, läßt sie uns, ohne das Suchen nach causalem Zusammenhange aufzugeben, eine Verbindung desselben mit idealen Zwecken ahnen.

Nur auf einen Unterschied des physischen und des psychischen Processes will ich hinweisen, der unserem Gegenstande besonders nahe liegt, indem wir das Gewissen in nächster Verknüpfung mit ihm gefunden haben. Die Erfolge der psychischen Thätigkeit beharren, auch wenn der Zustand des Subjects wechselt und zum entgegengesetzten Proceß übergeht; die Erfolge des physischen Processes verschwinden, sobald das Subject in einen anderen Zustand übergeht oder einen entgegengesetzten Proceß vollzieht. Ein einfaches Beispiel soll die Sache kurz und deutlich erläutern. Ein Quantum Schwefel und ein Quantum Queckſilber verbinden sich chemisch mit einander; jetzt ist aus beiden Zinnober geworden, es gibt keinen Schwefel und gibt kein Queckſilber mehr, sondern lediglich Zinnober. Jetzt aber wollen wir noch den Zinnober wieder zerlegen; dann haben wir wieder Schwefel und Queckſilber. Für diese beiden Körper nun ist es absolut gleichgiltig ob sie jemals Zinnober gewesen sind; der Proceß der Verbindung ist null und nichtig. Jetzt denken wir uns aber den geistigen Zuschauer, der diese Processe bemerkt hat. Auch er gewinnt aus seiner sinnlichen Thätigkeit erst die eine Wahrnehmung, dann die zweite, dann die dritte. In seiner Seele aber beharren alle diese Vorstellungen. In der Natur verschwindet der Zinnober, wenn

Schwefel und Queckſilber wieder da ſind; im Geiſte iſt und bleibt Alles dauernd vorhanden.

Schon ein ſolcher Unterſchied, ſage ich, läßt uns auch wenn wir im Seeliſchen überall nur die Cauſalität beachten, den Abſtand desſelben von der materiellen Natur erkennen und den Zuſammenhang mit allem Idealen ahnen.

Aber nicht bloß eine Ahnung iſt es, auf welche wir hindeuten, ſondern auch eine Gewißheit. Im Bereiche des Menſchlichen nämlich geſtaltet ſich eine Löſung des Gegenſatzes dadurch, daß die Ideale ſelbſt als Erfolge der mechaniſchen, pſychiſchen Bewegung auftreten, daß ſie nicht etwa ein zum Gegenſtande der Beobachtung Hinzugebrachtes, bloß Subjectives, vielmehr ein in der Reihe der Entdeckungen Liegendes, mit einem Worte, als ein Entdecktes auftreten; daß ſie ferner wiederum eingehen in den Mechanismus, als Urſachen; ſie ſind erzeugte und erzeugende Kräfte. In das Reich der Ideen aber gelangt, finden wir ihre Weſenheit nicht mehr beengt und bedingt von dem genetiſchen Gang, auf dem ſie allmählich im Menſchen zur Erkenntniß gekommen ſind.

Dieſe Ideen ſelbſt zeigen uns, daß jene urſprünglichen Gefühle, aus denen wir ſie ſich entwickeln ſahen, nicht die einzige und letzte Quelle ihres Daſeins ſein können, wenn auch die Erfahrung uns über dieſe Quelle nicht hinausführt. Wo hier die Pſychologie ihre Unterſuchung ſchließt, da beginnt die Arbeit der freien Ideen, und in unſerer Frage die Arbeit der Ethik; und der Pſycholog kann ſo wenig gegen die ethiſche Arbeit Einſprache erheben, daß er vielmehr das Leben und die Erfolge der Ideen und die aus ihnen entſpringenden Bedürfniſſe ebenfalls als Thatſache anerkennen muß.

Indem ich nun dazu übergehe, die urſprünglichen Elemente des Sittlichen etwas näher zu beleuchten, haben wir vor allem

die Bestimmtheit der sittlichen Gefühle zu erörtern. Sie bietet der Psychologie nicht gewöhnliche Schwierigkeiten dadurch, daß uns das Gefühl in der Erfahrung jederzeit in Verbindung mit Wahrnehmungen und Vorstellungen gegeben ist, von denen die Gefühle an sich so schwer zu trennen sind, daß wir vielmehr gewöhnlich ihre Bestimmtheit durch diese Vorstellungen und Verhältnisse, mit denen sie in der Seele verbunden erscheinen, wie ich vorher bemerkte, auszudrücken pflegen. Um den Gang der Untersuchung nicht aufzuhalten, habe ich alle sittlichen Gefühle zusammengefaßt unter dem Gegensatz der Billigung und des Tadels. Sehr alt ist der Versuch, die Thatsache, welche in diesen entgegengesetzten Gefühlen vorliegt, so aufzufassen, daß man sie als gleichbedeutend oder untergeordnet dem allgemeineren Begriff der Lust und der Unlust dargestellt hat.*) Daß mit einer solchen Zusammenfassung des Verschiedenen unter einem allgemeinen Begriff noch wenig gethan ist, wird kaum bezweifelt werden. Die Gleichheit der Dinge unter irgend einem abstracten Schema zu erkennen ist wahrlich nicht schwer; ihre Verschiedenheit aber und besondere Eigenthümlichkeit zu entdecken ist die Aufgabe wissenschaftlicher Arbeit. Aber nicht bloß ohne Nutzen, sondern auch schädlich war diese Deutung der sittlichen Gefühle als eine Art von Lust- und Unlustgefühlen, dadurch, daß sie in die ethischen Begriffe Verwirrung gebracht hat; und selbst abgesehen endlich von dem Vorzug oder Nachtheil, den eine solche Auffassung mit sich führt, scheinen mir die

*) Dagegen bemerkt auch Steinthal: „Lob, Billigung ist nicht Freude; Tadel, Mißbilligung ist nicht Schmerz: obwohl Freude und Schmerz zu dem Lobe und dem Tadel, wo dieses oder jenes ausgesprochen ist, hinzutreten kann und oft wirklich hinzutreten wird.“ „Die ethische Idee der Vollkommenheit“ Zeitschr. f. Völkerpsychol. Bd. XI S. 177.

Thatſachen ihr zu widerſprechen. Die Gefühle ſind je nach dem Inhalt der Vorſtellungen oder nach dem Ablauf des Vorſtellungsproceſſes, mit welchem ſie verbunden ſind, beſtimmt. Dann nur könnte man irgend welche als die allgemeine Beſtimmtheit aller auffaſſen, wenn in dieſen der durchgängige Grund für alle zu finden wäre, dergeſtalt, daß nur der verſchiedene Inhalt der Vorſtellungen als die Urſache der Verſchiedenheit aufgefaßt werden könnte. Man kann z. B. aus dieſem Grunde nicht bloß alle ſinnlichen Gefühle, ſondern auch die der Furcht und der Hoffnung, der erfüllten und der getäuſchten Erwartung, unter dem allgemeinen Begriff der Luſt- und der Unluſtgefühle zuſammenfaſſen. Ob aber auch das Gefühl des Erhabenen, das der Andacht oder der Ehrfurcht, auf die Luſt und Unluſt als die allgemein weſentliche Beſtimmtheit dieſer Gefühle zurückgeführt werden kann, ſcheint mir mehr als zweifelhaft. Wir ſahen uns daher genöthigt, eine urſprüngliche Mannigfaltigkeit in der Beſtimmtheit der Gefühle anzunehmen, und es iſt ſchlechterdings kein Grund zu entdecken, welcher dieſer Annahme entgegenſtände, als die allgemeine und natürliche Neigung, das Mannigfaltige, ob auch mit Gefahr ſeiner Eigenthümlichkeit, unter einem abſtracten Allgemeinen zuſammen zu faſſen. Schon oben bei der Freundſchaft (S. 313) habe ich gezeigt, daß dieſe wie alle anderen Arten der Zuneigung, der Hingebung und Aneignung, Verwandtſchaft, Liebe, aber auch alle Bildung von Geſammtheit und ein ſolcher Erfolg der Zuſammenſchließung wie das Ehrgefühl, durchaus nicht Gefühle der Luſt ſind; ſie können alle mit Gefühlen der Luſt aber auch der Unluſt verbunden ſein; ſie bleiben in beiden Fällen dieſelben; ob mein Ehrgefühl befriedigt oder gekränkt wird, in beiden Fällen, und

in beiden gleich sehr ist es eben Ehrgefühl, also ein Besonderes, von jenen Verschiedenes.

Um die ursprüngliche mannigfaltige Bestimmtheit der wesentlichsten sittlichen Gefühle darzustellen, haben wir vorher diejenigen auszuscheiden, welche sich auf die Religion beziehen. Der Mensch findet sich umgeben von der Natur und anderen Menschen; die Betrachtung der Natur ist die Quelle der religiösen Vorstellungen, die Verhältnisse zu den Menschen die der sittlichen. Nun ist zwar der Mensch auch Theil und Gebilde der Natur, aber er ist das Letzte, worauf sein Blick sich gewendet hat. Nur bei cultivirten Völkern, und auch da erst in späteren Zeiten, wird der Mensch Gegenstand der Betrachtung. Selbst innerhalb der Geschichte der Wissenschaft ist der Mensch der allerspäteste ergriffene Gegenstand der Beobachtung. Der Sinn des Menschen ist, nach einer leicht erkennbaren Nothwendigkeit, so sehr nach außen gerichtet, daß er erst nach einer gewissen Sättigung an der Erfassung und Umgestaltung der äußeren Natur, in sein eigenes Innere einzukehren geneigt ist. Aus diesem Grunde sind Anthropomorphismen, wie leicht man auch bei einer unhistorischen und oberflächlichen Auffassung mit Vorwürfen gegen sie bei der Hand ist, historisch und ethnologisch betrachtet, Grundlage der höchsten und edelsten religiösen Anschauungen, zumal wo sie auf makrokosmische Mythologien gepflanzt wurden. Der Anthropomorphismus ist in seinem Werthe bedingt von der vorgängigen sittlichen Ausbildung des Menschen, die sittliche Ausbildung aber wiederum von den religiösen Vorstellungen. Dies gibt eine Zirkelbewegung, aber sie hat die Bedeutung einer Wechselwirkung; und unter allen Umständen bleibt die Thatsache, daß das Göttliche nach dem höchsten geistigen und inneren Wesen der Natur, nach dem Menschen, vorgestellt

wird, daß der Menſch wiederum als Gebilde des höchſten und des göttlichen Weſens aufgefaßt und dem idealen Bilde nachſtrebend gedacht wird, die Grundlage zur höchſten Entwickelung. Wo aber die religiöſen Vorſtellungen aus der Betrachtung der äußeren Natur entſpringen, da ſcheiden ſie ſich, je nachdem die makrokosmiſchen oder die mikrokosmiſchen Gebilde die Grundlage bilden. Wo der Menſch Auge und Geiſt zum Himmel emporgehoben hat, hat er überall erhabene Vorſtellungen von dem menſchlichen Weſen gebildet; wo er an der Erde und ſeiner nächſten Umgebung haften blieb, da beſchränken ſich ſeine religiöſen Anſchauungen auf Geiſterſeherei, Spuk und Zauberweſen. Daß dieſe letzteren ſich überall auch neben edleren Vorſtellungen ausgebildet finden, hat ſeinen nächſten Grund darin, daß die mikrokosmiſche Natur immer in die Sinne fällt und beachtet werden muß. Weiter in die Ausbildung religiöſer Vorſtellungen einzugehen, liegt dem Zweck unſerer Betrachtung fern.*)

*) Nur einige Andeutungen mögen hier noch Platz finden. Die Geiſterſeherei, das Spuk- und Zauberweſen iſt ſchon aus den Sinnestäuſchungen der Nacht erklärlich, und es findet ſich am weiteſten ausgebildet bei den hoch im Norden oder tief im Süden lebenden Völkern; jene haben lange Nächte und dieſe erfreuen ſich nach heißen Tagen der lauen Nächte. Auch wir ſind nicht bloß als Kinder, ſondern auch als Erwachſene den Sinnestäuſchungen nach ganz einfachen optiſchen, akuſtiſchen und phyſiologiſchen Geſetzen unterworfen. Aber wir haben an der Klarheit der tageshellen Vorſtellungsreihen ein Correctiv, das dem Naturmenſchen fehlt. Sind aber falſche Begriffe von der Wirkſamkeit der Naturweſen einmal im Gange, dann verſtärken ſich bald die urſprünglichen Mängel der Auffaſſung, weil jene Begriffe zu ſtarken Apperceptionsmitteln werden. Die reizbaren und erregten Naturen, die begabteſten alſo unter den Naturmenſchen, kommen unter ſolchen Umſtänden von den bloßen Sinnestäuſchungen zu Hallucinationen; die Prieſter ſind nicht Betrüger, ſondern Hallucinirende. Daher umgekehrt die Verehrung der Hallucinirenden, der Wahnſinnigen überhaupt; von den Aegyptern abwärts bei allen niedern Völkern gilt der Wahnſinn, die wirre Auffaſſung der Welt und das unſinnige Gebahren in ihr, das

Für die nähere Bestimmtheit der in engerem Sinne sittlichen Gefühle und der in ihnen gegebenen Motive zum Handeln ist nun vor allem hervorzuheben, daß nicht der einzelne Mensch und seine individuelle Natur, wie sie die Psychologie isolirt zu betrachten pflegt, sondern der gesellschaftliche Mensch Schöpfer der Sitten ist. Gerade in und an dem Gegensatz des Einzelnen und der Gesammtheit, der Allgemeinheit und der Individualität entwickelt sich zumeist alles Sittliche.

Daß die verschiedenen Systeme des gröberen oder feineren Eudämonismus, welche zuletzt immer den Zustand des einzelnen Menschen als sittlichen Zweck im Auge haben, die ursprünglichen Antriebe zum Sittlichen nicht vollständig begreifen, haben wir bereits damit angedeutet, daß die Gefühle der Lust und Unlust nicht der letzte Ausdruck und die Bedingung der mannigfachen sittlichen Gefühle sein können. Wohl mag man diese Lustgefühle und die Scheu vor der Unlust als die nothwendigen Triebfedern des Handelns überhaupt auffassen, obwohl zu ihnen der Trieb der Selbsterhaltung als etwas Drittes jedenfalls sich gesellt, auf welchen allein ebenfalls gewichtige Systeme der Ethik gegründet

---

von dem gewöhnlichen und schlichten abweicht, als heilig. Weiterhin werden alle Gebrechen, „alle Gottgezeichneten" — unter Hineinspielen des Mitleids — verehrt. Ohne Zweifel liegt alle dem die Thatsache zu Grunde, daß die Individualität bei den niederen Volksstämmen noch sehr wenig ausgebildet ist, daß aber das natürliche und völlig allgemeine Streben nach Individualität die Krankheit als einen idealen, weil individuellen Zustand erscheinen läßt. Zu andauerndem Fasten, welches zu Hallucinationen führt und überhaupt Gefühle eines erhöhten Lebenszustandes erzeugt, sind daher alle „Heiligen" geneigt. — Daß daneben wiederum bei sehr niedrigen Völkerschaften alles Ungewöhnliche sogleich als verderblich und verwerflich erscheinen kann (viele wilden Völker halten es für eine Sünde, wenn eine Frau Zwillinge bekommt; bei den Ibos werden die Kinder den wilden Thieren preisgegeben, die Mutter aus der Gemeinschaft verwiesen" — Lubbock) wird uns nach einer früheren Betrachtung nicht Wunder nehmen.

worden ſind. Mit Recht aber iſt Kant gegen die Ausbreitung der franzöſiſchen Glückſeligkeitstheorieen mit allem Nachdruck aufgetreten, und das einfache ſittliche Bewußtſein wird trotz aller Verflechtung edler Handlungen mit freudigen Gefühlen an dem Gedanken feſthalten, daß alle wahrhafte Moralität erſt da anfängt, wo nicht mehr bloße Luſt oder Unluſt das Handeln beſtimmen, ſondern Sitte und Geſetz. Manche und tiefgehende Züge der Sittlichkeit, wie z. B. die Schamhaftigkeit, haben wohl zu dem Begriffe der Luſt oder Unluſt wenig Beziehung; auch das poſitive Gefühl für Wahrhaftigkeit möchte ſchwerlich als ein bloßes Luſtgefühl zu bezeichnen ſein; von Haus aus ſcheint nach aller ethnographiſchen und ſittengeſchichtlichen Erfahrung die Luſt größer zu ſein an Liſt und Lüge. Vielleicht weil in dieſer, allerdings neben einem gewiſſen Widerſtreit des Wahren und Falſchen im eigenen Innern, einmal eine Art von poetiſcher Freiheit und dann wiederum eine Macht und Herrſchaft über den Getäuſchten ſich zur Geltung bringt. Wo alſo das Gefühl für Wahrhaftigkeit, gewiß eines der tiefſten und edelſten im Menſchen, zur Entfaltung gelangt, da geſchieht es im Gegenſatze zu einer urſprünglichen Luſt am Gegentheil.

Sowohl die Syſteme der Vollkommenheit, welche die Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten als das ſittliche Ziel ſeines Strebens betrachten, wie die des Wohlwollens gehen von einer einſeitigen Betrachtung der menſchlichen Natur und ihrer Bedürfniſſe aus. Die Hingebung ſteht nicht bloß höher, ſondern ſie iſt auch ein eben ſo urſprünglicher Zug in der Menſchenſeele, als das Streben nach ihrer Entwickelung; die Selbſtheit aber mit dem Streben der Erhebung und Entfaltung iſt ſowohl eben ſo urſprünglich, als wiederum eben ſo nothwendig wie die Hingebung; denn ohne ein entwickeltes

und mit allerlei Kräften ausgeſtattetes Selbſt hat die Hingebung keinen ihrer würdigen Inhalt.*) Es fruchtet auch wenig zu behaupten, daß ja gewiß das Wohlwollen und die Hingebung zu den Zügen menſchlicher Vollkommenheit gehören und darum im Begriffe dieſer enthalten ſeien, oder daß aus der Pflicht der Hingebung ſich die logiſche Nothwendigkeit ergebe, ſeine Hingabe mit möglichſt reichen Gaben der Perſönlichkeit zu erfüllen; denn die (wie man in der Gründung verſchiedener Syſteme aus ihnen ja zugeſteht) im letzten Grunde verſchiedenen ſittlichen Elemente wollen beide urſprünglich im ſittlichen Gefühl erfaßt und nicht erſt durch logiſche Schlüſſe und Ableitungen der Begriffe gefunden werden.

Was ich mit dieſen flüchtigen Bemerkungen über die verſchiedenen Gruppen ethiſcher Syſteme habe andeuten wollen, iſt nur dieſes, daß eine pſychologiſche Beobachtung des ſittlichen Lebens — ohne daß dieſe ein abſolutes Kriterium für ethiſche Fragen ausmachen kann und ſoll — nachweiſt, daß alle dieſe Syſteme von den wirklich vorhandenen mannigfachen ſittlichen Elementen nur je Eines einſeitig hervorgehoben und zum Grundſtein des Lehrgebäudes gemacht haben. Nicht unbeträchtlich aber iſt andererſeits auch der ſo zu ſagen hiſtoriſch-pſychologiſche Beweis für die Annahme mehrerer urſprünglich verſchiedener Grundelemente des Sittlichen, welcher eben darin liegt, daß die beziehungsweiſe vorzüglichſten und edelſten Denker, welche tief und eifrig mit der Sittenlehre ſich beſchäftigt und Syſteme derſelben geſchaffen haben, verſchiedene Elemente des Sittlichen, theils ausdrücklich als die urſprünglichſten, theils als die weſentlichſten und grundlegenden angeſehen haben. Jedes abweichende Syſtem iſt, wenn auch

*) Vgl. oben S. 322 f.

nicht ein voller Beweis, doch ein Beweisgrund gegen die Einheit und für die Mannigfaltigkeit der ethischen Grundmotive.

Herbart, in psychologischen Forschungen besonders heimisch, ist insofern gewiß auf dem rechten Wege, als er eine Mehrheit von sittlichen Grundideen annimmt, obwohl man sonst über die Construction seiner Ethik streiten mag. Wenn ich im Folgenden auch ihm nicht folgen kann, so kommt dies zunächst daher, daß meine Betrachtung auf die Art der Bildung und Schöpfung des Sittlichen sich zu beziehen und nicht ein System der vollkommen entwickelten Sittlichkeit aufzustellen hat. Sodann aber scheint es mir nicht bloß für die zergliedernde und geschichtliche, sondern sogar für die aufbauende Betrachtung des sittlichen Lebens von Gewicht, daß der Mensch unmittelbar als geselliger und nie ohne Hinblick auf diese seine Eigenschaft angesehen werden muß, während auch Herbart die sittlichen Ideen der Gesellschaft aus denen des Einzelnen erst abgeleitet sein läßt.

Auch Kant würde um eine Begründung für seine Maxime der Allgemeinheit nicht verlegen gewesen sein, wenn er diese Eigenschaft des Menschen in erster Reihe in die Betrachtung seiner sittlichen Natur eingeführt, und die vortrefflichen Anfänge benutzt hätte, welche dafür bei Pufendorf und Leibniz sich finden, aus denen die Nothwendigkeit einleuchtet, daß wir von der Philosophie des Ich zur Philosophie des Wir übergehen müssen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß wir auch in Fichtes höchster Maxime von der schrankenlosen Freiheit und Ausbreitung des Ich oder der Intelligenz weder die Gleichung, noch auch die Wurzel der mannigfachen ursprünglichen sittlichen Antriebe entdecken werden.

Will man für die verschiedenen in gleicher Weise vom Anbeginn im Menschen wirksamen sittlichen Antriebe die kürzeste Zusammenfassung versuchen, so wird dies etwa geschehen können durch die Begriffe der Ichheit und deren Erweiterung, Zusammenschließung und beziehungsweise Aufhebung.

Der Mensch findet sich von der Natur und anderen Menschen umgeben, und von beiden in vielfacher Weise abhängig; eine nicht unbeträchtliche Reihe von Jahren hindurch wird er gewöhnt, diese Abhängigkeit als seinen völlig natürlichen Zustand anzusehen, wie wir das bis auf den heutigen Tag bei unsern Kindern beobachten können.

Mit dem Wachsthum der physischen und psychischen Fähigkeiten des Menschen entspringt der Trieb zur Ausbildung der Ichheit, zur individuellen Erfüllung und selbständigen Bedeutung seiner Person. Angelehnt an das natürliche Selbstgefühl, gestärkt durch Kraftерwerbung und Kraftäußerung, entwickelt sich das Selbstbewußtsein; verschieden zwar bei den verschiedenen Völkern und auf den verschiedenen Culturstufen, ist es dennoch immer ein Selbstbewußtsein. Je nach dem Inhalt des Bewußtseins überhaupt ist dieses Selbstbewußtsein reicher oder ärmer, klarer oder dunkler; immer aber ist es begleitet von einem Gefühl, welches reflectirt in dem Streben nach Ausbildung und Ausbreitung, nach Selbständigkeit, nach faßlicher und greifbarer Unterscheidung von Anderen.

Ebensowohl wie man in Zeiten blühender Gesittung das Streben des Einzelnen nach höchster Ausbildung seiner Einzelheit, das eifrige Emporsteigen auf die Höhen der Bildung, das freie, selbständige und persönlich eigenthümliche Erfassen der Wahrheit, die ausgeprägte Bestimmtheit der Gefühls- und Gesinnungsweise, noch abgesehen von jedem objectiven und

öffentlichen Zweck, als etwas Sittliches und Edles anſieht: eben ſo muß man in jenen erſten Regungen des nach perſönlicher Beſtimmtheit ringenden Ur-Menſchen ein Sittliches, in ſeinem Gefühl für Selbſtheit und Ichheit einen Keim der Sittlichkeit erkennen. Dieſes innere Treiben und Drängen, dieſes Sichemporringen aus Unthätigkeit und Abhängigkeit iſt gewiß auch beim Ur-Menſchen von Gefühlen begleitet, denen wir die ſittliche Natur nicht abſprechen dürfen; denn im Großen und Ganzen iſt darin ein hoher Zug der Menſchheit ausgedrückt.

Die Geſtalt, welche dieſer Zug des Menſchen, nicht bloß in der Urzeit, ſondern meiſt bis auf den heutigen Tag annimmt, iſt — wohlthätig auf der einen, aber auch hemmend auf der anderen Seite — die, daß der Menſch nicht ſowohl in der prägnanten Geſtaltung ſeines eigenen Ichs, als in der Anziehung und Beherrſchung eines Theiles der Außenwelt ſeine Stärke und Beſonderheit ſucht.*) Der Erfolg dieſes Strebens iſt — der Beſitz. Wenn man nun bedenkt, daß der Menſch faſt überall und immer die Bedingungen der Erhaltung und Annehmlichkeit ſeines Lebens erwerben muß und daß beide oft abhängig ſind von dem erhaltenen Beſitz, dann begreift man auch, wie bis auf den heutigen Tag das Eigenthum gleichſam in die Natur des Menſchen hineingewachſen iſt, daß er viel eifriger darauf ſinnt, zu vermehren, was er hat, als zu veredeln, was er iſt.

*) So natürlich iſt dieſer Trieb des Menſchen nach außen hin, daß auch die erſten Anfänge des Schönheitsgefühls demſelben folgen und der Menſch ſeinen Schmuck in äußerlich angelegten Dingen ſucht. Gar manche Volksſtämme haben reichliche Zieraten, während ſie von der eigenen Schönheit des Menſchen noch gar keinen Begriff zu haben ſcheinen. Das Schaffen einer freien Form im Gegenſatz gegen alles unmittelbare Ergebniß der Natur iſt das Anziehende und das Erziehende für den Ur-Menſchen.

Die Anziehung der Außenwelt an das eigene Ich und die Ausbreitung der eigenen Machtvollkommenheit in ihr beruht zugleich auf den Naturbedürfnissen der Nahrung und Kleidung. Freier, darum auch weit edler und später erscheint die andere Form der Ausbreitung des Ich über die umgebende Natur in der Hineinbildung des eigenen Gedankens in Außendinge, im Bilden und Schaffen jeglicher Art. Kunst, auf jeder Stufe und überall, ein naturfreies, von idealen Antrieben geleitetes Können, und Industrie, eine allgemeine Regsamkeit und Aeußerung von bildender Thatkraft, welche sich zur Kunst verhält wie die prosaischen, aber fruchtbaren Niederungen zu den poetischen Anhöhen, sind wesentlich sittigende Elemente. Zwar ist aller Fleiß nur eine problematische Tugend; aber gehört er — wie alle bisher erwähnten Elemente der Sittlichkeit — auch nicht zu den höchsten Formen ihrer Erfüllung, so doch zu den Bedingungen ihrer Gestaltung. In der Dienstbarmachung von Menschenkräften und dem Streben, sie dafür auszubilden, in dem Triebe der Herrschaft überhaupt liegen außer der Ausbreitung der Ichheit noch andere Motive, die ich später angeben werde.

Diesen mehrfachen Formen des Gefühls der Ichheit und der daran geknüpften Triebe der Selbstheit gegenüber stehen nun andere Gefühle, welche ich für eben so ursprünglich halte, und welche zwar der einseitigen Ausschreitung widersprechen, die man Egoismus zu benennen pflegt, nicht aber den gemessenen Erfolgen des Selbstgefühls. Sowohl die Bestimmtheit dieser Gefühle, als die daraus entspringenden thatsächlichen Verhältnisse kann man allgemein bezeichnen als Erweiterung des einzelnen Ich. Der Mensch ist nur in dem Zustande einer über alle Grenzen des natürlichen Verhaltens hinaus gespannten Reflexion ein „Einziger"; im natürlichen

Verhalten aber, wo nicht das Ich auf den Isolirschemel gesetzt wird, umfaßt die Ichheit alles, was Inhalt unseres Bewußtseins ist. Schon wenn Jemand von sich aussagt: Ich bin ein Deutscher, ich bin ein Schweizer, sagt er von der Qualität und Gleichung nicht sowohl seine persönliche Einzelheit, als vielmehr den Inhalt der Gesammtheit aus, zu welcher er sich zählt. Im ursprünglichen Bewußtsein des Menschen nun, da er, wie immer zu wiederholen ist, von Haus aus in Gesellschaft lebt, ist gar vieles, was ihn mit Andern zusammenschließt; sein Egoismus selbst erscheint in einem ganz anderen und milderen Lichte, indem er diese Mehrheit einschließt. Dies geschieht nun zunächst in Folge des Naturzuges der Blutsverwandtschaft.*)

Der Egoismus der Mutter erstreckt sich gänzlich auch auf ihre Kinder; es ist gar nicht mehr das Selbstgefühl eines einzelnen Menschen, sondern einer Gruppe von solchen. Verglichen mit den seelischen Beziehungen der Menschen zu einander, erscheint in allem Lebenslauf die Leiblichkeit mit ihren Bedürfnissen als das eigentlich Trennende und Isolirende; aber von der Mutter zum Kinde und vom Kind zur Mutter spinnt der Gedanke der einstmals völligen, von heiligem Dunkel umwobenen, selbst leiblichen Zusammengehörigkeit nimmer zerreißende Fäden. Das Verhältniß zum Vater ist kälter, aber kräftiger, idealer und darum erziehender. Uebrigens nöthigt mich die Erwähnung des Vaters hier gleich zu bemerken, daß die bisher angedeutete Stellung des Einzelnen und sein Verhältniß zu einer Gesammtheit jedenfalls nicht überall und vielleicht nirgends die völlig ursprüngliche gewesen ist.

---

*) Vgl. oben S. 321.

Jener Gemeinschaft der Menschen in der geschlossenen Familie in welcher der Vater das Haupt und der Vater der Väter der Fürst ist, wonach diese ganze Epoche als die patriarchalische bezeichnet werden kann, geht (vielleicht immer) jener Zustand voran, welcher noch mehr am sinnenfälligen Zusammenhang zwischen Mutter und Kind haftend, nur aus diesem allein die Blutsverwandtschaft ableitet. Damit hängt dann zusammen, daß überhaupt die Geltung des Mannes noch geringer ist. Auf Grund vielfacher Thatsachen stellt sich Post in dieser Epoche die Gemeinschaft, die er als „Geschlechtsgemeinschaft" bezeichnet, so vor, daß alle Abstammung nach der Mutter gerechnet wird, alle Männer, untergeordnet etwa einem Häuptling, sind ohne Individualität der Geltung, aber auch ohne besonderes Eigenthum; vielmehr ist alle Habe, aber auch die Menschen selbst Eigenthum der Gesammtheit, welche durch den Häuptling vertreten wird. Für ihn arbeiten alle und er sorgt für alle. Mit dem Eigenthum und der Herrschaft in der Familie fehlt hier also auch den Männern jede Würde und jede Individualität, auch im weiteren Sinne. Die Weiber spielen als Gebärerinnen, also als Mehrerinnen des Grundstocks und Capitals der Genossenschaft eine Rolle, aber auch ihre Geltung bleibt gering, je mehr das Verhältniß zu dem Manne oder den Männern ein lockeres und wechselndes, das ihr keine besondere Stütze bietet.*)

*) Zu den Thatsachen, welche auch für edlere und später höher entwickelte Stämme solche Zustände als frühere vermuthen lassen, gehört, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die Leviratsehe. Im ersten Mann, nach dessen Tode der Bruder in die Ehe treten muß um mit seinen Kindern, welche durchaus als die des Verstorbenen gelten („auf den Namen des Bruders wird der Same aufgerichtet"), dieselbe fortzusetzen, erscheint die Würde der späteren Epoche; ein zweiter Mann, der ohne Namen und Geltung nur der Erzeuger von Kindern für den verstorbenen Bruder ist, lebt die Erinnerung an frühere niedrige Zustände fort, in denen alle Männer auf die

„Es gibt daher, sagt Post mit Recht, in der Urzeit überall in politischer Beziehung keine individuellen Menschen, sondern nur Geschlechtsgenossenschaften. Diese bilden die primitivsten Bestandtheile im Gattungsleben. Die individuellen Menschen, aus denen sich der spätere Staat zusammensetzt, kommen gar nicht vor." — Er fügt hinzu: „Es mag diese Darstellung manchem Leser übertrieben vorkommen, da ja doch der einzelne Mensch als körperlich abgeschiedenes selbständiges Wesen unzweifelhaft auch in jenen Zeiten existirt; es ist jedoch schwerlich zu leugnen, daß wir heutzutage unsere individuelle Selbständigkeit bedeutend überschätzen und lange nicht genug einsehen, in welchem Grade wir das Leben höherer Organismen, unseres Volkes, unserer Rasse, unseres Planeten mitleben, wie wenig wir eigentlich berechtigt sind, uns als willensfreie Selbstherrscher in unserer Sphäre zu betrachten. Die Urzeit kennt jedenfalls den Menschen als ein solches individuelles Wesen, wie wir ihn anzusehen gewohnt sind, nicht." Das ist völkerpsychologisch gedacht. Hinzufügen aber muß ich hier die ganz allgemeine, aus aller historischen Beobachtung im Großen und Ganzen sich ergebende Lehre: Auf den niedrigsten Stufen der Cultur fehlt es an Individualität, mit der Gleichheit Aller ist zugleich ihre Gemeinsamkeit auf

---

Abfolge des Geschlechts ohne Einfluß sind, da sie nur nach dem Blute der Mutter geordnet ist. — Es verdient wohl erwähnt zu werden, daß sich in Verbindung mit der Leviratsehe ein anderer Rest aus uralter Erinnerung erhalten hat. Die Form der Vertragschließung, welche wir heute noch bei manchen niederen Stämmen finden, ist das „gegenseitige Anspeien". Im späteren jüdischen Gesetz findet sich nur für einen Fall das Anspeien als Formel aber für die Lösung des Verhältnisses, wenn nämlich der Bruder nicht in die Leviratsehe treten will. — Ganz allgemein werden frühere Götter (und fremde Götter, die man nicht annehmen und doch nicht verwerfen oder leugnen kann) später zu Teufeln; auch der Brauch bleibt, aber aus seiner ehrwürdigen Bedeutung wird eine verächtliche.

dem Grunde der Natur gegeben. Alle aufſteigende Cultur, alles Denken und Dichten, Schaffen und Bilden, Ordnen und Richten iſt Wirkung und wiederum Urſache wachſender Individualität. Aber noch wirkt der natürliche Zug der Gemeinſamkeit nach und zugleich aus Motiven des überlegenden Geiſtes wird ſie feſtgehalten, gilt erſt als ſelbſtverſtändliche dann als geprieſene Tugend. Individualität und Gemeinſinn bilden ſodann einen dauernden Kampf, der um ſo verwickelter wird, wenn die Individuen zugleich verſchiedenen, ſich kreuzenden Gemeinſchaften (der Nation, des Staates, der Kirche u. ſ. w.) die an geiſtigen Aufgaben ſich herangebildet, angehören, aus deren Geſammtgeiſt ihre Individualität der Kraft und der Intereſſen ſich nährt und ſteigert. Jetzt wird der natürliche und der unmittelbare Zuſtand der Individuen der des Gegenſatzes und der Trennung, (— beides um ſo mehr, weil ſie als Individuen zugleich partiellen Gemeinſchaften angehören und dienen, alſo nicht bloß eigenen, individuellen, ſondern gemeinſamen Gegenſatz vertreten —); die ideale ethiſche Forderung geht auf die Gemeinſamkeit, welche mit Bewußtſein, auf dem Grunde und mit der Fülle geiſtiger Individualität aufgerichtet werden ſoll. Die Entdeckung und Ausführung gemeinſamer Zwecke, denen alle dienen, die Bildungen eines gemeinſamen Willens, die Entdeckung der Anziehungskräfte, die Aufſtellung von Formen ſeiner Aeußerung bilden einen Theil der hiſtoriſchen Arbeit. Kriege, mächtige Bauten, dann Feſte ſind die erziehenden Acte des gemeinſamen Willens, der dann auch im Frieden und in allen Culturbeziehungen ſich zu bethätigen hat. Wie dann höchſte Individualität nur in einer beſeelten Geſellſchaft, nur als Erfolg eines Geſammtlebens ſtattfinden und nur aus ſeiner Einwirkung auf dasſelbe ihren vollen und wahren Werth erlangen kann; wie dann wiederum die beſeelte

Gesellschaft nur in dem Reichthum der Individualitäten, aus denen sie gebildet ist, ihre Kraft und ihren Werth gewinnt und in der Erzeugung und Erziehung der Individualitäten ihre höchste Leistung offenbart, dies ist an anderer Stelle in diesem Werke (erster Band, über das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit) ausführlich behandelt worden.

Wir kehren zu der Zeit zurück, welche wir als den Beginn unserer Culturepoche und als Stiftung unseres Sittensystems betrachten können. Mit der Geltung des Vaters, der Herrschaft des Patriarchen*) entwickelt sich die Individualität der Familienglieder der Stammesgenossenschaft. Wie die Urweisheit im Haupte der Genossenschaft ihre Stätte findet, läßt uns die Phantasie leicht vermuthen. Der Patriarch — er heiße nun Abraham oder Nestor —, der durch den Ruhm seiner Jugend und die Würde seines Alters zugleich hervorragt, sei der geistig Begabte. Ihm ist Muße gegönnt; keinerlei körperliche Arbeit, die den Jüngeren zufällt, verrichtet er mehr. Während der Hirt auf seine Herde, der Jäger auf sein Wild, der Fischer auf sein Netz achten muß, ist sein Blick nach außen Tages auf den Stand der Sonne, Nachts auf den Lauf der Gestirne gerichtet; innen aber blickt er auf ein langes Leben zurück, was er erlebt und was er aus früheren Zeiten vernommen, zieht durch seine Seele und wird bei festlicher Erzählung zum Eckstein der Geschichte; mit der Gemüthsruhe des Alters blickt er zugleich auf die drängenden Begierden,

*) Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß in dem vierten Gebote neben dem „Ehre deinen Vater", das „und deine Mutter" ein Strahl der Erleuchtung ist, wie er in der Geschichte der Sitten äußerst selten erglänzte. Mit dem Aufkommen der Mannesherrschaft war die Bedeutung des Weibes fast überall tief herabgedrückt. Vielleicht auch wirkte hier noch ein positiver Naturzug aus uralten Zeiten nach.

auf die wechſelnden Neigungen, auf die Wildheit der Leidenſchaften, aber auch auf die das Dunkel erhellenden Blitze des Gedankens, auf die erſchütternde Macht des allgewaltigen Schickſals; und was in ſeiner Seele langſam und häufig ſich hierhin und dorthin bewegt, kryſtalliſirt ſich zu einer guten Stunde als ein Spruch jener Urweisheit, der von Mund zu Mund, von Ort zu Ort, von Geſchlecht zu Geſchlecht getragen, durch lange Zeiten dauert, durch die Erlebniſſe und die Gedanken derſelben immer wieder bereichert, vertieft, verklärt wird. Aus dem Mutterboden der Volksſeele wenden vielfache Regungen jenem Spruch immer neue Nahrung zu, fortſchreitendes Leben, Denken, Erfahren und Bilden des eigenen Stammes (auch der fremden vielleicht, zu denen er gedrungen) werden zu Thau und Licht, die ihm gedeihen, und was ehemals in der Seele des Einen eine Eichel war, ſteht vor dem Geiſte der künftigen Zeiten als eine tauſendjährige Eiche. Das größte Gewicht iſt dabei (— ſogar bis heute noch — —) auf die Erinnerung des Erlebten und Erfahrenen zu legen; denn mit ihr beginnt die Enthebung aus dem Zuſtande des Kindes das nur in der Gegenwart lebt. Mit dem Blick in die Vergangenheit verbindet ſich der in die Zukunft ganz naturgemäß, welches der Beginn eines Planes iſt, ebenfalls im Unterſchied vom planloſen Kinde — und Wilden. Schon Cook hat die treffende Bemerkung gemacht: „Es iſt nicht auffallend, daß die Sorgen dieſer Naturmenſchen raſch verfliegen und daß ihre Leidenſchaften ſich plötzlich und gewaltſam äußern; . . da ſie keine Denkweiſe haben, die ihnen beſtändig die Vergangenheit zurückruft und ſie die Zukunft ahnen läßt, ſo werden ſie auch durch jeden Wechſel der dahineilenden Stunde berührt und reflectiren die Farbe der Zeit, ſo oft ſie ſich auch ändern mag. Sie haben keinen Plan u. ſ. w.“ In

dem Kinde ſind Luſt und Schmerz ſtark wie beim Erwachſenen; aber von Natur hat es noch kein Geſetz.

Die Sitte wird zum Geſetz, und aus der Sittlichkeit folgt Antrieb, Ausdauer und fortwirkende Kraft zu einem Plan für die Woche, fürs Jahr, fürs Leben.

Die Faſſung des Gedankens und ſeine Verbreitung, das Erfaſſen eines Planes und ſeine Ausführung; mit dieſen wirken Heroen, Genies, Geſetzgeber, Stifter oder beſſer Bildner von Religionen; durch ihre Leiſtung werden auch Andere aufſteigend zahlreichere individuell gebildet und belebt. Die homeriſchen Helden haben ſchon alle ein eigenes Gepräge und es erſcheint mir von hoher Bedeutung für die Geſchichte dieſes Werdens der Individualität, daß der Dichter, der den Segen Jacobs gedichtet hat, nicht etwa bloß verſchiedene Thaten von den Söhnen erzählt, ſondern daß er dem Vater eine bewußte individuelle Charakteriſtik eines Jeden in den Mund legt. Auch in den ſtetig wiederkehrenden Beiwörtern für die Helden Homers zeigt ſich ein ſolcher Sinn für die Charakteriſtik, die nur noch nicht immer wie dort auf das Weſen der Individualität gerichtet iſt.

Von der weiteren Wirkung des Hauptes eines Stammes blicken wir auf die engeren Kreiſe zurück, welche vereinigt dieſen ausmachen.

Die zuſammen bleibende Familie iſt der Ort, an welchem die reichſten und reinſten Quellen des Sittlichen entſpringen, um ſich als wachſende Ströme durch Familie, Stamm und Staat gleichſam in den Ocean der Menſchheit zu ergießen. Von wunderbarer Schönheit iſt bei vielen, ſelbſt niedriger ſtehenden Völkern das Verhältniß zwiſchen Bruder und Schweſter; die Brüder ſtehen zuſammen, aber auch gegen ein-

ander im Wettkampf und Streit; die ſchutzbedürftige Schweſter aber iſt der Gegenſtand und oft die Urſache der edlen Mannestugend des Bruders. Ueber alles aber geht die Sorge und die Würde des Vaters; ſie iſt der Keim alles ethiſchen Gehorſams, aller mit Liebe gepaarten Hingebung gegen Jeden, welcher wie ein Vater zugleich ſtark und gut, zugleich ernſt, weiſe und vorſorgend iſt. Man hat viel von dem Urſprung der Rechtsbegriffe geſprochen und an einen Krieg Aller gegen Alle gedacht, welcher ihnen vorangehen ſoll; aber gewiß ſchon im Kreiſe der Familie hat das Rechtsgefühl, zugleich mit ſanfteren Zügen gemildert, den Anlaß zu ſeiner Offenbarung gefunden. Die Phantaſie braucht nur anzurühren, um hier überall Quellen von Rechtsanſchauungen, gegründet auf urſprüngliche Gefühle, zu entdecken. Was die Brüder auf der Jagd oder beim Fiſchfang erbeutet haben, dient der ganzen Familie zum gemeinſamen Unterhalt; aber es gilt doch immer als eine Gabe deſſen, der es dem Walde oder dem Waſſer abgerungen und heimgebracht hat; wo alles dem Vater zu eigen gehört, haben wir früheſte Zuſtände. Was mehrere Familienväter gemeinſam erobert, wird getheilt, nach einem Maße, welches der zutreffende Ausdruck eines Rechtsgefühls iſt; der Unzufriedene begeht oder erleidet ein — Unrecht. Wie weit man auch zurückgehen, oder wie tief man in die Beſchaffenheit menſchlicher Geſellſchaft hinabſteigen mag, immer iſt es gewiß, daß der Sohn, wenn er aus der Familie hinauszieht, nichts mitzunehmen hat von dem erworbenen Gut des Vaters, das ihn bis dahin ernähren half. Ein Erbrecht endlich gehört ſicherlich zu den früheſten Rechtsſitten; denn ſtatt des beliebigen Vergleichs unter den ſtreitenden Erben hat gewiß früh eine Sitte über die Art, den Streit zu ſchlichten, ſich gebildet.

Leicht ließen sich diese Versuche der Phantasie über die ursprünglichen Zustände der Menschen und die daraus folgenden Rechtsgefühle und Rechtssitten vermehren; aber die Geschichte selbst zeigt uns, wie wenig es dessen bedarf. Wenn man unbefangen und nicht aus Abstractionen von den heutigen verwickelten Gesellschaftsverhältnissen sich das Zusammenleben der Ur-Menschen vorstellt, vollends wenn man statt dessen die mannigfachen Formen der einfachsten Verhältnisse, wo sie sich bis heute noch erhalten haben, beachtet, dann ist es nicht schwer, im Allgemeinen die Art und Nothwendigkeit der Entstehung von Rechtsanschauungen zu begreifen. Bei allen Völkern, den niedrigsten wie den höchsten, finden wir daher auch den Begriff des Eigenthums, wer auch immer der berechtigte Träger desselben sein möge; und die Gründe für die Erwerbung desselben sind, mehr oder minder klar, doch bei allen wesentlich dieselben. Selbst daß die Neigung zum Diebstahl bei vielen Volksstämmen so groß sein soll, ist ein Beweis nicht gegen, sondern für die allgemeinste Anerkennung des Eigenthums im Grundsatz, das heißt also des mit der Natur des Menschengeistes unbedingt und überall verbundenen Rechtsgefühls. Auch was der Dieb gestohlen, oder der Räuber geraubt hat, will er fortan als rechtlich geschütztes Eigenthum behalten.

Auch die meisten religiösen Sitten knüpfen sich an die einfachen, immer gleichen Schicksale des Familienlebens; nicht bloß das äußere Bedürfniß, worauf von je her so viel Gewicht gelegt ist, sondern auch inneres verbindet Eltern und Kinder. Das Räthsel des Werdens beherrscht ihre Seelen mit mythenbildender Kraft. Geburt, Ehe*) und Tod bilden

*) Phallusdienst wird fast überall angetroffen.

allenthalben den Gegenstand religiöser Formen und Mysterien; die Mutter der Dinge oder den Vater der Schicksale zu erkennen ist überall die Sehnsucht der religiös schöpferischen Menschheit.

Eine ganz andere Art der Erweiterung des Selbstgefühls liegt in dem Wesen der Ehre; ich habe gezeigt,*) wie dies darin besteht, daß das sich selbst beurtheilende Ich in Anderen sich vervielfältigt sieht; daß ferner eben deshalb nur die gleichgeachteten Genossen wesentlich die Ehre geben können und diese desto stärker und werthvoller ist innerhalb einer schon aus anderen Gründen geschlossenen Genossenschaft. Die Achtung vor den Anderen, deren Achtung man sucht, und die darin gegebene Zusammenschließung mit ihnen ist das sittliche Ergebniß des völlig ursprünglichen und durchaus allgemeinen Ehrgefühls. Ursprünglich nenne ich das Ehrgefühl, obgleich ich selbst seinen Zusammenhang mit dem Selbstgefühl nachgewiesen habe; denn schon die im weitesten Sinne des Wortes sittliche Selbstbeurtheilung, welche zu dem einfachen Selbstgefühl, wie es in Thieren und Säuglingen vorhanden ist, hinzukommt, ist von diesem und sogar von dem bloßen Selbstbewußtsein (im engeren Sinne) verschieden; vollends aber die Rücksicht auf den inneren Vorgang in der Seele eines Anderen, das sorgfältige Beachten dessen, was der Andere von uns denkt, entspringt aus einem Gefühl, welches aus dem einfachen Selbstgefühl nicht abzuleiten ist, sondern als ein Neues und menschlich Eigenthümliches zu ihm hinzutritt.

Um den zumeist Geehrten aber und Ehrenwerthen schaaren sich die Anderen, und sein Urtheil kann wiederum die meiste

*) Vergl. Leben der Seele, Bd. I S. 131 und 152 f.

Ehre verleihen; die Masse wird unter dem Führer zur wetteifernden Kameradschaft.

Aber nicht bloß die Ehre, auch nicht bloß äußere oder sonstige innere Bedürfnisse bilden das Band, das die Vielen zusammenhält, sondern wiederum ganz ursprünglich entsteht in den Menschen ein Wohlgefallen an dem Zusammenleben, an der seelischen Verbindung, an dem Einheitsgefühl mit anderen Menschen, und wir haben gesehen, daß dies dem Gefühl für Eigenleben und Besonderheit vorangeht und nicht — wie bei uns heute — erst nachfolgt. Im Unterschied von der Blutsverwandtschaft ist es gerade die freie Wahl der Genossenschaft, welche das Band der Seelen edler und eigenthümlicher macht. Was wir Freundschaft nennen, und wovon sich bei allen gebildeten Völkern Ideale finden, ist freilich ein Erfolg mannigfach geschürzter Gesinnungsverhältnisse; aber sie erklären, wie ich ausführlich zu zeigen versucht habe, die eigentliche Tiefe und Gewalt der frei gewählten Verbrüderung nicht, ohne uns in oder hinter ihnen auf einen letzten Zug in der Natur des Geistes zur Innigkeit und Einigkeit mit Anderen hinzuweisen. Denn nach allen Erklärungen und Ableitungen aus einfachen Anfängen bleibt ein Rest von natürlichem Gefühl, der ebenfalls auf Einfachheit Anspruch macht und auf Ursprünglichkeit deutet; und jeder Versuch einer Ableitung desselben aus anderen seelischen Elementen wird, denke ich, dahin führen, daß man umgekehrt diese aus jenem wird erklären müssen. Mag immerhin die edle Freundschaft hochbegabter Seelen als ein feines und buntes Gebilde erscheinen, das aus idealem Aufzug und Einschlag gewebt wird; daß der einfache rothe Faden des Naturzugs der Menschen sich hindurchzieht, bewiesen uns solche Sitten, wie z. B. die Wahlbruderschaft, welche bis auf den heutigen Tag unter den

Bauerburſchen Oberdeutſchlands auf dem Grunde einer durchaus mangelhaften Bildung geübt wird.*)

Von der Gemeinſamkeit, welche durch die Religion geſtiftet wird, iſt ſchon die Rede geweſen. Es iſt verkehrt, ſie von der nützlichen oder ſittlichen Gemeinſchaft zu trennen; was wir dem Begriffe nach in unſerem Denken unterſcheiden können und müſſen, das iſt doch in der Seele deſſen, der es erlebt, ungetrennt. Und nicht oft genug kann wiederholt werden: je weiter wir hiſtoriſch zurückgreifen, deſto mehr iſt noch Alles, was in der Seele ſich regt, auf einander bezogen. Auch hier beobachten wir das gleiche Verhältniß zwiſchen den einzelnen Vorſtellungen oder pſychiſchen Elementen überhaupt (alſo auch Gefühlen, Willensäußerungen, Phantaſiebildern ꝛc.) wie oben zwiſchen den Perſonen. Im erſten Stadium der Entwickelung wiegt die Gemeinſamkeit vor; Alles iſt ungetrennt, in innigſter Verbindung; von einem Artunterſchied der geiſtigen Inhalte iſt keinerlei Bewußtſein vorhanden. Dann wächſt auch außerhalb der Wiſſenſchaft, vollends in ihr, die Scheidung: weltlich und geiſtlich, äſthetiſch und ethiſch, praktiſch und theoretiſch u. ſ. w. werden zu mehr oder minder bewußten, ſondernden Kategorieen. Und dann endlich ſucht der Menſchengeiſt wieder nach Einheit durch dichteriſches oder künſtleriſches Symbol oder durch wiſſenſchaftliche Verknüpfung und Ableitung. Daß der Einfluß der Religion auf die Sitten, weil auch ſie Gemeinſchaft, vorzüglich innige, aber auch vorzüglich (gegen andere Religion) abſondernde Gemeinſchaft geſtiftet hat, theils ein zuträglicher, theils ein nachtheiliger für die Sittlichkeit

*) Auch von dem, was Poſt ganz richtig als „künſtliche Verwandtſchaft“ in der Urzeit bezeichnet, iſt oben in der Freundſchaft geſprochen worden; nur werden die freien Verbindungen, welche an die Stelle der natürlichen treten, einer Zeit mindeſtens beginnender Individualität des Geſchmacks, der Neigungen, der Geſinnungen angehören.

der Menſchen geweſen iſt, hat Flügel (a. a. O.) genügend nachgewieſen.

Faſſen wir die bisher genannten Gefühle des Menſchen als treibende Kräfte zuſammen: die Selbſtheit und ihre Erfolge mit ihrer Erweiterung in der Ehre, wirkſam in der zugleich auf Naturbedürfniſſe gegründeten und auf zuſammenwirkende Geſammtkraft zielenden Kameradſchaft: ſo ſehen wir Urſachen genug, wie dieſe die beſondere Form der Herrſchaft und Dienerſchaft annimmt. Ich ſage: die beſondere Form; denn wo immer die Herrſchaft noch eine Aehnlichkeit hat mit der patriarchaliſchen, da iſt, nicht bloß auf der Seite des Dieners, ſondern auch auf der des Herrn kameradſchaftliche Theilnahme, Hingebung und Fürſorge das gegenſeitige, gemeinſame Band neben den verſchiedenen Rechten und Pflichten, durch welche Herr und Diener ſich unterſcheiden. Der göttliche Sauhirt iſt Diener und zugleich der theilnehmende Freund des Odyſſeus; die Ehre und das Schickſal des Hauſes iſt zugleich ſein Schickſal und ſeine Ehre: dafür wird er aber auch von dem künftigen Herrn wie ein Verwandter geliebt und von dem Herrn wie ein Freund mit Vertrauen geehrt.

Erſt in der ſchwarzen Sclaverei der amerikaniſchen Pflanzungen und in der weißen der europäiſchen Großſtädte und Fabrikplätze iſt das Seelenband der Menſchen zu einem mikroſkopiſchen Faden geworden;*) nur leibliche Arbeit und leiblicher Lohn werden gegen einander gewogen, und bilden

*) Nur zuweilen bildet dort die bewundernde Anerkennung der Ueberlegenheit des höheren Stammes ein innerliches Element der Zugehörigkeit. „Marsden berichtet, daß ihm ein Malaie von Sumatra, als er eine europäiſche Uhr bewunderte, geſagt habe: Ziemte es ſich nicht, daß Menſchen unſeres Schlages die Sclaven von Leuten würden, die den Scharfſinn und die Geſchicklichkeit beſitzen, eine ſo wundervolle Maſchine zu erfinden und zu conſtruiren?“ Und wenn Peruaner (nach mündlicher Mittheilung von

als Zacken und Räder in einander greifend das Getriebe der modernen Werkstatt und des Haushalts.

Wir haben alle psychischen Elemente beisammen, um die allmähliche Entfaltung eines rechtlichen und geselligen Lebens in einem Volksstamme zu begreifen. Bis hierher aber haben wir immer die Selbstheit des Menschen nur in mannigfacher Erweiterung und Veredlung wirksam gesehen; alle Interessen waren für Jeden zugleich die eigenen.

Es kommt der Punkt, wo der Mensch auch ohne und gegen das eigene Interesse zu Gunsten der Gesammtheit oder eines Andern handeln soll. Unstreitig gehört es zur eigensten Natur des Menschen, mitzuleiden an dem Leid des Andern. Zwar die Hilfe, die man diesem Andern bietet, hat man für eine bloße Hilfe gegen das eigene mitgefühlte Leid angesehen; so erfinderisch war man, den wahren Zug des Gemüthes zu verkennen, daß man gemeint hat, in Gedanken selber die Medicin gegen das Mitleiden zu nehmen, die man in Wirklichkeit dem Kranken gegen sein Leid darreicht. Aber gesetzt auch, dem wäre so: die Thatsache, daß ein Mensch bei eigenem Heil dennoch mit dem Andern leidet, bleibt darum gewiß ein Zug der menschlichen Natur, wenn ihm auch das Verdienst der Freiheit gebricht, und er mit dem Egoismus noch verflochten erscheint.

Wer den Proceß des Sehens erforscht, weiß, daß die Bilder umgekehrt auf die Netzhaut fallen; er weiß aber auch, daß die Seele diese Bilder umkehrt und die Dinge an ihrem Orte stehen läßt. Diese französischen Erklärer der sittlichen Natur des Menschen sehen nach einer Zergliederung der durch-

Velez-Moro) die Uhr für ein belebtes, etwa von einem Dämon besessenes Wesen gehalten haben, so werden sie den Besitzer nicht weniger bewundern, der volle Macht über den Dämon hat.

schnittlichen Erfahrung alle Bilder des Gemüths nur auf den Kopf, d. i. auf den Egoismus gestellt; aber sie wollen nicht einsehen, daß der Mensch auch diesen überwindet.

Freilich scheint dies nur bei höherer Bildung und nur bei edleren Stämmen der Menschheit der Fall zu sein; selbst Gastfreundschaft finden wir nicht bei allen Völkern. Aber kein Kennzeichen gibt es, welches so sicher wie dieses Barbarei und Cultur von einander scheidet: jedem zweiten Menschen gegenüber steht dem Barbaren die Frage im Vordergrund des Bewußtseins: ob er ein Fremder sei? — und sobald er ein Fremder ist, finden die Ideen des Rechts, der Billigkeit, des Wohlwollens keine Anwendung auf ihn, oder mindestens eine ganz andere, beschränktere als auf den Eigenen. Was fremd ist, ist feind; und nicht ob der Andere mir feind ist, muß geprüft werden; sondern er ist fremd, darum bin ich ihm feind. Die Freundschaft muß man beweisen, die Feindschaft versteht sich von selbst, denn sie folgt aus der Fremdheit. Fremd aber ist für den Barbaren jeder, der von ihm verschieden ist; nicht was er thut und treibt, nicht wie er gesinnt ist, wird gefragt, sobald man nur merken kann, daß er irgendwie und irgendworin anders ist.

Und dennoch wird man kaum einen Volksstamm entdecken, bei welchem nicht eine Art von Wohlwollen wenigstens auch für andere Stammgenossen, als die nächsten Blutsverwandten angetroffen würde.

Wo aber wirkliches Wohlwollen gefunden wird, Hingebung für einen Einzelnen oder Aufopferung für die Gesammtheit, Sorge für das Gemeinwohl mit Hintansetzung des eigenen: da tritt der Mensch mit seinem Sinnen und Handeln, mit seinem Wollen und Können aus der Schranke der Selbstheit heraus. Auch hier noch hat man der Würde des Menschen

eine ſophiſtiſche Falle geſtellt: Wer die Freiheit des Vaterlands oder das Leben eines Mitmenſchen zu retten, das eigene wagt oder auch verliert, ſoll nur von dem Selbſtgenuß in der edlen That dazu bewogen werden. Aber wahrlich, ſo ſtark verrechnet eine ſchlichte Natur ſich nicht, ein ganzes hoffnungsvolles Leben daran zu geben für den ausgeſuchten Genuß eines Augenblicks; vielmehr glaubt ſie, und wir mit ihr, an den Adel einer den Werth, wie die Grenzen der Selbſtheit überragenden That. Die Freude an edlem Thun braucht nicht geleugnet zu werden, denn ſie ſelbſt widerlegt viel eher, was ſie beweiſen ſollte.

Ob nun wirklich im letzten Grunde alles Leben und Streben des Menſchen, auch das anſcheinend ſelbſtlos hingebende Wollen und Wirken nur auf ſein Ich geſtellt iſt? ob alle liebevolle Hingebung bloßer Schein iſt, und die ſchlechthin natürliche Selbſtheit einen vernichtenden Gegenſatz gegen ſie bildet? — Um ihre eigene Achſe kreiſt die Erde; aber zugleich auch um einen anderen Mittelpunkt bewegt ſie ſich, um die Sonne. So auch bewegt das irdiſche Leben des Menſchen ſich um die Zwecke der eigenen Ichheit; aber außer der Ichheit ſteht die Sonne der Idee, der Zweckmäßigkeit, des Guten. Alle Geiſter der Menſchheit oder zum wenigſten der edlen Stämme derſelben bewegen ſich gemäß der urſprünglich edlen Natur des Menſchengeſchlechts nach den Geſetzen einer unauslöſchlichen Anziehungskraft um dieſe Idee des guten Zweckes, um dieſe Idee, von welcher wir ahnen, daß ſie das ganze All der Schöpfung durchdringt, von welcher wir wiſſen, daß ſie das ganze Reich des Menſchenthums durchdringen ſoll.

Register.

Ab, verschied. Bedeutung II 366 f.
Abel II 401. III 338
Aberglauben III 356
Abhängigkeit der Perception von der Apperception II 44
Absicht als Ursache der Bewegung II 60
Absoluter Staat I 373. 379
Abstracte Redeweise II 299
Achill und Patroklos III 281 f.
Adel I 401
Aesthetik I 52 f., ihr Fortschritt in unserer Zeit I 234
— als Wissenschaft III 84. 87 f.
— des Lebens I 121. III 353, ihre praktische Bedeutung I 122
— und Psychologie I 232 f.
Aesthetische Erziehung I 116
Aesthetische Formen III 82 f.
Aesthetisches Gewissen I 111
Aesthetische Principien d. Bildung I 109
Aesthetische Schätzung der Handlungen III 23
Aesthetischer Zusammenhang der Lautkörper im Verse III 232
Aeußerer Vorgang bei der sinnlichen Wahrnehmung II 35
Affect I 302. 310, des Schmerzes I 315 f., des Weinens I 318
Alexis W. I 186 f.
Allegorische Lautbildung II 125
Allgemeine Bildung I 40. 78
Allgemeine Ideen III 261
Allgemeinheit der Idee I 389
Analogieen der Musik III 132
Analogie und Symbolik in der Onomatopöie II 125 f.
Analyse der Musik III 103 f.
Analyse der Aufnahme eines gesungenen Liedes III 231 f.
Analytische Thätigkeit II 107
Aneignung und Schöpfung der Sprache II 24. 403
Anfänge sittlicher Entwicklung III 351. 374
Angehörigkeit zu ein. Gesammtheit I 367
Anmaßung und Bescheidenheit I 225
Anschauung II 92 f., ein psychischer Proceß 92 f., zusammengesetzt aus gegenwärtigen und vergangenen Empfindungen 93, Ordnung der Anschauungen 94
— äußere und innere II 177
— der Einheit einer Dichtung II 232
— sinnliche, Proceß II 35 f.
— und Begriff II 301
— und Gefühl II 117 f.
— und Stimmung III 196
— und Vorstellung II 177 f. 250. 277 f. III 5
— und Wort II 191. 294

Anschauungskreis des Urmenschen II 107
Anstand und Schicklichkeit III 23
Antheil der Apperception an der sinnlichen Wahrnehmung II 43
Anthropomorphismus III 396
Anwendung der sittlichen u. ästhetischen Ideen III 49 f.
Apotheose des Genius I 382
Apperception II 41 f., 251 f.; Arten: identificirende II 253, subsumirende 253 f., beziehende oder begreifende 260, objectiv und subjectiv begründete 262, von Stimmg. geleitete 263, schöpferische und symbolische 265
— bei Kranken II 57
— der gegenwärtigen Anschauung durch die frühere II 292 f.
— der Kunstwerke III 78 f.
— der Töne III 103. 108 f. 164 f., symbolische 118 f.
— durch die Kategorien der Idealität II 264
Apperceptionen durch verdichtete Gedanken II 267
Apperception durch das Wort (App. des Volksgeistes) II 387
— in d. verschied. Sprachen II 148
— individuelle des Vorstellungsinhaltes II 378 f.
— und innere Sprachform II 141 f.
— und Sprache II 106
Apperceptionsfähigkeit für den Fortschritt I 61
Apperceptionskraft der Sprache II 393
Architektur und Malerei III 208 f. 211
— und Sculptur III 203 f. 211
Architekturmalerei III 205, innerhalb der Wand- oder Staffeleibilder 206
Aristipp III 270
Aristophanes und Sokrates I 276
Aristoteles, Deutung d. Ehre I 216 f., die 3 geselligen Tugenden III 17 f.
Art des sittl. Bewußtseins, Erhöhung durch die Bildung I 106
— des Vortrags III 236
Arten der Einheit I 351 f., ihre Verschiedenheit nachgewiesen
a) in dem Verhalten der Einzelnen zur Sprache des Volkes 352 f.
b) in dem ökonomischen Bestand und Betrieb eines Volkes 357 f.
c) in dem politischen Leben 358 f.
— des sittlichen Handelns III 39 f.
— des Tactes III 7 f.
Arzt und Psycholog I 32
Asiatisches Duell I 164
Associationsbewegungen II 67
Associirte Vorstellungen und Stimmung III 146
Auerbach, B. I 139. 226. III 14. 43
Aufbau der inneren Welt II 341
Auffassung der Schönheit durch das Gefühl III 105 f.
— des Kunstwerkes III 72
— durch die Sprache II 218
— eines Bildes III 181 f. 186 f.
— eines Musikstückes III 103 f. 181 f.
— gleichzeitige eines Musikstückes und Gemäldes III 187 f.
— verschiedener Reihen v. Vorstellungen III 74 f.
Aufgabe der allgem. Bildung II 261
— der Bildung I 58 f.
— der Kunst III 160
— der Malerei III 220
— der Menschheit I 100
— der Philosophie I 51 f.
— der Sculptur III 220
— der Sprache II 342
— des Schauspielers III 238
Aufhebung des Eigenthums I 342
Aufmerksamkeit, gewöhnliche und zum Tact gehörige III 29
Ausbildung der Persönlichkeit III 293 f.
— des Tactes III 50
Ausbreitung des Ich III 403 f.
Ausgleichende Bewegungen II 63
Aussprache I 115
Ausübung der Künste durch Laien I 114
Autodidakt I 23
Azanza I 368 f.

Bär v. III 34
Bahnsen III 22. 54
Balzac III 36. 343
Band zwischen Laut und Bedeutung II 134 f.
Barbarei, ihr Kennzeichen III 419
Barockstil III 209 f.
Basilius III 347
Baukunst I 386, ihre Befähigung zum Zusammenwirken mit d. plastischen Künsten III 214 f.
— Bildhauerei und Malerei III 202 f. 211
— und Musik, Verwandtschaft III 211 f. Unterschied 214
Beaumont und Fletcher III 299
Bedeutung der höheren psychischen Gebilde III 37 f.
— d. Laute, eigentliche u. metaphorische II 133 f.
— der Psychologie für die Bildung I 92 f.
— der Sitte III 355
— der symbol. Vorstellungen (Bezeichnung des Süßen) III 125 f.
— des Humors I 252 f.
— gleiche der Wörter II 384 f.
— in der Musik III 136 f., für Componist und Hörer 137
— und Begründung des Schönen III 95 f.
Bedeutungslehre, geschichtliche und Paläontologie II 12
— Aufgabe derselben II 304
Bedeutungslosigkeit, ursprüngliche, der Töne III 200
Bedeutungswechsel der Wörter II 151. 203 f.
Bedingungen des geistigen Lebens II 110 f.
Befestigung der Gefühle durch die Sprache II 319 f.
— und Sicherung des Denkens II 393
Befolgung der Sitte III 355
Begierden, erfüllte u. unerfüllte II 96 f.
Begierde und Wahrnehmung II 96
Begleitende Bewegungen (Lachen, Weinen, Schamröthe) II 62
Begreifen II 260
Begriff der Einheit I 339 f., im Anorganischen 351 f. und Organischen 358
— und Anschauung II 301 f.
— und Vorstellung II 301. III 9
— und Wort II 355 f.
— wissenschaftl. u. psychologisch II 303
Beherrschte Vorstellungen I 279
Beneke I 258. 287. 305
Benennen II 294
Beruf d. Frauen zur Erziehung I 48 f.
Bescheidenheit I 225
Besitz III 320. 403, eines andern Menschen 321. 405
Bestimmte Vorstellungen beim Anhören einer musikalischen Tonreihe III 141 f. 147
Bestimmtheit des musikal. Gedankengehalts III 167 f., Mendelssohns Ansicht 170 f.
Bethätigung des Geistes II 223
Betonung II 380, im Chinesischen 381
Betrachtung d. menschlichen Handlungen, sittlich und ästhetisch I 110
Bettelstolz I 228
Bewegung der Töne III 106 f., dynamisch 108
— des Organismus II 121
Bewegungen, willkürliche und unwillkürliche II 60
Bewegungsarten des Körpers II 78
Bewußtsein II 223 f.
— der Einzelnen von ihrem Verhältniß zur Gesammtheit I 366 f.
Bezeichnung der inneren Vorgänge II 390 f.
Beziehung der ästhetischen Formen zu unserem geistigen und leiblichen Wohlsein III 91
Beziehungen der Dinge zu einander II 260 f.
Bibel II 234
Bildung II 331, specif. Bedeutung d. Wortes bei d. Deutschen I 4, ursprüngl. Bedeutung I 117
— als Gestaltung der Seele I 63

Bildung als Mittel und Element der Sittlichkeit I 101
— der Frauen I 4. 27. 40 f. 44 f.
— der Gelehrten I 36
— der Intelligenz durch Gebildete I 24
— der Töchter I 79
— der Vorstellung II 183. 187. 288
— des Begriffs II 305
— des Herzens I 4. 105
— des Lebens I 107
— des Selbstbewußtseins II 336 f.
— eines Volkes u. eines Individuums I 6. 272
— und Erziehung II 393
— und Intelligenz I 9
— und Philosophie I 51. 56. 85 f.
— und Polyhistorie I 50
— und Schönheit I 9. 113 f.
— und Sittlichkeit I 9. 97 f.
— und Wissenschaft I 3 f. 11 f.
Bildungselemente in den Wissenschaften I 74 f.
Billigung und Tadel III 394
Blutrache III 263
Blutsfreundschaft III 268 f.
Blutsverwandtschaft III 405 u. Freundschaft III 263 f.
Börne I 272
Bonnen I 80
Brandes I 299
Breal M. II 374
Brentano I 286
Bruch III 277
Bruns III 53
Bulwer II 404
Bund der Essäer III 277
Burckhardt J. I 5. 349 f. III 204. 206. 210. 224 f.
Burckhardt und Lotze III 214
Byron I 259

Calderon I 157 f. 164
Caspari II 8
Causalität III 359
Centraler Abschluß des Nervenreizes II 37
Charakter der gebildeten Intelligenz I 61
— der Vorstellung II 280. 297
— psychol. der Freundschaft III 315
Charakterisirende Stufe der Sprache II 139 f.
Charakteristr. Typus in einem Bilde II 322
Chor III 76
Cicero III 255
Classische Tragödie I 302 f.
Cölibat I 404
Composition, lyrische und epische oder dramatische III 180
Congruenz von Geist und Sprache II 26. 346 f.
Continuität des geistigen Lebens I 401 f., nicht auf die Individuen zu beziehen 405
Contrast des Interesses I 301
— des Realen und des Mangels beim Lachen und Weinen I 315 f.
Contrast von Schein und Sein I 305
Contrat social III 362
Conventionelle Ordnung und Tact III 57 f.
Cook III 410
Corporal Trim I 308
Corrigiren II 47
Curtius E. II 317. III 276. 279. 321. 342
Curtius G. II 147
Czermak I 58

Damon und Phyntias III 285
Dampfmaschine II 327
Darstellungsmittel der Musik III 164
Darwin II 71
Dauer der sinnlichen Wahrnehmung II 50. III 34
David und Jonathan III 287 f.
Davy H. II 57
Decoration der Bühne III 241
Decorum I 110, absolutes u. ideales 112
Decorum und Prepon I 108
Definition II 299, Schwierigkeit derselben III 7
— der Ehre I 136

Definition der Schande I 203
— des Humors I 254
Definitionen des Komischen I 312
Definition von Volk I 371, Verschiedenheit des Begriffs bei den verschied. Völkern 371
Demuth und Hochmuth I 225 f.
Denken discursiv II 26. 347
Denken real und formal II 273
Deutung der Ehre bei Waitz u. Aristoteles I 213 f.
— des hebräischen Mythus über Ursprung der Sprache II 19
Deycks I 388
Dichter und Maler III 161 f.
Dichtung III 48, gesungene III 230
Dienende Bewegungen (Athmen, Schlingen 2c.) II 61
Dienerschaft und Herrschaft III 417
Differenz zwischen Wort und Begriff II 355 f.
— zwischen Wort und Vorstellung II 362. 392
Dilettanten I 114
Ding und seine Eigenschaften II 298
Dinganschauung und Lauterzeugung II 98
Disraeli II 235. 268
Dollfuß I 174
Domestiquen I 186
Donders II 51
Don Quixote II 56
Dramatische Musik III 244 f.
Druckfehler II 46
Du Bois-Reymond II 62 79
Duell I 152 f., psychol. oder historische Erklärung 153 f., Erfolg d. Rachedurstes? 157, ein Beweis von Egoismus u. Unselbständigkeit 169, Mittel zur Erhaltung d. Ehre 170. 181 f., Mischung von Idealismus und Realismus 171, Grund seines Fortbestehens 171 f., Ueberschätzung des Muthes 173
— altgermanisches I 161, neueres 162
— und Krieg I 178. 183 f.
— und Nothwehr I 159 f.
Egoismus, Ueberwindung desselben III 418 f.
Ehlert L. III 134. 136. 237
Ehre bei den Alten I 177
Ehre der Angehörigen I 188, Gottes 193, d. Menschheit 190, d. Kindes 138 f., des Mannes unter Männern 142, des Schülers 140, der Studentenschaft 143 f., des Militärs 143 f., des Adels 143 f.
Ehre-Erweiterung der eigenen Persönlichkeit I 136. 148
Ehre, mittelbar und unmittelbar I 227
— nicht der letzte Grund jedes Duells I 180
— subjectiv und objectiv I 136
— und Endlichkeit I 227
— und Geiz I 197
Ehrenhandel I 182
Ehren-Rechtsbewußtsein I 160
Ehrerschleichung I 223
Ehrgefühl III 414
Ehrgefühl, Ehrbegierde und Ehrbewußtsein I 137
Ehrgefühl und Selbstgefühl I 131
Ehrgeiz I 152, falscher u. echter I 223
Ehrgeiz und Eitelkeit I 227
Ehrlich III 144. 191 f.
Eigenthum III 412
Eindringen fremder Elemente in den Volksgeist I 407
Einfluß der Bildung auf die Wissenschaft I 24
— der Erziehung I 291
— der Sprache auf den Geist II 213 f.
Einheit der Individuen I 410
— des einzelnen Menschen I 339 f.
— von Laut und Ding II 102
Einwirkung des Geistes auf den Körper II 81
Einzelne, der, und die Gesammtheit I 341. 364 f.
Eitelkeit I 226 f.
Elementare Wirkung d. Musik III 191 f.
Elemente der Bildung I 8 f.
— d. Sittlichkeit in d. Bildung I 98 f.

Elemente der Sprache, ihre Um- und Ausbildung II 140, organische Erfolge von inneren Vorgängen II 99
— des Tactes III 11 f.
Elternliebe I 345. III 264
Emancipation der Frauen, Erniedrigung durch dieselbe I 42 f.
Emerson III 252. 334 f. 344
Empfindung II 90 f. 284, ein seelisches Bild II 38
— und Wahrnehmung II 39. 92
Energie, objective des Inhalts II 240
— und Zeit II 238 f.
Enge des Bewußtseins II 226 f. III 31 f., ihre Ueberwindung III 37, ihre Verschiedenheit bei verschied. Menschen II 241 f., Widerlegung ihrer Ausdehnung auf Eine Vorstellung 236 f.
Engel II 266
Ennius I 200
Entgegengesetzte Apperception einer Anschauung II 290
Entstehen der ethischen und ästhetischen Elemente II 185. III 46
Entstehung der Romantik I 294 f.
— der Vorstellungen II 181. 291
— der Vorstellungsreihen II 295
— des Humors I 282
— des Idealismus I 281
— des Materialismus I 279 f.
— des Urtheils II 275 f.
— des Weltbildes II 45.
Entwickelung ästhetischer Gefühle zu Vorstellungen II 321
— aufsteigende des Menschen III 386
— d. geistigen Kräfte d. Kinder III 387 f.
— des Geistes durch Sprache II 25
— des Individuums I 334
Epigonenthum III 387
Erbrecht III 412
Erfahrung, sinnliche II 58
Erfassen d. Gedanken u. des denkenden Geistes durch die Sprache II 343
Ergänzung der Perception durch die Apperception II 45 f.
Erhabene, das I 254
Erhebung des Willens I 100
Erinnerung III 382 f.
Erkennen, Apperception durch eine allgemeine Vorstellung II 253 f.
Erkenntniß einer Krankheit, eines Rechtsfalles II 255
— sinnliche II 44
Erlernung der Sprache II 24
— der Vorstellungen durch die Sprache II 178
— u. Anwendung der Sprache II 162
— u. Fortbildung d. Sprache II 166 f.
Ersetzen von Sinnesreizen durch die Apperception II 52
Erweiterung der Person zur Gesammtheit, Plato I 342
— der Wortbedeutung II 203 f.
— des Ich III 404 f.
— des Selbstgefühls III 315
Erzieherische Kraft des Freundschaftsgefühls III 263
Erzieherischer Werth der Freundschaft III 339 f.
Erziehung und Bildung II 393
— und Geschichte I 272
Esprit de corps I 149
Ethik, ihre Aufgabe I 264 III 53
— Aesthetik und Psychologie I 88
— und Aesthetik I 52 f.
— und Psychologie III 389 f.
Ethische Bedeutung der Freundschaft heute u. im Alterthum III 256 f.
Ethische Bildungsprocesse in den vorgeschichtlichen Zeiten III 352
Ethischer Erfolg eines psychologischen Vorgangs III 312
Ethischer Gesammtgeist I 264
Ethische Grundmotive, ihre Mannigfaltigkeit III 401
Ethische u. ästhetische Elemente II 311 f., ihre Ausbildung z. Vorstellung 312
Etymologie, ihre Aufgabe II 269. 272
Etymologisches Bewußtsein II 191
Eudämonismus III 398 f.
Exacte Wissenschaften u. Philosophie I 54 f.

Façadenmalerei III 204 f.
Falsche Anklagen des Duells I 157
Falsche Apperceptionen II 256, ihre Auflösung 257
Falsche Schätzung der Ehre I 222
Falstaffs Definition der Ehre I 130
Falstaff und Heine I 256 f.
Familie I 343 f.
Familien-, Künstler- und Standesehre I 185
Familienleben, Quelle des Sittlichen III 411 f.
Farbensehen II 109
Fechner III 4. 223. 367
Feiner Tact III 49
Feste mit Aufhebung der Sitte III 358
Festmusik III 153
Fichte II 344. III 401
Fixe Ideen II 58
Flügel O. III 374
Folgen der Auffassung musikal. Tonreihen III 140 f.
— der Freundschaft III 335 f.
Formalisten III 83
Form der Schönheit identisch in allen Arten der Idealität III 92
Formel II 359
Formen bei Schließung von Freundschaftsbündnissen III 272 f.
Fortbildung der Sprache II 24. 203 f., ein Erfolg aufsteigender Appercepti onsthätigkeit 270
— der Sprache durch die Heroen des Stils II 406
— und Handwerk I 68 f.
Fortlage III 255. 306. 314 f.
Fortpflanzung der Bildung I 23 f.
Fortschritte der Nationen, Erklärungsweisen I 380 f.
Fortschritt in der Geschichte II 262
— v. Endlichen zum Unendlichen I 295
Fortschrittsproceß d. Volksgeistes I 382 f., allgem. Grundzüge I 383 f.
Fortsetzung der Gemälde in Reliefgestalten III 224
Fourier I 344
Frauen I 408 f., ihre Stellung zur Bildung in alter u. neuer Zeit I 27
Frauenfrage I 47
Freiheit der Individualität I 405
Fremde Sprachen I 79 f., Art ihres Betriebes 80
Fremde Sprache und Muttersprache II 103. 173 f., 404
Freude an der Arbeit I 70
Freudenthränen I 319
Freundepaare III 280 f.
Freundschaft III 251 f. 415, ihre Verbreitung 251, ein Artbegriff 253, vollkommene Form der Menschenliebe 258, durch priesterliche Einsegnung geschlossene 272, der Pythagoräer 276, ihr Charakter bei den alten Griechen u. Römern 278 f., ihre Beziehung zum prakt. Leben 292, ihre Bedeutung für die Alten und für uns 293, kein Gefühl der Lust 313 f., ein ethisches Gefühl 312, Art und Grade der Innigkeit 325, unter Frauen 334, zwischen Männern und Frauen 334, Ueberwindung von Gegensätzen durch dieselbe 341 f., als Quelle für die Entwickelung und schöpfer. Offenbarung 343 f.
Freundschaft und Blutsverwandtschaft III 263 f.
— und Liebe III 265 f.
Freundschaftsbündnisse d. alten Scythen III 272 f.
Frühreife III 388
Führer und Masse I 384 f.
Fürsorge, sittliche I 396

Galle III 306
Gattungs- und Artbegriffe II 233
Geberdensprache II 69
Gebildete Kreise I 4
Gedächtniß in den Nerven II 33
Gedanken durch Sprache verändert II 25
Gedanke und Gefühl I 284 f.
Gedanken und Tonreihen des Componisten III 157 f.
Gedanken ungeformte III 149

Gedankeninhalt, logisch u. psychol. II 230
Gedankenstrich das Symbol des echten Humors I 284
Gefühl I 317. II 88 f. 137 f., Dauer I 286, Maß u. Grad 287 f., Einfluß auf die Gedanken 289, Unabhängigkeit seiner Stärke von der Herrschaft des Gedankens 290
Gefühle des Componisten und Hörers III 175 f.
— der Lust und Unlust III 394 f. 398
— des Urmenschen III 378
— in den Tönen III 177 f., ihre Ursache und Wirkung 178
Gefühl und Anschauung II 117 f.
— und Gedanke I 284 f.
— und Musik III 174 f.
— und Vorstellung II 318 f.
Gefühlsleben I 290
Gegensätze im Humor I 261
Gegensatz des Anständigen und Unanständigen I 108
— des Erhabenen u. Komischen I 255. 308
— von Bildung (als Intelligenz) und Wissenschaft I 11 f.,
Unterschied des Zweckes 11 f.,
— des Inhaltes 27 f.,
— des Wesens 56 f., Umfang und Inhalt 57
Gegenstand der Ehre I 220
Gehörsempfindungen II 56
Geiger, L. II 8
Geist I 338. II 213, Erzeugniß der menschl. Gesellschaft I 333, Verhalten zur Sprache II 21
Geist der Gesammtheit und des Individuums I 335
— eines Heeres I 377
— und Seele II 74
— und Sprache I 335. II 163, persönl. Differenz in ihrem Verhältniß II 374, Differenz in d. Volksseele 374
Geisterseherei III 396
Geistesgegenwart III 61
Geistesinhalt II 221 f., ruhend oder bewegt 223
Geisteskranke II 57 f.
Geistesvermögen II 222
Geistiger Besitz und geistige Arbeit I 397
Geistige Energie beim Gebrauch der Sprache II 150 f.
Geistige Entwickelung II 216
Geistiger Putz I 46
Geistige Ueberlieferung II 214
Gemeinde I 343
Gemeingefühl II 89
Gemeingeist I 70 f.
Gemeinsames Ziel der Künste III 209
Gemeinsamkeit, Bedeutung fürs Volksleben I 362
Gemeinschaft der Geister im Staate I 410 f.
Gemeinschaftliche Lebensführung unter Freunden III 275
Gemeinsinn I 395, der Schweizer I 363
Gemeinsinn und Individualität III 408
Gemüthseindruck I 346
Gemüthszustände, ihre Darstell. II 389
Genie der Persönlichkeit III 333
Genuß der Freundschaft III 336
Geruchsempfindungen II 354
Gesammtbegriffe II 233
Gesammtgeist im Führer I 195
Gesammtgeist in geschichtl. Bewegung I 380 f.
—, seine Wirkung in Versammlungen I 392
— und Humor I 270 f.
Gesammtgeist und Nationalgeist I 20
Gesammtheit früher als der Einzelne I 365
—, ihr Verdienst u. ihre Schuld I 394
Gesammtheit u. der Einzelne I 364 f.
Gesammtwirkung auf den Volksgeist I 387
Gesang I 115. II 128 f. III 113
Geschichte der Aesthetik III 87
Geschichte der Freundschaft III 267
— der Sprache: ihre Quellen II 9 f.
Geschichte, treibende Kräfte derselben I 383

Geschichte und Erziehung I 272
Geschichte und Humor I 267 f.
Geschichte und Kunst I 383
Geschichte und Leben I 400
Geschichte und Rechtswissenschaft I 39
Geschlechtsgemeinschaft III 406
Geschmacksrichtungen III 102
Geschmacksstreitigkeiten III 100 f.
Geselligkeit III 325
Gesellschaft, Bedingung des geistigen Lebens I 365
Gesellschaftliche Berechtigung I 396
Gesellschaftlicher Mensch, Schöpfer der Sitten III 398
Gesetz I 77.
Gesetz der Erhaltung der Kraft und die psychische Thätigkeit? II 79
— der freien Form I 249
Gesetze des geistigen Lebens, ihre Wirksamkeit III 44 f.
— für die geistige Thätigkeit d. Menschen II 110
— und ihre Geschichte II 9
Gesetzgebung III 380
Gesetz und Sitte III 380. 411
Gesinnung und Handlung I 110
Gesinnung und Wissen III 47
Gesittung III 357
Gespräch II 399
Gesticulationen II 69
Gewissen III 383
Gewissen der Gebildeten und Ungebildeten I 104 f.
Gewohnheit III 356
Gewohnheitsmäßiges Thun II 224
Glaube und Wunder I 298
Gleiche Gründe für und gegen das Duell I 155 f.
Gleichniß und Irrthum II 266
Gleichzeitigkeit von Gefühl, Empfindung und Anschauung II 95 f.
Gliederung in Familien I 361
Glogau, G. II 338.
Glückhaftes Schiff von Zürich I 325
Gneist, R. I 162
Goethe III 266. 284. 323, Gesang Mahomets III 128 f.
Göttlicher Ursprung der Sprache, Kritik desselben II 15, nicht in der Bibel gelehrt II 17
Goldton der Farbe II 323 f. III 35.
Gorgias II 377
Gott II 312
Gottesurtheil I 161
Gottschalls Charakteristik Jean Pauls I 266
Grabkapelle der Mediceer III 211
Grammatik und Apperception II 144 f.
Grammatik und Sprache III 45
Grammatiker II 287
Grammatische Formen, ihre Wirkung II 336
Griechischer Chor und Shakspeares Narr I 260.
Grimm II 147
Grimm H. III 303
Gründe des Gefallens am Schönen III 88 f.
Grützen III 59.
Grundelemente des Sittlichen III 400
Guericke, O. v. II 57
Gumprecht III 81. 101. 124
Guter Ton I 122
Gymnasium und Universitäten I 81

Hackländer II 242
Häufung der sinnlichen Reize aus den verschiedenen Künsten III 194
Hallucinationen III 397
Handeln des Gebildeten, individuell, auf ästhet. Gesetzen beruhend I 120
Handlung und Gesinnung I 110
Handwerk und Fortbildung I 68 f.
Hanslick, E. III. 80. 104
Harmonie der ästhetischen Formen mit unseren Geisteskräften III 90
Harmonische Entwicklung I 100
Hebbels „Maria Magdalena" I 182 f. 204
Hebel I 188
Hegel III 30

Heine und Fallstaff I 256 f.
Helps, A. I 217
Henke I 95. III 306. 348
Herbart II 181, III 75, 358, seine Auffassung des psych. Processes II 228, seine Ethik. III 401
Herders Verdienst II 18, 19
Hermeneutik II 397
Heroen des Geistes I 391 f., Wirkung auf den Nationalgeist 392, ihr Erscheinen in glücklichen Epochen 392
Herostratusruhm I 199. 201
Herrschaft des Geistes über die Sprachform II 153
Herrschaft der sittlichen Ideen III 41
Herrschaft und Dienerschaft III 417
Herrschende Vorstellungen I 277, ihre Entstehung 278
Hervorbrechen von Tönen ein Erfolg der Reflexbewegung II 98
Herzensbildung I 4, 105.
Heutige Bildung I 79
Heydrich, M. III 297
Heyse, P. III 147 f., 193
Hilfsmittel des Verständnisses II 389
Hingebung III 322, an ein Unendliches 323
Hingebung und Selbstheit III 399 f., 419 f.
— und Selbstsucht I 196
Hinweisung sinnliche II 389
Hochmuth und Demuth I 225 f.
Hören II 47
Hofordnung III 58
Holtei „Vagabunden" I 221 f.
Homer III 42 f.
Homonyme Bedeutung II 363
Humboldt, W. v. II 26. 174
Hume I 67
Humor als psycholog. Phänomen I 231 f., Ziel der Betrachtungen 234
Humor als Weltanschauung I 231 f.
Humor, Einfluß auf die Ethik I 263, Religion des Geistes I 249 f., Zusammenfassen zweier Contraste I 283 f.
Humor, Philosophie und Mystik I 251
Humor, subjectiv und objectiv I 256
Humor, tragischer, komischer und absoluter I 275. 302 f.
Humor und Gesammtgeist I 270
— und Geschichte I 267 f.
— und Idealismus I 293
— und Ironie I 273
— und das Naive I 262
— und Religion I 251
— und Romantik I 245 f.
— und Satire I 273. 320
— und das Sentimentale I 262
Humorist I 251. 293
Humoristischer Contrast I 274 f. 301 f.
Humoristische Kunst und Darstellung I 261. 301
— Weltanschauung I 245 f.
Hypostasirung der Principien I 381

Ich und Nicht-Ich II 337. 343
Ichheit II 344. III 402 f.
Ideale Lebensgehalte III 259
Idealgehalt, allgemeiner I 59
Idealismus und Humor I 293
— und Materialismus I 244
Idealisten III 84
Idealität des menschlichen Lebens I 113
Idealität und Realität der Dinge I 135
Idee II 303, ihre Allgemeinheit und die Individualität ihrer Gestaltung im Einzelnen I 389 f.
Idee des guten Zwecks III 420
Idee Gottes I 243
Idee im Humor I 293
Ideen, Anerkennung derselben III 391 f. ihr Wesen und Wirken I 96
Ideen, angeborene III 366 f.
Ideen des Seins III 95, Sollens 96, Schönen 98
Ideen, sittliche und der Tact III 41 f.
Ideenassociation III 143
Ideographie II 359, im Altchinesischen 360

s Gefühls in der Musik

Mangel desselben bei Nationen I 25

I 390 f. III 326 f. 381.

., ihr Gegenstand I 391,

...nzeichen III 328 f., ihre ...ie Zuspitzung I 410

...dualität der Empfindungen und fehlende Individualität ihrer Bezeichnung II 381

Individualität, geistige II 262

— im Denken der Einzelnen II 388

—, Verschiedenheit ihres Wesens nach Zeiten und Völkern I 347 f.

Individualität und Gemeinsinn III 408

— und Subjectivität I 348 f.

Individuelle Anschauung der sinnlichen II 352 und inneren Erfahrung 354 f.

— Bildung I 8 ff.

— Deutung der ästhet. Gesetze III 100

Inhalt der Bildung und Wissenschaft I 14

Inhalt der Künste III 78 f.

— der Musik III 79 f., 116 f., 135 f. auf Seiten des Componisten 156 f.

— der plastischen Künste III 116

— des Selbst I 131 f.

— eines Gedichtes und Gemäldes III 161 f.

Innere Sprachform II 26

Innere und äußere Welt II 342

Innervation, allgemeine durch die Musik III 154

Instinct III 369, Vorliebe der Franzosen für diesen Begriff III 370

Instincte der Thiere III 368

— menschliche III 372

Instinct und menschliche Schöpfung III 370 f.

Intellectuelle Anschauung II 357

Intensität des Denkens II 380

Interesse I 286

Interjection II 87 f., 112 f., Ausdruck des Gefühls 112, Unbestimmtheit der Interjection 113, Ausbildung der Interjection zu Namen der Gefühle 115, Unterschätzung der Interjection 124

Interjection u. onomatopoet. Laut II 118

Intuition II 357

Ironie I 248

Ironie und Humor I 273

Irradiation II 70

Irrthum o. s. Grenzen II 382

Jäger II 8. 123. 124

Jean Paul I 252. 258. 263. 269. 355 III 337

Jean Paul: Kunst glücklich zu werden I 282 f.

Jean Pauls Fehler in der pädagog. Anschauung I 271

Jean Paul und Voß I 267

Jugend I 409 f.

Kaiser, V. I 228

Kameradschaft III 417

Kant III 390. 399. 401

Kants Princip der Ethik I 23

Karyatiden III 210

Kastenwesen I 403

Keller, G. II 183. 204 III 50. 275

Kleine Vorstellungen II 369 f.

König und Staat I 196

Köstlin I 121

Kohl III 38

Komische, das I 254, seine Beziehung zum Lachen I 311

Kosmische Anschauung II 261

Kräfte, active und ruhende, freie und latente I 397 f.

Krause, A. II 318

Kreise der Wissenschaft I 32, Verschiedenheit von denen der Bildung 33 f.

Krieg und Duell I 178. 183 f.

Kritik des Humors I 264

Kugler, F. II 330

Kunst der Alten I 26

— und Geschichte I 383

— und Industrie III 404

— und Sprache II 271. 321

— und Wissenschaft I 12. 189

Kunstgenuß III 74
Kunstsprache II 391
Kunstwissenschaft II 328
Kußmaul II 121

Lachen, humoristisches u. satirisches I 320
Lachen im Schmerze I 318
Lachen und Weinen I 310 f., 314 f.
Lälius III 297
Lappen, Ursache ihrer Unterjochung I 362 f.
Laut und Lautschöpfung II 134
Lauterzeugung II 72, durch Dinganschauung II 98, eine reale Projection 117
Lautmalerei II 132. 200, in der Sprache und Musik III 166
Lautmalerei und ihre Grenzen II 22
Lautnachahmung II 119 f.
Leben und Geschichte I 400
Leben und Wissen III 51 f.
Lebende und todte Sprache II 401 f.
Lebendigkeit der inneren Sprachform II 202 f., 211
Lebensäußerung körperliche oder geistige I 114
Lebensformen III 382
Lehren der Nützlichkeit III 355
Leib ein Mechanismus II 79
Leibniz II 3. III 348
Leichenbestattung I 402
Leitende Ideen als Elemente der Bildung I 61 f.
Leitungsnerven II 37
Lesen II 46
Lessing III 222
Lessings Bedeutung I 37 f. 194, Laokoon III 70, Verdienst um die deutsche Sprache III 150
Lessing und Mendelssohn III 302. 341
Letzte Ehre I 197
Levana I 271
Leviratsehe III 406
Lexicalische Bedeutung II 363
Liebe und Freundschaft III 265 f.
Liebe und Religion I 296 III 324
Liebig I 31
Linienzeichnung III 217
Liszt, F. III 175
Litterarische Geschichte über die Freundschaft III 252
Litteratur, ihre Aufgabe II 152
— als Quelle der Bildung I 31
Livingstone III 273
Lob der Verstorbenen I 318
Lösung der allgemeinen Bedürfnisse durch die Denker und Dichter I 388
Logik und Erkenntnißtheorie I 51
Lotze I 17 f., 300. 313 f. II 80. III 93 f.
— und Burckhardt III 214
Lubbock, J. III 358
Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne III 286
Lüge II 376
Luther I 196
Luther und Melanchthon III 305 f.
Luxusgesetze auf geistigem Gebiete I 356

Macht der Ehre I 127 f.
— der Sitten III 383 f.
— der Standesehre I 150
Makrokosmische Wahrnehmungen II 106
Maler und Dichter III 161 f.
Malerei und Architektur III 208 f. 211
— und Musik III 69 f.
— und Sculptur III 71. 216 f. ihr wesentlicher Unterschied 219, Vereinigung 221 f.
Mangel in der gegenwärtigen Bildung der Frauen I 45 f.
Mannigfaltigkeit der Sitten III 385
Masse, theilnahmslose I 393
Masse und Führer I 384 f.
Maß und Zahl II 389
Materialismus I 237, als Dogma 28. Anhänger des modernen Materialismus 239 f., Streit um denselben II 30
— und Idealismus I 244
— und Sophistik I 240

Mechanismus der Vorstellungen III 31
Meister, Anton I 205 f.
Melodie III 233
— und Text III 163 f.
Mendelssohn III 169. 170 f. 336
Mensch als Einzelheit I 341 f.
Mensch, ein Gedankenstrich I 284, ein geschichtliches Wesen II 400, Gegenstand der Betrachtungen I 327. III 396, psychol. Zusammenhang mit der Familie und dem Ganzen I 345
Menschenthum III 385
Menschliche, das in der Sitte III 356 f.
Menschlichkeit des Mannes und des Weibes I 43
Messen II 49. 256
Metaphysik I 52. 87, ältere II 31
Metaphysische Betrachtungen d. Schönen III 86
Metastasio und Farinelli III 300
Methode I 77
Mikrokosmische Wahrnehmung II 106
Mikroskop II 50
Militärische Kraft I 178
Mimik III 240, als Begleiter der dramatischen Poesie 241
Mimische Vorführung des Gesanges III 238
Mitbewegungen II 66, in den Stimmorganen II 98
Mitschwingung des Unbewußten II 227
Mittel gegen das Duell I 173
Mittelalter I 336 f.
Mitwirkung der früheren Acte II 223 f.
— nicht formaler Verhältnisse im Kunstwerk III 85
Modewörter auf dem Gebiete der Kritik und der Geschichte der Kunst II 330
Möglichkeit des Verständnisses II 382
Monistische Weltanschauung III 98
Monotheismus und Humanität III 388 f.
Monotheist. Gottesbegriff II 313
Montaigne III 156. 327. 331. 335
— und La Boëtie III 296 f.
Moralität, Anfang derselben III 399
Müller, Joh. II 63. 98
Müller, Max II 120. 143. 151. 347
Münze und Wort II 382
Musik II 350, Einfluß auf die schöpferische Kraft III 154, Erzeugniß der menschlichen Originalität III 151
Musik der Sprache III 229
Musik und Baukunst, Verwandtschaft III 211 f., Unterschied 214
— und Gefühl III 174 f.
— und plastische Künste III 115 f.
— und Poesie III 229 f.
— und Wort III 170 f.
Musikalische Begleitung eines gesungenen Liedes III 235
Musikalisches Drama III 240
Musikalische Schönheit III 152 f.
Musikalischer Ton u. Sprachlaut III 113
Musikalisch-symbolische Redeweise III 122 f.
Muskelgefühl II 91
Muttersprache II 404 f., und fremde Sprache II 173 f.
Mysticismus in der Ehre I 174
Mystik I 296 f., und intellectuelle Anschauung II 358
Mythen über Ursprung d. Sprache II 17
— und Illusionen II 266

Nachahmende Bewegungen (Gähnen) II 64
Nachahmung der Laute II 167
— von Bewegungen II 167
Nachtheil der litterar. Arbeitstheilung I 73
Nachtheilige Folgen d. Apperception II 55
Nahlowsky I 177
Name II 308 f.
Nationalbildung, Elemente derselben I 7
Nationalehre I 185. 189
Nationalgeist I 14 f. 337, und Gesammtgeist I 20
Nationallitteratur I 80 f. 83, ihr sittliches und ästhetisches Bildungselement 84. 101 f.
Nationalökonomie I 325
Nationalpädagogik I 5. 271

Nationale Gemeinschaft I 336
Natürlicher Tact III 46
Natürliches und künstliches Denken II 10
Naturwissenschaft II 394, und Psychologie III 6
Negation in der Position II 385
Negative Urtheile II 310. 386
Neigung zum Diebstahl III 413
Neubildung von Wörtern II 205 f.
Neue Apperceptionen II 327
Nikomachische Ethik III 257
Nomenclatur II 208
Nominaldefinition II 299 f.
Noten, gelesene und gehörte III 145
Nothwehr und Duell I 159 f.

Objective Ehre I 185 f.
Objective Wissenschaft und persönliche Bildung I 16 f., ethische Natur dieses Gegensatzes 17 f. und seine Lösung 19
Objectivirung des Gedankens durch die Sprache II 309
Oeffentliches Geistesleben I 399
Oekonomischer Bestand und Betrieb eines Volkes I 357 f.
Onkel Bräsig I 308 f.
Onomatopoetischer Laut und Interjection II 118
Onomatopoetische Stufe II 116, eigentlicher Beginn der Sprache 116
Oper III 71. 242 f., Ursprung, Werth und Berechtigung 243, Auffassung derselben 246 f.
Optische Fehler II 48
Ordnung I 75
Orest und Pylades III 283 f.
Organisches und politisches Leben I 358 f.
Orgelmusik III 77

Pädagogik und Psychologie III 37
Pädagogischer Tact III 12 f.
Pantomime III 240
Parabeln, Allegorien II 265
Parallele Linien II 48
Parodie und Travestie I 301
Pathognomische Stufe II 112 f.
Patriarchalische Epoche III 406. 409 f.
Perception II 41
Perceptionszellen II 37
Peripherischer Nervenreiz II 36
Persönliche Bildung und objective Wissenschaft I 16 f., ethische Natur dieses Gegensatzes 17 f. und seine Lösung 19
Persönliche Differenz zwischen Wort u. Gedanken II 373 f.
— Ehre, ihre moralische Berechtigung I 208
Perthes, Fr. über die Spanier I 338
Perty, M. III 359
Pfahlbauten II 207
Pflanzstätten des Gemeinsinnes I 395
Pflichten der Freundschaft III 257
Phänomenologie und Psychologie II 346
Phalansterien I 345 f.
Philosophie in unserer Epoche I 233 f.
— und Bildung I 51, 56, 85 f., Verhalten zu den übrigen Wissenschaften 86, Verhalten zu einander 87
Philosophie und die exacten Wissenschaften I 54 f.
Philosophischer Geist I 279
Physiologischer Erfolg d. Contrastes I 310
Physiologische Zeit II 50 f., III 35
Physische Erregung II 40
Pietät III 379
Pietist. Stolz I 212
Planck über Jean Paul I 270
Plastik verglichen mit Sprache II 21
Plastische Künste II 348 f., und Musik III 115 f.
Plastische und redende Künste III 226 f., Unmöglichkeit ihrer Zusammenwirkung 226 f.
Plaudern der Kinder II 339
Pockels I 122
Poesie II 128 f.
Poesie der Töne III 234
Poesie und Musik III 229 f.
Poetische Sprache II 199 f.
Poetischer Tact III 12, 14

Point d'honneur I 174. 209
Politisches und organisches Leben I 358 f.
Politischer Zweikampf I 176
Polychromie III 223
Polyhistorie und Bildung I 50
Populäre Philosophie I 88, ihre gewöhnliche Bearbeitung und deren Unfruchtbarkeit für die Bildung 89
Porträt und Schema II 278
Post, A. H. III 374. 406 f.
Praktische Vernunft I 103
— Wissenschaften I 13
Predigt, Erhöhung ihrer Wirkung durch Kirche und Kirchenlied III 200 f.
Prepon und Decorum I 108
Princip I 76
Privatehre I 177
Proceß der Sittenschöpfung III 373 f.
— des Vorstellens II 294
Processe beharren, Inhalt wandelt II 14, niedere neben den höheren 14
—, physische und psychische III 392
— unseres Innern III 29 f.
Productive Thätigkeit des Körpers willkürlich oder unwillkürlich II 59
Projection der Empfindungen II 116
Pronomen II 179. 353
Protogenes III 207. 210
Psychische Auffassung II 40
— Elemente im gebildeten Geiste I 36
Psychischer Proceß der onomatopoet. Stufe II 130
Psycholog und Arzt I 32
Psychologie I 52 f., ihre Aufgabe III 390 f.
Psychologie, empirische u. rationale I 53
Psychologie der Aesthetik I 253
— der Musik, Aufgabe III 178
— der Thiere II 217
— und Aesthetik I 232 f.
— und Ethik III 389 f.
— und Naturwissenschaft III 6
— und Pädagogik III 37
— und Phänomenologie II 346
— und Völkerpsychologie I 335
Psychologische Beschaffenheit des Tactes III 38
Psychologische Erkenntniß des Komischen 313 f.
— Erkenntniß, erste Stufe derselben III 5 f.
— Erkenntniß, nicht Inhalt, sondern Form und Gesetz II 8
— Erklärung der Weltanschauungen I 279
— Erklärung des Humors I 273 f.
— Geschichte des psychologischen Denkens III 10
Psychologischer Grund der Herausforderung I 163
Psychologische Quelle d. Schande I 206 f.

Qualität und Quantität der Erkenntniß I 60
Quelle der Freundschaft III 326 f.
Quelle des Tactes III 64

Radowitz v. I 156. 158
Realdefinition II 299
Realismus und Idealismus im Humor und in der Wissenschaft I 261
Realisten III 84
Realität III 51
— und Idealität der Dinge I 135
Rechas Vorstellungen vom Tempelherrn II 257 f.
Recht II 314, Abhängigkeit von der Entwicklung der Sprache 315
Rechtsbewußtsein III 52
Rechtsgefühl und Rechtssitten III 412 f.
Rechtsleben und Rechtswissen III 51 f.
Redensarten, ihr schädlicher Einfluß I 163
Reflexbewegungen II 61 f., III 59, in den Stimmorganen 72 f. 98
Reflexbewegung beim Cultur- u. Naturmenschen III 60
Reflexion III 54
Regeln des Tactes III 16 f.
Regressus in infinitum II 340
Regsamkeit der Kinder II 172
Reihenfolge der Laute II 368

Reiser, A., als Currentschüler I 288
Relative Bedeutung der Wörter (je nach der individuellen Apperc.) II 364
Relief III 210. 224
Religiöse Ansicht von der Ehre I 210 f. 212
— Schwärmerei und Gefühl I 294
— Sitten III 413
— Vorstellungen III 396 f., ihre Fassung beeinflußt durch die Sprache II 317
Religion I 243. II 129, ihr Einfluß auf die Sitten III 416
— und Liebe I 296. III 324
— und Sittlichkeit III 356
Renan III 369
Repräsentation II 243 f., ihr Wesen verglichen mit der Verdichtung II 245
Reproduction verbundener Vorstellungen III 33
Repulsionskraft des Wortes II 386
Reuiger Sünder I 203
Rhythmus, äußerer und innerer III 229
—, Zweck und Wirkung desselben III 239
— des Gedankens, der Melodie u. der Prosodie III 233
— des inneren Thuns III 330
— in der Poesie III 229
Riffert J. III 245
Ritter C. G. III 245
Romantik in Verbindung mit der Religion I 249
Romantik neuere I 297
— und Humor I 245 f.
— und Wissenschaft I 300
— und Wunder I 297 f.
Rosenkranz I 174
Rousseau I 344. III 362
Rückert I 326. III 98
Rückkehr zur Natur I 344
Rücksicht auf die Gefühle Anderer III 24
Ruhm I 196 f., Unterschied von der Ehre 197 f., Umfang 198, Inhalt 199, wahrer (objectiver) 199, Ausschließung der Gemeinschaft 200, Shakspeares Heißsporn 201
Ruhmsucht I 201
Salomon de Caus II 327
Satire und Humor I 273. 320
Satz und Urtheil II 273
Satz und Wort II 274
Satzton II 381
Savigny II 315
Schätzung der sittlichen Handlung I 104 f. 111
Schallnachahmung II 119 f.
Schamgefühl III 378
Schande I 202 f., durch Angehörige 204 f.
— und verletzte Ehre I 205
Schauer I 298
Scheidung der geistigen Inhalte III 416
Scheidung der Geschlechter II 145 f.
— des Inhaltes der Anschauung in 2 Vorstellungen II 295
Schema und Porträt II 278
Schicksalstragödie I 303
Schiller I 117 f., Erwartung II 259
— und Goethe III 302 f.
— und Körner III 301
Schlegel über Jean Paul I 265
Schleiermacher I 249
Schließen der Augen beim Hören von Musik III 77
Schließung der Freundschaftsbündnisse bei den Südslaven und Morlaken III 272
Schmerz um Verstorbene I 315 f.
Schmidt, Chr. v. II 379
Schöne Seele I 117 f.
Schönheit als Vermittlerin zwischen Trieb und Vernunft III 91 f.
Schönheit des Lebens I 117
— in der Musik nach Hanslick und Vischer III 121
— und Sittlichkeit I 123
Schöpferische Kraft der Kunst II 271
— objective Ehre I 191 f.
— Thätigkeit der Frauen, sociale und natürliche Hemmung derselben I 41 f.
— Thätigkeit für und durch die Gesammtheit I 385 f.
Schöpferischer Trieb der Sprache, seine Verdrängung II 175

Schöpfung der Sprache aus ihren Elementen II 97 f.
— der Sprachlaute bei Kindern II 168
— muſikal. oder plaſtiſcher Werke II 351
— und Aneignung der Sprache II 24
Schopenhauer III 99
Schröder I 106
Schubert, Fr. III 176, Compoſition Goetheſcher Dichtungen III 167
Schützende Bewegungen II 64
Schumann, R. III 139. 245, Urtheil über ihn III 123, ſeine Liedercompoſition 235
Schweigen II 85. 160 f.
Scipio und Lälius III 284
Sclavenfrage I 396
Sclaverei III 417
Sculptur und Architektur III 203 f. 211
— und Malerei III 71. 216 f., ihr weſentlicher Unterſchied 219, Vereinigung 221 f.
Seele das Centrum und Abbild der Natur I 94, und Schöpferin einer höheren Welt 95 f.
Seele nach Leibniz Spiegel des Univerſums III 348
Seele nicht Spiegelfläche II 34
Seele und Geiſt II 74
Selbſtändigkeit der Idealität des Schönen III 99
Selbſtbeherrſchung III 64
Selbſtbewußtſein I 96. 366 II 74. 337 III 402, bei den verſchiedenen Nationen I 367
Selbſtbewußtſein, Keim deſſelben II 338
Selbſtbewußtſein der Geſammtheit I 366. 378, Unterſchied vom Selbſtbewußtſein des Einzelnen 366 f., Bedeutung für den Volksgeiſt 369, weſentliches Element für die Definition des Volkes 370, Verſchiedenheit bei verſchiedenen Völkern 374, bei den Einzelnen je nach dem Stande und der Stellung 375
Selbſtbewußtſein des Volkes I 379, objective Elemente deſſelben I 372, Erhöhung durch Kriegsthaten 379
Selbſtbewußtſein eines Heeres I 376 f.
Selbſtehre I 210. 224
Selbſterhaltung III 366
Selbſterkenntniß I 94 f.
Selbſtgefühl und Ehrgefühl I 131
Selbſtheit und Hingebung III 399 f. 419 f.
Selbſtmord I 141 f.
Selbſtſchätzung I 133
Selbſtſucht und Hingebung I 196
Senſibler und motoriſcher Nerv II 62
Sgraffito III 206
Shakſpeare I 181
Shakſpeares Richard III. I 134, Hamlet 259. 303, Lear 303, Narr und der griechiſche Chor 260
Sicherung und Befeſtigung des Denkens II 393
Sigismnnd II 53
Signal III 166
Silhouette III 218
Simmel, G. III 166
Simpliciſſimus I 207
Sinn der plaſtiſchen Künſte III 217
Sinn für die Darſtellungen des Humors I 276
Sinnestäuſchungen II 55
Sinnliches Gefühl III 376
Sitte und Geſetz III 380. 411
Sitte und Sittlichkeit III 351 f. 379
Sitten, menſchliche und Spuren bei Thieren III 368
Sitten, vorhiſtoriſche und hiſtoriſche III 353 f.
Sittenbildung III 381 f.
Sittenſchöpferiſche Zeiten III 386
Sittliches Bewußtſein III 379
Sittliche Bildung im Unterſchied von der ſcientifiſchen oder äſthetiſchen I 103
— Bildung, Weſen derſelben I 107
Sittliche Erkenntniß I 103 f.
Sittliche Gefühle III 375 f., Antriebe zu Handlungen 377 f.
Sittliche Gefühle, ihre Beſtimmtheit III 394 f.

Sittliches Handeln I 103
Sittliche Natur des Duells I 165
— Natur der Ehre I 207 f.
Sittliche Unterweisung I 101 f.
Sittlicher Werth der individuell begründeten Verbindungen der Menschen III 261 f.
Sittlicher Wille II 316
Sittlichkeit I 100 f. 113, moderne I 396
Sittlichkeit und Religion III 356
— und Schönheit I 123
Sokrates II 316. 383, sein Verdienst II 300
Sokrates und Aristophanes I 276
Sokratisches Bildungsstreben III 294
Sonderung der Elemente der Anschauung II 284 f., 288 f.
Sophistik und Materialismus I 240
Specialarbeit, geistige und materielle I 72 f.
Specielle Bildung I 64 f., verglichen mit der allgemeinen Bildung 66 f.
Spielhagen II 404, über den Comment I 168
Spielmann II 59
Spinoza, Lösung des Widerspruchs zwischen seinem System und seinem Charakter I 291
Sprachaneignung II 186
Sprachbildung, ihre Aufgabe II 153
Sprache: Spiegel des Geistes II 3, Verbindung mit allen Seiten des Geistes II 5, Stellung der Aufgabe 5, künstliche bei Taubstummen und Thieren 10, vergl. mit Plastik 21, als Unterschied vom Thier 25, als Norm und Triebkraft des Denkens 105, als Mittheilungsmittel 155 f., geschaffen in Gesellschaft 157, Bedingung der Wissenschaft 306, Bedeutung für das Denken 307, Bedeutung für die Erhaltung und Ausbildung der idealen Lebensgehalte 312, ihre Wirkung beim gemeinen Mann 335, Wirkung auf den Geist 336, nachtheiliger Einfluß auf das Denken 361
Sprache des Individuums und des Volkes II 400
— der Kinder II 168
— der Nomaden II 147
— und Apperception II 106
— und Geist I 355, II 163
— und Grammatik III 45
— und Kunst II 271. 321 f.
— und productive Thätigkeit des Menschen II 106 f.
— und Sprechen II 168
— und Volksgeist II 387. 399
— und Vorstellung II 361 f.
Sprachfähige Vögel II 122
Sprachfehler II 174 f.
Sprachform äußere II 133. 200
Sprachform innere II 138. 332, Erfolg derselben 139, eine bestimmte Weise der Apperception 141 f., ihre Bedeutung für die Sprache in historischer Zeit 189 f., ihr Schwinden 191 f., Rückkehr zu ihr 194, ihre Fortdauer 195, ihre Lebendigkeit 202 f., ihre Verschiedenheit bei verschiedenen Völkern 206
Sprachform und Vorstellung II 324
Sprachformen, Vieldeutigkeit derselben II 374 f.
Sprachgefühl III 46
Sprachlaut und musikalischer Ton III 113
Sprachlernen, absichtliches II 173
Sprachliche Apperception II 326 f.
Sprachliche Bezeichnung individueller Anschauung II 308 f.
Sprachliche Bildung I 82
Sprachliches und sprachloses Denken II 348 f.
Sprachschatz ein Erfolg der Apperception II 144
Sprachschöpfung II 97 f.
— der Kinder II 168
Sprachstudium I 80
Sprachwissenschaft, Aufgabe derselben II 269
Sprechen II 174 f., 272. 402, Verhältniß des Willkürlichen und Unwillkürlichen II 83

Sprechen eine Kunst II 172
Sprechen ist urtheilen II 293
Sprechen und Sprache II 168
— und Verstehen II 160
Staat und König I 196
Stadium der Sprachschöpfung II 105
Standesehre I 147 f., das Band der Gemeinschaft 151
Statistische Betrachtungsweise I 22
Statuen, bemalte III 221 f., bei verkleinertem Maßstab 223
Steinthal I 347 f., II 8. 18. 74. 106. 136. 159. 175. 250. 279. 283. 307. 333. 340. 350. 360 III 364. 394
Sterne I 307, III 36
Stewart, D. II 256
Stifter von Gemeinschaften I 192
Stimmung II 263, musikalische III 196 f.
Stimmung und Anschauung III 196
Stimmung und associirte Vorstellungen III 146
Störungen des Seelenlebens I 292
Störung in der Aufnahme zweier Kunstwerke III 73 f.
Stoff der Künste, Verschiedenheit desselben III 199
Stolz I 227 f.
— der Demuth I 212
— dummer I 228
Streben nach Zusammenschließung mit Anderen I 189
Streit um den Gehalt der Musik III 135
Studentenduell I 164. 167
Stufen des Seelenlebens II 346 f.
— der Sprachaneignung, Vergleichung mit den Stufen der Sprachschöpfung II 188 f.
— der Sprachbildung II 112
Styl I 82, III 46
— und innere Sprachform II 198 f.
Subjective Ehre I 137 f.
Subjectivität und Individualität I 348 f.
Suchen im Lexicon II 47
Sybel, H. v. I 291
Symbolik und Analogie in der Onomatopöie II 125 f.
Symbolische Apperception in der Baukunst III 213 f.
Symbolische Auffassung der Naturdinge III 127
Symbolische Auffassung der Töne III 118 f., ihr Einfluß auf die Stimmung 119 f.
Synonyma II 334
System I 75
Systematik II 395 f., natürliche und künstliche II 341

Tact III 3 f., in der Gesellschaft 11, positiv und negativ 15, des praktischen und sittlichen Lebens 17, individuell nach Aristoteles 20, Bestimmung des Maßes 21 f., natürlicher und feiner 44 f., der Frauen 54, Kunst des Lebens 54, bei Vornehmen 61, feiner und richtiger 63
Tact und conventionelle Ordnung III 57 f.
— und Gesetz III 55
— und sittliche Idee III 41 f.
— und das unreflectirte ethische Leben III 42
— und Vorstellungen III 33 f.
Tactfestigkeit III 62
Tactlosigkeit III 63
Tactvolles Handeln III 4 f.
— Naturell III 14
Tadel und Billigung III 394
Tafelrunde III 56 f.
Tanz II 136
Tastgefühl II 91
Taubstumme II 121
Taubstummenunterricht II 10. 169
Tempo des Denkens III 37
Text und Melodie III 163 f.
Thatkraft eigene der Seele II 127
Theilung der Arbeit I 38. 54
— der Arbeit und Verringerung der Bildung I 71
Thierbilder auf den ältesten Geräthen II 133
Thierische Laute II 87

Tiefendimenſion pſychiſche III 207
Tizianiſches Colorit II 323 f. III 35
Tobler, L. II 208. 365
Todte Sprachen II 203. 211
Töne zur Begleitung von Triebäußerungen II 126
Tonanſchauung, Freude an derſelben III 114
Tonreihen und Gedanken des Componiſten III 157 f.
Tonverhältniſſe und Tonanſchauungen III 110
Toxaris III 274
Tradition in der Geſchichte III 387
Traveſtie und Parodie I 301
Trieb zur Geſellung III 259
Tſcherkeſſen, politiſche Gliederung vor ihrer Unterjochung III 277 f.
Tſchudi II 53 f.

Uebergewicht des Lautes II 105
Ueberladung der Wände mit Verſen III 204
Ueberlieferung, Abhängigkeit von derſelben I 333
Ueberlieferung durch die Sprache II 214 f.
Ueberlieferung durch plaſtiſche Werke II 215
Ueberſchuß von Gedanken II 127 f.
Ueberſetzungen I 80
Uebertragung der Wörter II 150
Umgangsform I 107
Unbeſtimmtheit der Vorſtellungen in der Muſik III 133. 138 f., 168 f.
Unendliche, das u. die Wiſſenſchaft I 299
Ungeſchickte Wortbildung II 207
Univerſalität der Bildung I 78 f., im Unterſchied von Polyhiſt. und Philoſophie I 50 f.
Univerſeller Kreis der Bildung und ſein Centrum I 29 f.
Univerſitäten und Gymnaſien I 81
Univerſitätspädagogik I 82
Unklarheit der Motive des Duells I 166
Unperſönliches Zeitwort II 285 f.
Untergang eines Volkes I 406 f.
Unterricht durch Sprache und in den Sprachen II 394
Unterſchätzung der Interjection II 124
Unterſchied der Sinnesnerven III 112
— der Sprache im Redenden und Hörenden II 370 f.
— der Vorſtellung von der Anſchauung II 281 f.
Unverſtändniß II 382 f.
Urmenſch II 111. 128
Urſachen der Bewegung des menſchlichen Körpers II 76 f.
Urſachen des größeren Ehrtriebes in den Jünglingsjahren I 140 f., beim Studenten, Adel und Militär 144 f., Idealität des Lebens 145, ihre Anerkennung 146, Abgeſchloſſenheit 146, Geſchloſſenheit 147
Urſache des Lachens und Weinens I 318 f.
Urſprache II 103
Urſprüngliches Verhältniß zwiſchen Leib und Seele II 76
Urſprung der Sitten III 351 f., 360 f., 367 f.
Urſprung der Sprache II 87 f., pſychologiſch oder hiſtoriſch II 8, verſchiedene Stellung der Frage 15, Fehler darin 19, in allen Sprachgenoſſen 23, Nothwendigkeit deſſelben 23, willkürlich oder nothwendig göttlich oder menſchlich? II 163 f., göttlich oder menſchlich? III 364
Urtheil II 291
— des Begriffs II 302
— der Nebenmenſchen I 209 f.
— und Satz II 273

Veränderung des Gehirns II 215 f.
— der Lautform II 193
Verantwortung für den Geſchändeten I 205
Verbeſſerung der Perception durch die Apperception II 48
Verbindung des Einzelnen zum Ganzen in der Wiſſenſchaft und im Leben I 323 f.

Verbindung des Geiſtes und Leibes, receptiv oder productiv II 32, productive 59
— der lyriſchen und epiſchen Poeſie mit der Muſik III 239
— der Menſchen durch die Religion I 189
— der motoriſchen Nerven der Sprachorgane mit den Gehörnerven II 120
— der verſchiedenen Berufsarten I 67 f.
— der Wörter mit Vorſtellungen II 171
— unbewußte von Leib und Seele II 80
— von Gedanke und Gefühl im Humor I 292 f.
— von Lautanſchauung mit der Sachanſchauung II 100 f. 104
— von Lautanſchauung und Lautbewegung II 101 f. 104
— zwiſchen Lautvorſtellung und Lauterzeugung II 85, Verbindung beider mit einem Vorſtellungsinhalt 86
Verbot III 380
Verbreitung der Muſik III 168
Verbreitung der Wiſſenſchaft I 16
Verdichtung III 35
— des Denkens II 229 f.
— der Vorſtellungen durch die Sprache II 214
— und Repräſentation II 245 f.
— von methodiſcher Form II 233
Veredlung des Menſchen II 320
Vereinigung von Trieb und Vernunft in der Schönheit III 91 f.
Verengerung des Sprachſchatzes II 151 f.
Verfall der Künſte III 209
Verhältniß der äſthetiſchen Form zum Inhalt III 89
— der äſthetiſchen Form zu unſerer Intelligenz III 88 f.
— der Bildung zur Wiſſenſchaft I 14 f.
— des Einzelnen zur Geſammtheit I 323 f.
— des Einzelnen zu ſeinem Volk in Bezug auf die Sprache II 399 f.
— der Einzelnen zur Sprache des Volkes I 352 f.
Verhältniſſe der Gefühle zum ſprachlichen Ausdruck II 318 f.
Verhältniß, verſchiedenes des Geiſtes zum Leibe II 75
Verhältniß von Subject und Prädicat II 295
Verhalten der Alten zur Bildung I 25
— des Componiſten zu ſeinem Werke III 180 f.
— der Geſetzgebung zum Duell I 172
— der Muſik zur Natur III 150 f.
— von muſikaliſchen Tönen und Wörtern zum Gefühl III 178 f.
— von Muſik und Plaſtik zum Gefühl III 179
Verholzung I 393
Verkettung der Verhältniſſe des Lebens I 324
Verletzte Ehre und Schande I 205
Vermiſchung des Schönen und Guten bei den Griechen I 111
— maleriſcher und redender Künſte III 228
— und Zuſammenwirkung der Künſte III 67 f., unzureichende Anſicht darüber nach den äſthetiſchen Verwandtſchaftsgraden 71 f.
Verſchärfung der ſinnlichen Empfindung durch die Apperception II 49
Verſchiedenheit des Apperceptionsproceſſes bei der Muſik und plaſtiſchen Kunſt III 190
Verſchiedenheit der individuellen Vorſtellungen II 378
— der Kreiſe der Bildung und Wiſſenſchaft I 33 f., ihre Verbindung 35
— der Laute bei den Menſchen II 395
— der Sprachformen II 200 f.
Verſchiedenheiten, ſtiliſtiſche der Muſik III 234
Verſchmelzung von Gedanke und Gefühl im Humor I 293
Verſtändlichkeit der Sprache II 157 f.
Verſtändniß das Problem der Sprache II 22
—, Frage nach der Möglichkeit deſſelben II 377
Verſtehen der Kinder II 169
Verſtehen und Sprechen II 160
Vertrag III 362 f.

Vertretung und Verdichtung II 245 f.
Verwandlung des Materiellen in Vorstellungen I 135
Verwandtschaft der Baukunst mit der Musik III 213
— der Poesie mit der Musik III 229
Verwechselung der leiblichen Processe mit den seelischen II 78
Vico I 402
Vielheit in der Einheit des Selbstbewußtseins I 340
Virchow I 359, II 79
Vischer I 234
Völkerpsychologie I 326 f., II 27, 399, Aufgabe I 328, 337, Aussprüche von Goethe, W. v. Humboldt I 331, Ritter, Goltz I 332, Zweifel an ihrer Berechtigung I 328
Völkerpsychologie und Psychologie I 335
Volk I 370 f., Erzeugniß des Volksgeistes 372
Volks- und Fortbildung I 68
Volksetymologie II 196 f.
Volksgeist I 329 f., 336 f., 373, besondere Gestaltung in einer bestimmten Zeit I 404, sein Untergang I 406 f., Subject der Sprache I 352 f., Wirkung auf denselben I 387
Volksgeist und Sprache II 387. 399
Volksschriften I 353 f.
Vorgang der Anschauung II 289
Vorliebe des Humors fürs Kleine I 262 f.
Vormenschlicher Zustand II 105
Vorsprachlicher Zustand der Seele II 87 f.
Vorstellung II 220
— des Tactes und tactvolles Handeln III 4 f.
— und Anschauung II 177 f. 250. 277 f. III 5
— und Begriff II 301 f., III 9, ihr Unterschied in der Geschichte des menschlichen Denkens II 303
— und Gefühl I 285 f., II 318
— und Sprache II 361 f.
— und Wort II 178 f.
Vorstellungen, appercipirte und associrte III 143
—, dunkle I 287 f., abstracte und concrete 288 f.
—, ihre Entstehung durch die Sprache II 249
—, innere Anschauung II 176 f.
—, moralische und ästhetische II 185, appercipirende 187, mittelbar aus Anschauungen gebildete II 310 f.
Vorstellungen sind Repräsentationen II 249
Vorstellung und Tact III 33 f.
Vorstellungsreihen und Wörterreihen II 369
Vortrag I 115
Vorzug der modernen Freundschaft vor der antiken III 342
— der Musik III 168. 199 f.
— der Poesie vor der Musik III 132
— der verdichteten und vertretenden Vorstellungen II 247

Wachsfigur III 221 f.
Wahlbruderschaft III 415
Wahl-Brüder III 271
Wahnsinn I 292. 303 f.
Wahrhaftigkeit III 399
Wahrheit der allgemeinen Begriffe und Einzelurtheile II 383 f.
Wahrnehmung, sinnliche II 39
— und Begierde II 96
— und Empfindung II 39. 92
Wahrnehmungen d. verschiedenen Sinne, Aehnlichkeit derselben für die Seele II 131
Waitz I 287, Deutung der Ehre I 213 f.
Weber, K. M. v. III 170
Wechsel der Anschauung II 288
— der Generationen I 399 f.
— der Kleider unter Freunden III 273
— des Namens unter Freunden III 273 f.
Wechselwirkung der Masse und der genialen Führer I 384
—, Entdeckung einfacher Thatsachen u. psychologische Deutung III 352

Wechselwirkung, Seele und Leib II 29 f.
Weiblichkeit I 43
Weihnachtsausstellungen der Berliner Akademie der Künste III 69. 191, Entstehung des Irrthums der Aussteller 194 f., Vorschlag zur Beseitigung des Fehlers 195. 200
Weinen und Lachen I 310 f.. 314 f.
Weis, L. II 252
Welt der Töne III 117
Weltanschauung I 236, des Materialismus (sinnliche oder empirische) 237 f., des Classicismus (verständige) 240 f., bei den Griechen 241, der Philosophie und Religion (vernünftige oder philosophische, Ideenlehre) 242 f., des subjectiven Idealismus I 244, der Romantik und des Humors 245 f., humoristische und ideale 262, mechanische und teleologische III 391
Weltordnung, natürliche, sittliche und ästhetische III 97
Werke der Malerei und der Musik, Unterschied ihrer Dauer III 184
Werke der Sprache II 403
Werth der nachahmenden Laute II 124
— der Wissenschaft I 16
Wesen der Apperception II 41 f. 55
— des Begriffs II 300
— der Freundschaft III 256 f., 312 f., in den modernen Zeiten 291 f., 295
— des menschlichen Geistes III 95
— der Sitte III 354 f.
— der Sprachthätigkeit II 272
— des Tactes III 9. 26 f. Betrachtungen im Sinne der alten Psychologie 27, nach der allgemeinen Ansicht der Menschen 27 f.
Wesen und Wirkung der Musik III 158 f.
Wiedererkennen II 253
Willkürliche Schöpfung der Sprache u. Kritik derselben II 16
Wirken für die Gesammtheit I 194
Wirksamkeit ästhetischer Motive I 383
— vereinte der Künste III 209
Wirkung der Architektur III 211 f.
Wirkung des Einzelnen auf die Gesammtheit I 394
Wirkung der idealen Momente auf den psychischen Mechanismus III 64 f.
Wirkung der Musik, ästhetisch III 104 f. und pathetisch 110 f., symbolisch 118 f.
Wirkung der Musik im Gegensatz zu den plastischen Künsten III 196 f.
Wirkung eines Kunstwerkes ein psychol. Kunstwerk III 207
— in die Ferne III 318
— psychische des Humors I 301
Wirkungssphäre III 317 f. des denkenden Wesens 319
Wissen III 294
Wissen und Gesinnung III 47
Wissenschaft II 393, neuere I 38 f.
Wissenschaft und Romantik I 300
— und das Unendliche I 299
Wissenschaftliche Betrachtung I 299
— Erkenntniß III 8.
— Gespräch II 396
— Zweikampf I 176
Witz I 272. 313
Witz und Wahnsinn II 363
Wörter ohne anschaubaren Inhalt, Verständniß derselben II 176
Wörterbücher, ihr Mangel, ihre Aufgabe II 13
Wörterreihen und Vorstellungsreihen II 369
Wolffsohn I 179
Wort, seine Bedeutung für die Kunstbetrachtung II 323 f., das rechte als vollkommener Proceß der Apperception 326 f., seine Bedeutung in der Poesie 332, Ursache von Gedanken 334
— und Anschauung II 191. 294
— und Begriff II 355 f.
— und Münze II 382
— und Musik III 170 f.
— und Satz II 274
— und Vorstellung II 178 f.
Wortbildung II 205 f.

Wortführer II 159
Wortlaut und Wortsinn II 200 f.
Wortschatz bei verschiedenen Menschenclassen II 147
Wortschöpfung II 388
Wortwurzeln, Inhalt derselben II 285, ihr ursprüngl. Charakter 287
Wunder und Glaube I 298
— und Romantik I 297 f.
Wundt I 317
Wurzelwörter II 143

Yorik III 13 f.

Zahl und Maß II 389.
Zeichen, seine Bedeutung II 23
Zeichnungen von Gebäuden und Gegenden III 212
Zeit II 390
Zeit des Ursprungs der Sitten III 351. 353
Zeit und Energie II 238 f
Zeitgeist I 381
Zeitliche Aufeinanderfolge der 3 Stufen der Sprachentwicklung II 154 f.
Zeitungsleser II 232
Zerlegung der Anschauung in Vorstellungen II 284 f.
— des Anschauungsinhaltes II 296
— in Subject und Prädicat durch die Vorstellung II 285 f.
Zeus des Phidias II 349
Ziel, letztes der Wissenschaften I 54
Zieraten III 403
Zimmermann I 251 f.
Zünftige Allgemeinheit I 186
Zugehörigkeit zu einer Gesammtheit I 185 f. 187 f.
Zunft I 342 f.
Zusammenhang der Rede II 393. 395. 402
— der Wirkungen der Musik mit psychologischen Richtungen anderer Art III 155 f.
— der Wissenschaften I 55
— zwischen der Idee des Schönen und den Ideen des Guten und des Wahren III 98
Zusammenschließung, Arten und Grade derselben III 260
— der Seelen III 320 f. 405
Zusammensetzung von Wörtern II 208 f., ohne Gedankenverbindung 208, durchdrungen von formaler Gliederung 209 f., Verwendung im Lustspiel und tragischen Styl 211
Zusammenwirkung der Malerei und Musik III 185 f. 195. 201
Zweck der Bildung individuell I 11, allgemein 21 f.
— der Kunst III 74
— der Wissenschaft allgemein I 11, objectiv und subjectiv 17
Zweikampf als Gottesurtheil I 161.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei uns erschien:

Lazarus, Prof. Dr. **M., Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.** Vortrag im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie zu Berlin am 20. Januar 1872 gehalten. Zweiter unveränderter Abdruck. 1872. Velinpapier. gr. 8. geh. Preis 75 Pf.

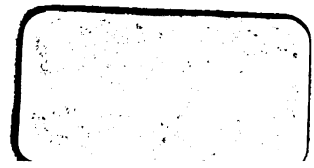
Lazarus, Prof. Dr. **M., Ueber die Ideen in der Geschichte.** Rectoratsrede in der Aula der Hochschule zu Bern am 14. November 1863 gehalten. (Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.) Zweiter unveränderter Abdruck. 1872. gr. 8. geh. Preis 2 Mark.

Lazarus, Prof. Dr. **M., Das Leben der Seele** in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage. 1877. 1878. Band I. u. II. gr. 8. geh. à 7 Mark 50 Pf.
In Leinwand gebunden à 9 Mark.

Inhalt: Band I. Bildung und Wissenschaft. — Ehre und Ruhm. — Der Humor. — Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit. Band II. Geist und Sprache, eine psychologische Monographie. (Einleitung. Die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib. Ursprung der Sprache. Die Erlernung und Fortbildung der Sprache. Einfluß der Sprache auf den Geist. Die Congruenz von Geist und Sprache und das Verständniß.)

Lazarus, Prof. Dr. **M., Zur Lehre von den Sinnestäuschungen.** Nach einem Vortrage, gehalten in der medicinisch-psychologischen Gesellschaft zu Berlin. (Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.) 1867. gr. 8. geh. Preis 80 Pf.

Lazarus, Prof. Dr. **M., Rede auf Herbart,** bei der Enthüllung des Denkmals in Oldenburg zum 100jährigen Geburtstage am 4. Mai 1876. 1876. gr. 8. geh. Preis 40 Pf.

Lazarus, Prof. Dr. **M., Was heißt national?** Zweite Auflage. 1880. gr. 8. geh. Preis 1 Mark.

Weimar. - Hof-Buchdruckerei.